STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

STANFORD LIBRARIES

Bertha von Suttner.

Die Tiefinnerſten.

Roman.

Dresden und Leipzig.
E. Pierſon's Verlag.
1893.

Digitized by Google

27
MJ
L263 1486
L286/1387/120

Die Tiefinnerſten.

Roman

von

Bertha von Suttner.

Motto:

. . . . jenes Mehr wird sichtbar und vermittelst dieser seiner Sichtbarkeit, keineswegs vermittelst seines innern Wesens, tritt es unter das Gesetz und die Bedingungen der Ersichtlichkeit überhaupt; aber es ist noch mehr denn dieses aus irgend einem Gesetze hervorgehendes und darum nothwendiges, und weites, und es ist in Absicht dieses Mehr durch sich selbst, was es ist, ein wahrhaft erstes, ursprüngliches und freies, und da es dieses ist erscheint es auch also dem tiefsten und in sich selber zu Ende gekommenen Denken.

Johann Gottlieb Fichte

(Reden an die Deutsche Nation. Aus der VII. Rede: „Noch tiefere Erfassung der Ursprünglichkeit u. s. w.")

Dresden und Leipzig.
E. Pierſon's Verlag.
1893.

MFH
16767

E 95238

PT2533
S3T5

Alle Rechte vorbehalten.
Unbefugter Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.

Digitized by Google

Vorwort.

Der vorliegende Roman — nein, „Roman“ ist eine viel zu hochtönende Bezeichnung: wäre das Ding ein Musikstück, so hätte ich es „scherzo con variazioni“ benannt — nun denn, die vorliegende Spielerei ist zwei Jahre vor dem Erscheinen von „Die Waffen nieder“ geschrieben worden. Dieser Umstand würde mir nicht erwähnenswert erscheinen, wenn ich nicht die Erfahrung gemacht hätte, daß die Kritik seit einiger Zeit mir die Ehre erweist, alle meine später veröffentlichten Sachen mit jenem Buche zu vergleichen und den Fort- oder Rückschritt zu konstatiren, den das neuere Erzeugnis darstellt. Diese Erörterungen waren aber tatsächlich gegenstandslos, weil keines meiner seitdem

erſchienenen Bücher nach der Veröffentlichung von „D. W. n.“ verfaßt worden iſt.

Das Manuſkript der „Tiefinnerſten“ hat mehreren Zeitungsredaktionen vorgelegen und wurde als „zu arm an ſpannender Handlung“ als „dem Geſchmack unſeres Publikums“ nicht entſprechend, höflichſt abgelehnt. Ich ließ es darauf im Pulte liegen, in der Vorausſetzung, daß ich vielleicht einmal ein Publikum finde, dem ich die für „Fortſetzungen“ zu langweilige Geſchichte in Buchform darbieten dürfte. Mit dieſen einleitenden Worten habe ich meine Arbeit nicht vor der Kritik, ſondern nur vor chronologiſch irrtümlicher Kritik ſchützen wollen. Unſere Zeit und was ſie füllt, vergeht und verwandelt ſich ſo raſch, daß jedes Werk nur im Zuſammenhang mit ſeinem Entſtehungsjahr gerecht beurteilt werden kann. Zwar gibt es „Tiefinnerſte“ noch in Fülle, dennoch: wenn ich heute eine gewiſſe Schreib- und Denkweiſe zum Motiv litterariſcher Scherzvariationen machen wollte, ſo würde ich eher die alle alten Begriffe, Worte und Werte umprägenden

Nietzſche-Jünger zum Vorwurf gewählt haben, und ſtatt „der Tiefinnerſten“ hätte ich die „Jenſeitigen“ (von gut und böſe nämlich) oder die „Umwerter“ zu ſchreiben verſucht.

Harmannsdorf im November 1892.

Bertha v. Suttner.

I.

„Unſer Trauerjahr iſt vorüber, Roſa . . . Jetzt heißt es, an unſere Zukunftspläne denken.“

„Das Jahr iſt vorüber — nicht die Trauer. Ich glaube, den Verluſt werde ich nie und nimmer verſchmerzen.“

„Und doch, Schweſter, ſind wir es dem Unvergeßlichen ſchuldig, uns von dem Kummer und aus der Einſamkeit loszureißen, und ſeinen Willen zu thun . . . ſeinen Willen, der da war: „Geht hinaus in's Leben, freut Euch des Lebens — ſeid glücklich und trachtet, um Euch herum Glück zu verbreiten!“ — Willſt Du, Roſa, ſo hole ich wieder einmal ſeinen nachgelaſſenen Brief hervor? Darin iſt ja Alles niedergeſchrieben, was er von uns gewünſcht und gefordert hat . . . . Heute, am Jahrestage ſeines Todes — da wir eben eine fromme Stunde an ſeinem Grabe zugebracht, jetzt, wo unſere Gedanken ſo liebevoll bei ihm waren —“

„Das ſind die meinigen an jedem Tage, zu jeder Stunde“, ſchaltet Roſa ein.

„... jetzt wäre der rechte Augenblick, ihn ſprechen zu laſſen.

„Gut, Kurt, bringe den Brief — ich will ihn gerne wieder hören.“

Der junge Mann entfernt ſich und Roſa blickt ihm zärtlich nach.

Wohl kann das ſchweſterliche Auge mit Stolz und Wohlgefallen den Dahinſchreitenden verfolgen — und ebenſo gerechtfertigt ſind der Stolz und das Wohlgefallen, mit welchen bei anderen Gelegenheiten Kurt ſeine Schweſter anzublicken pflegt.

Er iſt dreiundzwanzig — ſie einundzwanzig Jahre alt. Beide hoch- und ſchlank gewachſen, mit feingeſchnittenen edlen Zügen, mit ſchwarzen, welligen Haaren und dunklen Feueraugen — Erbſtücke ihrer ſüditalieniſchen Mutter. Er voll ritterlicher, ſie voll magdlicher Anmut in jeder Bewegung — kurz: ein herrliches Geſchwiſterpaar. Es gab eine Photographie von ihnen — Romeo und Julie in der Balkonſzene darſtellend — und eine poetiſchere Verkörperung der Veroneſer Liebenden ließe ſich nicht denken.

Jetzt, wie ſie ſo daſitzt, in ihrem Trauerkleide, auf dem blaſſen Geſichtchen die Spuren der vor Kurzem

vergoſſenen Thränen, ſieht Roſa eher rührend als blendend aus. Aber wenn die natürliche Heiterkeit ihres Gemüthes wieder hervorbräche, wenn die ſchwarzen Augen wieder leuchten und die weißen Zähne unter lächelnden Lippen wieder hervorblitzen würden, dann mußte ihre Schönheit eine berückende ſein.

Nach einer Weile kommt Kurt zurück. Er hält ein Ebenholzkäſtchen in Händen und ſtellt es auf den Tiſch. Dann trennt er von ſeiner Uhrkette einen kleinen Schlüſſel los, mit dem er das Käſtchen aufſchließt. Daſſelbe iſt mit Papieren angefüllt. Er ſucht einen Brief hervor und zieht ihn aus dem Umſchlag. In der Art und Weiſe, wie er dieſe Gegenſtände handhabt, liegt Ehrerbietung und Andacht.

„Soll ich leſen oder willſt Du?“

Roſa lehnt ſich in ihren Seſſel zurück und ſchließt die Augen: „Lies Du, ich bitte“.

Kurt drückt einen Kuß auf das Blatt, ſetzt ſich und beginnt:

„Schloß Schallerkron, Niederöſterreich,
Februar 1884.

Das war eine ſchlimme Ueberraſchung, Kinder! . . Dabei iſt mir eigentlich am meiſten um Euch leid, meine Geliebten, denn Ihr werdet mich ſchmerzlich vermiſſen und tiefen Kummer empfinden. Und es iſt

traurig, daß dies gerade in eure blühendſte Jugendzeit fallen muß! . . . Später, wenn Ihr ſelber ſchon ältliche Leute geweſen wäret, hättet Ihr den alten Großvater Eurer Kinder leichter verlieren können, als Ihr jetzt — in drei oder vier Monaten — den in rüſtigſten Mannesalter ſtehenden väterlichen Freund begraben werdet, Ihr meine armen Lieblinge!

Denn das iſt's, was ich heute bei einem berühmten Arzt erfahren habe: Ich bin unheilbar. Die eine Lunge iſt ſchon hin — die andere tüchtig angegriffen. Eine Reiſe nach dem Süden könnte den Ausgang vielleicht um ein paar Wochen verzögern. Aber ich ſterbe lieber in Schallerkron. Und lieber, ohne Euch den Schmerz der langen Vorausſicht bereitet zu haben, die ſich an eine ſolche ärztlich verordnete Kurreiſe knüpft; ohne Euch die ſchreckliche Rückfahrt aufzuerlegen, mit dem ſchwarzen Kaſten im Zuge . . . Wenn Ihr von der Gefahr wüßteſt, die über mich verhängt iſt, ſo würde jeder meiner Huſtenanfälle — ein Ding, das Ihr ſchon gewohnt ſeid und gar nicht beachtet — Euch einen Stich in's Herz geben. Ich aber will dieſe lieben guten Herzen nicht verwunden. Und darum habe ich geſchwiegen. — Auf dieſe Art wird das Unabwendbare plötzlich über Euch kommen — ſo unerwartet, daß Ihr's gar nicht recht faſſen werdet — und es wird

darum nicht grauſamer ſein, als hättet Ihr es ſchon längſt kommen geſehen. Ich weiß es aus Erfahrung, daß dieſes Kommenſehen, dieſes ſogenannte Vorbereitetſein, das Unglück nicht geringer macht, ſondern nur den Schmerz darüber auch auf die Zeit vor deſſen Eintreffen ausdehnt. Habe ich doch mein Liebſtes auf der Welt — Eure Mutter — ſo verloren, daß ich monatelang ihren Tod vorausſah und ſo das Abſchiedsweh in ſeiner ganzen Bitterkeit zu leiden hatte, während ihre geliebten Augen noch offen waren. In jedem ihrer Seufzer glaubte ich einen Todesſeufzer zu hören und wenn manchmal, im Schlafe ihr Atem leiſer ward, ſo daß ich ihn ein paar Sekunden lang nicht hörte, ſo glaubte ich immer ſchon, es ſei alles vorbei — und empfand den ganzen Schmerz der ewigen Trennung. Es bleibt alſo dabei: Ihr ſollt von dem unheimlichen Doktorverdikt nichts erfahren. Daher werde ich auch bei Lebzeiten Euch keine, nach meinem Tode zu befolgenden, mündlichen Lehren geben; — ich ziehe es vor, ſolche ſchriftlich niederzulegen. Ihr werdet meine Ermahnungen leſen, wenn ich nicht mehr bin; dadurch können ſie an Weihe und Eindringlichkeit nur gewinnen uud nicht ſo leicht der Vergeſſenheit verfallen, wie das geſprochene Wort.

Ich will Euch raten und beiſtehen zu Eurer

künftigen Lebensführung. Ich habe Euch erzogen — ganz anders als andere Kinder erzogen werden — und so seid Ihr auch ein paar andere Menschen geworden, als jene, unter die Ihr jetzt Euch mengen werdet, und ich allein kann wissen, wie Ihr leben sollt, um zu gedeihen; um diejenigen Eigenschaften und Neigungen zu voller Entfaltung zu bringen, deren Saat ich in Eure Seelen gestreut.

Vor allem: Ihr müßt zusammenbleiben. Rosa kann nicht allein leben; sie muß unter dem Schutze ihres Bruders stehen — so lange sie sich nicht unter den Schutz eines Gatten stellt. Sollte sie nicht heiraten was ich bezweifle — so mag sie von ihrem zweiunddreißigsten Jahre an von Kurt sich trennen, falls sie oder er — was ich auch bezweifle — eine solche Trennung wünschen. Ich besitze weibliche alte Verwandte in Hülle und Fülle, die mit tausend Freuden bereit wären, mein Mädchen unter ihre Fittiche zu nehmen; aber — verzeiht, ehrwürdige Cousinen — Eure lahmen Gänseflügel wollen mir nicht geeignet erscheinen, meine kleine Himmelslerche zu schirmen, die Ihre Flüge in so lichte Höhen zu lenken gewohnt ist, wohin — Ihr mögt die langen Hälse strecken, so viel Ihr wollt — nicht einmal Eure Blicke reichen. Sie alle zwar werden die Nase — ich sollte, um meinem

Bilde treu zu bleiben, ſagen den Schnabel — rümpfen, daß ein junges Fräulein, ſtatt bei einer alten Tante, bei einem jungen Bruder wohne . . . Aber, Kinder, über das Rümpfen der Weltnaſe (was man nämlich ſo Welt nennt: der kleine Klatſchkreis, in deſſen Mitte man ſich bewegt) — darüber ſind wir Drei hinaus. Ich weiß meine Roſa bei meinem Kurt am beſten aufgehoben, und — ihn bei ihr. Ich weiß, wie ſein Haus durch ihre Nähe geſchützt ſein wird vor all den Unlauterkeiten, die ſonſt in das Heim eines reichen jungen „Garçons“ einzufallen pflegen. Weder verlotterte Kameraden, noch wuchernde Geldleiher, noch — noch Schlimmeres, werden da eindringen können, wo mein Sohn über der Reinheit meiner Tochter wacht.

Die Verhältniſſe erlauben dieſe Einteilung: Ihr ſeid ſelbſtändig und reich. Kurt hat ſein Freiwilligenjahr ſchon abgedient, er kann ſomit zu Hauſe bleiben. Sollte er früher heiraten, als Roſa, ſo dürfte das für ſie kein Hindernis ſein, bei ihm zu bleiben — im Gegenteil.

Bis jetzt habt Ihr beinahe immer auf dem Lande gelebt. Das ſoll anders werden: Ihr müßt Euch nicht in Schallerkron vergraben. Wenn das Trauerjahr verſtrichen iſt — denn dieſes, wie ich Euch kenne, werdet Ihr doch ganz meinem Andenken weihen — dann gehet

hinaus ins Leben und freuet Euch des Lebens; seid glücklich und trachtet, Glück um Euch zu verbreiten.

Uebersiedelt nach Wien. Die praktische Einrichtung Eures Haushaltes wird Onkel Rudolf übernehmen, den ich zu Eurem Vormunde einsetze und dem ich meine diesbezüglichen Wünsche zukommen lassen werde. Sollte Euch die Lust anwandeln, zu reisen, so thut es immerhin, aber wieder nur miteinander.

Was Deinen Beruf anbelangt, Kurt, so sind wir zwar schon mündlich darüber übereingekommen; aber weil dieses doch so eine Art Testament ist, welches Dir meine Wünsche doppelt feierlich und doppelt kräftig einprägen soll, so will ich hier noch einmal niederschreiben, was die Beschlüsse waren, zu denen wir gelangten, wenn zwischen uns die an jeden Jüngling herantretende Frage debattirt wurde: „Was soll ich werden?“ Wir haben als Deinen Beruf die frei betriebene Wissenschaft gewählt. Du sollst ein unabhängiger Gelehrter und Forscher werden. Dazu brauchst Du — vielmehr darfst Du keine Universität beziehen. Die hohe Schule, wie ich sie meine, wo nicht Juristerei und — „ach Theologie“, nicht Medizin und nicht Philologie, sondern das Gesammtgebiet aller bisher entdeckten Wahrheit gelehrt wird — die giebt es noch nicht von staatswegen. Ich habe Dich auch nicht dar-

nach erzogen, armer Junge, daß Du irgend einen Doktorhut auf Deinen ſchwarzen Krauskopf (ein hübſcher Junge biſt Du, zwiſchen Parentheſen) ſetzen könnteſt; Du haſt keine ſogenannten „höheren Studien„ gemacht; keine Staats-Examina beſtanden, kannſt kein Griechiſch ... kurz Du biſt vom Standpunkt der offiziellen Gelehrſamkeit in einem jammervollen Zuſtand wilder Unbildung —: verzichte von vornherein auf jede ſtaatliche Anſtellung mit 400 — 600 Fl. Gehalt. Ein Verzicht, der Dir übrigens um ſo leichter werden kann, als ich Dir ein Vermögen von rund einer Million hinterlaſſe. Aber verzichte nicht auf die Ehre, ein nützliches Glied der Geſellſchaft zu werden, nicht auf die Selbſtveredlung, die in einer ernſten, mit Pflichttreue ausgeübten Arbeit liegt. Und ich weiſe Dir dasjenige Arbeitsfeld an, welches beſtimmt iſt, in Zukunft den höchſten Ruhmeslohn einzubringen: die Wiſſenſchaft.

Du biſt jung und haſt gar lange Jahre vor Dir, um Großes zu erreichen: der Grund iſt gelegt — Du brauchſt nur weiter zu bauen. Du beſitzeſt — trotz der obenerwähnten traurigen Vernachläſſigung Deiner Schulpflichten, oder vielleicht durch dieſe Vernachläſſigung — einen gewaltigen Vorſprung über Deine Altersgenoſſen; denn Du brauchſt nichts erſt zu vergeſſen, zu verlernen und abzuſchütteln, von dem Krame

nutzloſer und verkehrter Thatſachen und Anſchauungen, mit welchen die anderen jungen Köpfe vollgepropft werden. Wenn Du fleißig (daß doch jeder Vater immer das Wort „fleißig“ braucht, wenn er den Kindern predigt!) lieſeſt und denkſt und forſcheſt, ſo kannſt Du als gereifter Mann ein Buch ſchreiben, daß das allgemeine Wiſſen bereichert und dann haſt Du — als Menſchheitsmitglied — nicht umſonſt gelebt.

Strebe hoch! Laſſe Namen wie Newton, Humboldt, Darwin, Deine Vorbilder ſein. Iſt's doch jedem Soldaten erlaubt vom Marſchallsſtab in ſeinem Torniſter zu träumen, warum ſollteſt Du in Deinem Beruf nicht auch nach dem höchſten Rang aufblicken dürfen? Den Leuten wirſt Du's freilich nicht ſagen können — die Dich um Deine gewählte Karriere befragen —: „Ich will ein Newton werden.“ Wenn ſie ſehen, daß Du weder Militär noch Oekonom, noch Geſchäftsmann, noch Staatsbeamter biſt, ſo werden ſie von Dir denken —, die Einen mit Verachtung, daß Du ein Nichtsthuer, die Andern mit Hochachtung, daß Du ein Rentier biſt. Mögeſt Du weder dieſe Anerkennung noch jene Verurteilung verdienen. Ein Rentier, d. i. ein Menſch, der von und für nichts anderes lebt, denn Rentenverzehrung: als ſo ein nutzloſes Geſchöpf wirſt Du Dein Erdenwallen nicht voll-

bracht haben wollen; und wenn Du auch „nichts thuſt“ von dem, was die offiziell anerkannten Berufsſorten ſind, ſo wirſt Du darum noch lange kein Nichtsthuer ſein. Prieſter der Wiſſenſchaft! das iſt der Titel, den ich Dich tragen ſehen wollte. Freilich kannſt Du den nicht auf Deine Viſitenkarte ſchreiben, noch auf amtlichen Fragebogen die Rubrik „Stand“ damit ausfüllen; den kann Dir nur, ſo lange Du ſtrebſt, Dein eigenes Gewiſſen, und wenn Du an's Ziel gelangſt, die Mit- und Nachwelt geben. Aber als geweiht betrachte ich Dich von dem Tage an, wo Du die Studien, die Du zu meinen Lebzeiten begonnen, nach meinem Tode wieder aufnimmſt mit dem ernſten, mir ins Grab nachgeſprochenen Vorſatz: Vater, ich will ausharren.“

Hier unterbricht ſich Kurt im Leſen. Er legt die Hand auf den Brief, neigt ſein Haupt und ſpricht mit leiſer, aber feſter Stimme: „Vater, ich will ausharren.“

Roſa richtet ſich in ihrem Seſſel auf:

„Brav, Kurt! ... Lies weiter — mir iſt's als hörte ich ihn zu uns reden.“

„... Du ſiehſt, mein Sohn, unter welche ſichere Obhut ich Dich ſtelle. Ein junger Mann, reich und ſelbſtändig wie Du, iſt in der Welt — wie deren ſinnloſe Sitten ſchon einmal beſchaffen ſind — gar zu

ſehr der Gefahr ausgeſetzt, in Ausſchweifungen zu verſinken. Das nennen die Leute „Garçon-Leben“. Trotz aller übrigen Heuchelei und Muckerei, gilt es als eine Art Vorrecht der jungen Männerwelt, daß eine zeitlang — beſonders wenn Einer Geld hat — tüchtig gelumpt werden ſoll. Zeit, Vermögen, Geſundheit, Charakter, Würde: das alles ſoll während der paar Jugendjahre recht verſchwenderiſch zum Fenſter hinausgeworfen werden; dafür iſt man ja die „jeunesse dorée“. Hat ein junger Menſch auch keine Luſt und keinen Hang zu ſolcher Verſchwendung, ſo wird er doch von den Andern mitgeriſſen. Sie behandeln ihn als verrückt, oder lachen ihn aus, wenn er nicht mithält. Um da widerſtandsfähig zu ſein, muß man Halt und Schutz haben.

Und dieſe, mein Sohn, ſollen Dir durch mein Teſtament gegeben ſein. Zwei hehre Schutzmächte habe ich Dir zur Seite geſtellt, unter deren Wacht Dir jedes unwürdige und leichtfertige Leben verwahrt iſt: die Reinheit Deiner Schweſter und die Strenge der Wiſſenſchaft. Du wirſt die erſte nicht gefährden und die zweite nicht entehren wollen; im Glanze der Unſchuld der Einen, im Strahle der Majeſtät der Andern, muß alles Gemeine weichen. Und glaube mir, Kurt, ſie mögen immerhin — in der luſtigen Banda — ihr

Treiben elegant, und „chic“ und feſch nennen, ſie mögen tauſendmal behaupten, daß ihre Spiel- und Trink- und ſonſtigen Gelage, nur unterbrochen durch Jagd- und Stallſport, das non plus ultra der jungherrlichen Vornehmheit abgeben, glaube mir, Kurt, der Grundton dieſes Treibens iſt — Gemeinheit. Und über die Schwelle Deines Hauſes, ſo lange dieſes Deine Studirſtube und Roſa's Mädchenzimmer birgt, wird das Gemeine nicht dringen — da bin ich beruhigt.

Jetzt zu Dir, meine kleine Roſa — meine ſchwarze Perle — mein ... ach, ſolche Kinder zu beſitzen und ſie verlaſſen zu müſſen! ... es iſt hart!“

„Und einen ſolchen Vater verlieren!“ unterbricht Roſa ſchmerzlich.

Kurt nickt bejahend und ſeufzt. Dann lieſt er weiter:

„Es iſt hart! Was hätte ich an euch noch für Freuden erlebt. ... Doch laſſen wir das Klagen! Hat denn der Menſch ein gar ſo feſtes Anrecht auf Freuden, daß er ſich immer auf den vom Schickſal Beſchwindelten hinausſpielt, wenn ein mögliches Glück ihm entgeht? Und erſt die Glücksanſprüche für diejenigen, die man liebt — da kennt man ſchon gar kein Maß dabei! Was ich für Füllhörner über Dich ausgeſchüttet ſehen wollte, meine Roſa, ſo viel hat Fortuna vielleicht gar nicht in Vorrat! ...

Sprechen wir alſo von Deiner Zukunft. Auch Du biſt ſelbſtändig und reich. Demnach kommt als Verſorgungsfrage die Ehe nicht in Betracht bei Dir, gerade ſo wie bei Kurt dieſe Frage mit Bezug auf die Berufswahl nicht in Betracht kam. Aber ſo wie bei ihm die Pflicht zur Arbeit und der Ehrgeiz, etwas zu leiſten, übrig bleibt, ſo bleibt auch Dir die Pflicht zu lieben, und das Ehrgeizgebot, in einen würdigen Ehebund zu treten. Wähle, prüfe, eile nicht — ſieh Dich niemals nach einer Partie um, ſondern nach einem Menſchen. Deßhalb auch habe ich Dich von der Vorſorge der Baſen und Muhmen befreit, auf daß man Dich ja nicht verheirate. Dieſe Vorſilbe „ver“, deren Bedeutung ja zumeiſt eine ſchlimme iſt: — ver-raten, ver-brechen, ver-giften — durch die wird auch das Zeitwort heiraten, welches doch die freiwilligſte, unbeeinflußteſte, ſelbſtbeſtimmteſte Handlung, die es geben ſollte, bezeichnet, auf eine abſcheuliche Weiſe verdorben. Heirate, mein Kind, wenn der Rechte gekommen, aber werde mir nie verheiratet — auch von Dir ſelber nicht — d. h. auch durch eigene Vernunftgründe nicht.

Eigentlich ſchaudert mir, wenn ich denke, wie das Lebensglück der Frauen von dem Loſe abhängt, das ihnen in der Ehelotterie zufällt. Wie, wenn Du Dich

in einen Mann verliebſt, der Deiner nicht wert iſt, der Dich als Gatte einſt tyranniſiert? — und ich nicht da, ihm den Hals umzudrehen! Kurt, übernimm Du dieſe Prozedur. Übrigens, in dem Fall, Roſa, laß Dich ſcheiden.

Und damit Du noch einen andern Halt im Leben habeſt, als den immerhin zweifelhaften, den Dir Dein Mann bieten wird, widme Dich gleichfalls einer großen Aufgabe. So wie Deinem Bruder als Stütze und als Ziel, als Troſt- und als Freudenſpenderin die Wiſſenſchaft dienen möge, ſo diene Dir — die Kunſt. Verſprich auch Du mir, auszuharren. Ruhe nicht, bis Du es nicht zur Meiſterſchaft gebracht. Dein Geſang, heute noch ein ungeſchultes Vogelgezwitſcher, muß zum Kunſtgeſange ausgebildet werden, der Dich befähige, Lorbern zu pflücken, falls Du danach Dich bücken wollteſt. Wenn Du Dich im Beſitze eines gereiften Talentes wiſſen wirſt, ſo wird Dir dies das Bewußtſein Deines Wertes erhöhen und ſo Dein Glück vermehren – falls Du glücklich — und Dich tröſten — falls Du unglücklich verheiratet biſt —, abgeſehen von den hohen Genüſſen, welche die Ausübung einer Kunſt unter allen Umſtänden gewährt.

Und jetzt noch Euch Beiden, meine geliebten Kinder, eine Einſchärfung, die ſich ſowohl auf die Pflege der

Kunſt, als auch auf die Pflege des Wiſſens bezieht. Nur nichts Myſtiſches, nichts Vages, Verſchrobenes — nur Einfachheit, Natürlichkeit, Klarheit! Hütet Euch vor Überſpannung und ebenſo vor Pedanterie; hütet Euch vor den ſalbadernden, augenverdrehenden Schwärmern, vor den — Das Beſte iſt, ich bezeichne die Leute und deren Methode mit meinem ſelbſt erfundenen Schlagwort — hütet Euch vor den Tiefinnerſten. Ihr wißt ja, was ich damit meine. Ich wollte nur dieſen Namen hier wieder in Erinnerung bringen, auf daß er Euch recht feſt eingeprägt bleibe, und auf daß Ihr der Sache, wenn immer ſie Euch begegne, aus dem Wege gehet. Nicht nur in Kunſt und Wiſſenſchaft, auch im übrigen Leben — in Freundſchaft und in Liebe, in geſchäftlichem und geſelligem Verkehr — meidet, meidet die Tiefinnerſten. Nicht nur meiden ſollt ihr die Sorte, auch ſie befehden —: weihet derſelben einen Erbhaß. Irgend etwas muß man auch recht herzlich nicht leiden können, daran ſein bischen edlen Zorn reizen, ſein Mütchen kühlen. Auf, auf in den Kampf, Kinder, ſtrecket mir ſo viele als nur möglich der Tiefinnerſten in den Sand!“

Kurt lächelt. „Der liebe Papa — wie er uns da zum Kriege anfeuert, der Friedfertige! Ich habe immer lachen müſſen, wenn er, deſſen Wahlſpruch

war: „Nur keine Entrüſtung,“ ſich in eine Wut hineinredete, ſo oft er auf die Spezies zu ſprechen kam, die er mit jenem Namen getauft hat. Und erinnerſt Du Dich, wie erſtaunt die andern Leute dreinſchauten, wenn er von einem Menſchen ſagte: „O weh, ein Tiefinnerer!“ Nur wir verſtanden, was er damit meinte.... Ich bin neugierig, ob wir vielen dieſer Gattung auf unſrem Weg begegnen und „in den Sand ſtrecken“ werden.“

„Lies weiter, Kurt.“

„... Ich hinterlaſſe Euch ein paar Waffen für dieſen Kampf, meine Kinder. Unter den hier beigeſchloſſenen Papieren, welche nur bei den Veranlaſſungen erbrochen werden ſollen, die auf dem Umſchlag bezeichnet ſtehen, findet Ihr auch einiges, was ſich gegen die Tiefinnerſten gebrauchen läßt. — Aber nicht mit der Aufforderung, zu haſſen, will ich dieſe letztwilligen Aufzeichnungen beſchießen; nein — zu lieben ſei Euch aufgetragen: ſo viel, ſo ſanft, ſo warm, ſo treu wie nur immer möglich. Übt Euer Herz in Mitleid, und wo Ihr könnt, lindert das Weh, das um Euch her gelitten wird. Liebet einander (bei dieſen Worten reicht Kurt ſeine Hand zur Schweſter hinüber, welche den Druck zärtlich erwidert) vertrauet einander und ſeid gegenſeitig nachſichtig, wenn Ihr gefehlt. ... Doch von allen

den Schätzen liebender Gefühle, die Ihr in Eurem Herzen anſammeln ſollt, komme ich nun auch einiges für mein Andenken zu erbitten: Habt mich gern, mein Kurt und meine Roſa, ein wenig gern — auch übers Grab hinaus! Ich hoffe dann auf dieſe Art nicht ganz tot zu ſein; denket, mein Geiſt weile noch bei Euch (als Erinnerung, wohlgemerkt, — Geiſterglauben iſt ja unſer Glauben nicht) und ſeid freundlich, ich bitte Euch, meine guten kleinen Kinder, ſeid freundlich mit dem armen Geſpenſt. ..."

Die letzten Zeilen hat der junge Mann mit thränenerſtickter Stimme geleſen und:

„Vater, Vater!" ſchluchzt er auf, nachdem er beendet.

Roſa öffnet die Arme und kreuzt ſie langſam über ihrer Bruſt als drücke ſie ein geliebtes Weſen ans Herz.

„O du liebes, liebes Geſpenſt" murmelt ſie leiſe, „du geliebtes... ja du biſt hier, und ſollſt hier ewig bleiben, bei deinen treuen, kleinen Kindern. ..."

II.

Sechs Monate ſpäter. Das Geſchwiſterpaar hat ſich in Wien niedergelaſſen, und bewohnt ein kleines Haus in der Nähe des Praters, welches, hinter dem Gitter eines Vorgärtchens verborgen, mehr einer Villa als einem Stadthaus gleicht.

Onkel Rudolf hat ſeine Sache gut gemacht. Er iſt's, der für die unerfahrenen jungen Leute die ganze Einrichtung von Wohnung und Haushalt beſorgt hat. Letzterer iſt auf den Fuß einer jährlichen Ausgabe geſtellt, welche die Hälfte des verfügbaren Einkommens beträgt. Von der andern Hälfte wird ein Bruchtheil als Nadelgeld den Beiden zu Händen gezählt, das Uebrige zurückgelegt. Der Vormund ſetzt voraus, daß auch nach dem Tage ſeiner Rechnungsübergabe — welcher übrigens ſchon nahe ſteht — ſeine Mündel die einmal in ſolches Geleiſe gebrachte Lebensweiſe fortſetzen werden und die kluge Einrichtung beibehalten,

das Ausgabebüdget auf die Hälfte des Einkommens herabzuſetzen.

Einſchränkung haben die Geſchwiſter dabei wahrlich nicht zu leiden. Reit- und Wagenpferde ſtehen in ihrem Stall; ihre Küche iſt der Leitung eines franzöſiſchen „Chef“ anvertraut, einhalb Dutzend Diener und Dienerinnen, unter dem Oberbefehl einer ſeit mehr als zwanzig Jahren in der Familie lebenden Haushälterin, ſtehen zu ihrer Verfügung.

Dennoch leben die Beiden ziemlich zurückgezogen; das heißt ſie machen kein ſogenanntes „Haus“ und vermeiden es auch — obwohl ſie ihrem Alter nach daran hätten Geſchmack finden ſollen — die rauſchenden Vergnügungen des Wiener Faſchinglebens mitzumachen. Vergebens ſprechen die Comité-Mitglieder der verſchiedenen „großen Elitebälle“ bei ihnen vor; vergebens langen von bekannten und verwandten Familien Einladungskarten zu Privatfeſten an — Herr und Fräulein von Grehlen lehnen jedesmal ab. Nur einmal wöchentlich verſammeln ſie einen engen Kreis um ſich. Jeden Mittwoch geben ſie ein kleines Diner, welchem Onkel Rudolf vorſitzt, und am ſelben Abend ſtehen ihre Thüren allen ihnen Bekannten offen. Dieſe ſind nicht ſehr zahlreich und gehören jener Schicht der Wiener Geſellſchaft an — zu der auch die Familie

Grehlen gehörte — nämlich dem sogenannten „niederen Adel“, der sich von der bürgerlichen Welt ebenso schroff fern hält, als er von dem „hohen Adel“ fern gehalten wird.

Kurt und Rosa fühlen sich ziemlich fremd in dieser Welt. Ihr Vater, Siegbert von Grehlen, ist ein Sonderling gewesen, der sich — Vetter Rudolf ausgenommen — von allen seinen Verwandten zurückgezogen, und entweder auf Reisen oder in Schallerkron lebte, ohne weiter mit der Nachbarschaft oder mit der Wiener Welt zu verkehren; und so kommt es, daß seine Kinder für die Interessen, für die Lebensgewohnheiten und Anschauungen, die sie jetzt in ihrer Umgebung vorfinden, ohne Teilnahme bleiben. Es mangelt ihnen der Sinn für die verschiedenen, so wichtig hin- und hergetragenen Nachrichten und debattirten Fragen von: „Der heiratet die und die heiratet den“; „der hat eine Waldherrschaft — der ein dreistöckiges Haus geerbt“; „der macht eine schöne Karriere im Ackerbauministerium — der soll zur Marine gehen“; „die läßt sich stark den Hof machen“; „der verspielt ein Riesengeld im Klub“; „der hat als Verwaltungsrat bedeutende Einkünfte“; „die wird sich durch Toilettenaufwand ganz zu Grunde richten“; „der liegt an der Gicht danieder“; „die sieht einem freudigen Familienereignis entgegen“;

„Der iſt trotz ſeiner fünfzig Jahre noch ein wahrer Don Juan;“ „die iſt kaum dreißig und ſchon verblüht.“ „Bei Baronin Ameier finden hübſche Bälle ſtatt.“ „Bei Baron Bmeier ſoll künftige Woche gejagt werden;“ „Cmeier veranſtaltet allwöchentliche Spielpartieen und bei Baronin Dmeier wird recht gute Muſik gemacht;“ „von den Emeierſchen Töchtern kommt noch immer keine unter die Haube und die Fmeierſchen Söhne machen rieſige Schulden;“ „Gmeiers müſſen Hdorf verkaufen; Idorf iſt in den Beſitz des Eigentümers von Kdorf übergegangen, welches durch die Nachbarſchaft von Ldorf und mdorf ſo viel „ressource“ bietet, während es in ndorf immer ſehr langweilig zugeht u. ſ. w. u. ſ. w.“

Ähnliche Mitteilungen, mit großem Eifer vorgetragen, laſſen Kurt und Roſa ganz kalt. Einige junge Mädchen — aus der Couſinenſchar — haben verſucht, der neuen Freundin ihre kleinen Ball- und Kurmacher- und Toilettengeheimniſſe anzuvertrauen, dabei aber kein Verſtändnis gefunden; ſie haben ferner verſucht, mit Kurt zu kokettieren, was eben ſo kläglich mißlang. Auch die jungen Vettern haben ſich Mühe gegeben, einesteils auf Roſa Eindruck zu machen, andernteils Kurt zu ihrem Vergnügungsgenoſſen zu gewinnen und ihn in ihre Lebensweiſe mitzureißen — doch alles ohne Erfolg.

Wenigſtens bisher. Noch weilt ihres Vaters Geiſt in ihrer Mitte und bannt alles Gemeine, alles Flache. Seiner Erinnerung weihen ſie eine Art Kultus. Sie haben ſich ein Zimmer eingerichtet, in dem ſie täglich eine dem teuern Toden gewidmete Stunde zuſammen verleben. Hier ſprechen ſie von ihm, oder rufen einander die von ihm gemachten Ausſprüche ins Gedächtnis oder leſen in einem ſeiner Lieblingsbücher.

An der Wand hängt Siegbert von Grehlens lebensgroßes Porträt; in einer Ecke auf einem Sockel, von Blattpflanzen umgeben, ſteht deſſen wohlgetroffene Marmorbüſte; zwölf ſeiner verſchiedenen Photographien ſind in einem großen Plüſchrahmen gefaßt, der an einer Staffelei lehnt. In der Mitte des Zimmers, auf einem runden Tiſch, ſteht das Käſtchen, in welchem der nachgelaſſene Brief ſo wie die übrigen, bei beſtimmten Gelegenheiten zu eröffnenden Papiere enthalten ſind. Ein großes Bücherregal trägt die Bände, in welchen er am häufigſten zu leſen pflegte, und noch unterſchiedliche andere Dinge, deren er ſich im Leben oft bediente, oder die ihm beſonders teuer geweſen, ſind in dieſem Raume zerſtreut: vor allem das Miniaturbild Giudittas, ſeines ſo früh verlorenen und ihm ewig unvergeſſen gebliebenen jungen Weibes; ein Käſtchen mit Giudittas Liebesbriefen aus der Brautzeit; —

Drieftaſchen, Siegelring, Taſchenuhr, Merkbücher, Zigarettenetuis, Manſchettenknöpfe, Spazierſtöcke, und dergleichen Andenken mehr. Die vorhandenen Sitzmöbel — ivanB und einige Lehnſtühle, mit Cordnanleder überzogen — ſtammen aus des Dahingeſchiedenen Arbeitskabinet: ebenſo ein maſſiver Schreibtiſch; ſelbſt die Feuerzange, welche am Kamingitter lehnt, iſt dieſelbe, mit welcher er in den Klötzen zu ſchüren pflegte, wenn er ſo an Winterabenden beim Feuer ſaß, und den beiden Kindern, die auf niedern Schemeln zu ſeinen Füßen kauerten, zuerſt Märchen, dann, ſo wie ſie heranwuchſen, immer ernſtere Geſchichten — meiſt eigene Lebenserinnerungen — erzählte.

Von elf bis zwölf iſt die Stunde, welche Kurt und Roſa täglich in der „Kapelle“ verbringen. Hier erſt tauſchen ſie ihren Frühgruß, da jedes von ihnen die vorhergehenden Morgenſtunden in den eigenen Gemächern verbleibt. Das zweite Frühſtück, welches um zwölf aufgetragen wird, nehmen ſie gemeinſam. Nach dieſer Mahlzeit bis zum Diner geht wieder jedes ſeinen Beſchäftigungen nach und um ſechs Uhr trifft man einander bei Tiſche. Dieſe Tagesordnung, welche in Schallerkron ſo eingeführt geweſen, haben die Geſchwiſter auch in Wien beibehalten.

Die Standuhr auf dem Kamin in der „Kapelle“

ſchlägt Dreiviertel auf zwölf. Kurt und Roſa ſind mit Leſen beſchäftigt. Das Buch, welches der junge Mann in Händen hält, iſt die Selbſtbiographie John Stuart Mills; Roſa lieſt Robert Hamerlings König von Sion.

Das junge Mädchen hat nunmehr die Trauerkleidung abgelegt. Sie trägt einen dunkelblauen Plüſchanzug, welcher ihre ſtatuenhaften Formen zu herrlicher Geltung bringt. Das ſchwarze Haar iſt in zwei ſchwere Zöpfe gepflochten, die kranzartig um den Kopf gewunden ſind; die Wangen ſind wieder roſig, die Augen glänzend — kurz, ein Bild der maienfriſcheſten Jugendſchöne.

Kurt klappt ſein Buch zu:

„Nur noch eine Viertelſtunde ... höre auf zu leſen, Roſa ... ich habe Dir etwas zu ſagen. Ich hätte gleich damit begonnen, doch da es ſich nicht auf unſern Vater bezieht. ...“

„Dann ſoll es hier überhaupt nicht zur Sprache kommen.“

„Dieſen Skrupel hatte ich anfangs auch; doch habe ich mir überlegt: was wäre wohl dem Vater näher gegangen, als das Glück und die Zukunft ſeiner Roſa?“

„Um nichts geringeres handelt es ſich?“

„Um nichts geringeres. Und da Onkel Rudolf

mit uns frühstückt, und Du es vielleicht für notwendig erachten wirst, ihm von der Sache Mitteilung zu machen —"

„Kurt — ich sehe Dich kommen: wieder ein Heiratsantrag?"

„Du hast's erraten, Du Kluge."

„Wer denn diesmal?"

„Gibt es keinen Namen, den Du Dir jetzt auf meine Lippen wünschest?"

„Nein wahrlich, keinen. Von all' den jungen Leuten, die wir kennen, könnte Jeder mit Sicherheit auf mein Nein rechnen."

„Dann thue ich wohl besser, den armen Teufel ungenannt zu lassen?"

„Doch nicht. Du hast mich jetzt neugierig gemacht. Uebrigens, ich errate wieder: nach dem mir heute Morgen übersandten Rosenbouket, nach verschiedenen an unsren vorigen Mittwochen fallen gelassenen Seufzern und Anspielungen zu schließen, handelt es sich um den interessanten Husarenlieutenant von Rasumowicz."

„Diesmal hat Dich Dein Scharfsinn im Stich gelassen. Wie kannst Du glauben, daß ich den Antrag eines Rasumowicz ernst genug nehmen könnte, um ihn Dir hier vorzubringen?"

„Alſo Baron Drentheim?"

„Auch der nicht. Auch dem würde der Mut mangeln, einen Antrag zu machen. Luſt hätten ſie wohl alle dazu, die Dich kennen —"

„Mich — oder die Ziffer meines Vermögens?"

„Doch um es zu wagen, einem ſo ſchönen, ſo vollkommenen Mädchen —"

„So, jetzt fängſt Du ſelber an, mir zu ſchmeicheln?"

„Wahrlich, in jedem jungen Menſchen, der uns in die Nähe kommt, ſehe ich einen drohenden Zerſtörer unſrer ſchönen Exiſtenz, und an Keinem finde ich nur den zehnten Teil der Eigenſchaften, die Einer haben müßte, auf daß ich ihn würdig befände, Dich mir wegzunehmen."

„Soll ich etwas zu Deiner Beruhigung ſagen, Kurt? Ich liebe niemand. Und ſo lange mein Herz nicht ſo mächtig von einer unwiderſtehlichen Leidenſchaft erfaßt wird, daß ich mein Leben hingeben wollte, um dem Geliebten anzugehören, ſo lange denke ich nicht ans Heiraten. Du weißt, eine „Partie" zu machen, bin ich nicht gewillt — das hat mir Papa unterſagt. Außerdem gefällt mir das Leben, welches wir führen, nicht minder, als Dir ... vorläufig habe ich keine größere Leidenſchaft als den Geſang. Du kannſt Dir

nicht vorstellen, was für Befriedigung mir diese Kunstpflege gewährt —"

„O ja, ich kann es mir vorstellen, wenn ich an die Freuden denke, die ich an meinen Studien finde."

„Und dann, noch Eins: ich habe mir vorgenommen, bei Dir zu bleiben, bis Du heiratest. Papa hat mir eine Mission gegeben —"

„Ja, ich verstehe ... Durch Deine Nähe mich vor den Gefahren schlechter Gesellschaft zu schützen, nicht wahr? Aber Kind, ein Vater wird doch die Tochter nicht opfern wollen, daß sie über ihren ältern Bruder wache?"

„Opfern? Nein. Wenn es sich um mein wirkliches Glück handelte, so würde ich dasselbe nicht hintansetzen; aber so lange mein Herz frei ist, ist ja mein Glück auch nicht im Spiele und ich bleibe bei Dir."

„Graf Hassenstein hat also keine Hoffnung?"

„Der ist's? Da kann ich mich freilich geschmeichelt fühlen: ein Mitglied der höchsten Aristokratie, als Majoratserbe über den Verdacht erhaben, es auf meine Mitgift abgesehen zu haben — es ist ja beinahe eine Mißheirat, die der große „Epouseur" da einzugehen bereit wäre! — — Ich bitte Dich, da er sich schon an Dich gewendet, ihn auf die höflichste Weise meinen abschlägigen Dank zu entrichten."

„Deſto beſſer, Roſa — ſo behalte ich vorläufig noch meinen Schutzengel und meine Kameradin.“

Ein vom Portier gegebenes Glockenzeichen kündigt Beſuch an.

„Das iſt ſchon Onkel Rudolf“ ſagt Roſa, aufſtehend. „Gehen wir.“

Der Zutritt in das Heiligtum iſt dem Vormund zwar geſtattet, dennoch ziehen die jungen Leute es vor, ihn drüben im Salon zu empfangen, und obgleich die dem täglichen Erinnerungskult gewidmete Stunde noch nicht ganz verſtrichen iſt, verlaſſen ſie jetzt die „Kapelle,“ um Onkel Rudolf entgegenzueilen.

Dieſer betritt ſoeben den Salon als Kurt und Roſa von der andern Seite hereinkommen.

„Grüß euch Gott, ihr Prachtgeſchöpfe! Wird's bald losgehen, das Gelage? Ich bringe den Appetit einer heulenden Wolfsmeute mit.“

General Rudolf von Grehlen, vierundfünfzig Jahre alt, ſechs Fuß hoch, breitſchulterig und ſtark, von martialiſchem Ausſehen, mit ſeinem bürſtenartig zugeſtutzten, dichten Weißhaar, mit den gutmütig leuchtenden blauen Augen, mit der laut ſchallenden Stimme, mit dem noch lauteren, und anſteckend fröhlichen Lachen, mit ſeinen heftigen Bewegungen und ſanften Geſinnungen, mit ſeiner nie verſiegenden guten Laune und

ſeinem mit aller Welt warm ſympathiſierenden Herzen iſt ſelber ein „Prachtgeſchöpf.“ Er iſt ein alter Hageſtolz, gilt aber durchaus für keinen Weiberfeind — im Gegenteil. Den aktiven Militärdienſt hat er vor einigen Jahren — als ihm eine ziemlich bedeutende Erbſchaft zugefallen — verlaſſen, um ſelbſtändig ſeinen Neigungen leben zu können, die da ſind, die Winter im wiener Geſellſchaftstreiben und die Sommer auf Jagd- und Gebirgsausflügen zu verbringen.

Die Drei haben bei heiterſter Laune gefrühſtückt. Jetzt wird der Nachtiſch abgetragen und Roſa gießt den ſchwarzen Kaffee ein. Die Herren zünden ſich Zigaretten an und füllen ihre Likörgläſer.

„Hört, ihr alten Seehunde“ — bei dem General muß man, je freundlicher er Einem geſinnt iſt, auf deſto abſonderlichere Titel gefaßt ſein — „bei euch frühſtückt man beſſer, als beim Dalai-Lama — wo vielleicht nur eingemachte Lotusblumen, geräucherte Tigerſchinken und gebackene Brillenfutterale ſerviert werden.“

„Woher bezieht er denn den zuletztgenannten Mundvorrat, Onkel?“ fragte Roſa.

„Von den in den Djungeln ſich ringelnden Brillenſchlangen, Du kleine Viper ... Hübſch biſt Du heute wieder ... zum Lautaufjubeln — Du — li — e Juch!“

„Du — li — Du li — jeh —“ ſtimmt Kurt ein.

„Es iſt ein Jammer, wenn ich denke,“ fährt Onkel Rudolf fort, „daß irgend ſo ein Seufzertrottel oder Herzbrechertölpel Dich uns nächſtens wegheiraten wird!... Dulden wir's nicht, Kurt ... Sperren wir das Mädel in einen Käfig ... in einen Löwenkäfig — ihr thun die Beſtien doch kein Leid — damit ſich Keiner in die Nähe traue.“

„Sei ganz ruhig, Onkel Rudolf, ich habe erſt heute mit Kurt von dieſer Angelegenheit geſprochen, und erklärt, daß ich vorläufig nicht im Entfernteſten ans Heiraten denke.“

„Ja, an was denkſt Du denn, Du pflichtvergeſſenes Weibsbild? Weißt Du denn nicht, daß es Dein Beruf und Deine Schuldigkeit iſt, Einem von uns zum — wie das ſo heißt — zum Glücklichſten der Sterblichen zu machen?“

„Warum willſt Du mich dann in einen Löwenkäfig ſperren. Ich kann doch meine Hand nicht dem König der Wüſte —“

„Einen König ſollteſt Du erobern, allerdings. Alles Übrige iſt zu ſchlecht für Dich. Oder doch wenigſtens einen kreuzbraven Kerl, einen durch und durch ritterlichen und hochherzigen Menſchen, deſſen Seele klar und wertvoll wäre, wie ein geſchliffener

Rieſendiamant. So einen müſſen wir für Dich finden, Roſett'l, Amorett'l! Aber ich ſeh' keinen in Eurem Kreiſe ..."

„Unſer Kreis..." unterbricht Kurt. „Du ſprichſt mir aus der Seele, Onkel, wenn Du über den ein wenig herziehen willſt; denn wahrlich: flachere, gehaltloſere, poeſieloſere Leute, Leute mit engerem geiſtigen Horizont als unſere Mittwochgäſte —"

„Du ſetzeſt mich in Erſtaunen, Du eulenweiſer Gelbſchnabel! Iſt der Burſch kaum dreiundzwanzig Jahre alt und faſelt von geiſtigen Horizonten! Du echter Sohn meines verehrten und betrauerten Vetters Siegbert! Der hatte einen Horizont — allen Reſpekt. — Ich, was mich anbelangt, war der reine Maulwurf neben ihm! Was in Siegberts Geſichtskreis für Sonnen Menuett tanzten, davon könnte ſich Unſereiner keine Vorſtellung machen. Ich bin auch keiner von den Weitausblickenden, Kinder, und was ich an Euern Mittwochshabitués table, iſt durchaus nicht, daß die Herren keine Sokrateſſe und die Damen keine Sapphos ſind, ſondern daß die ganze Geſellſchaft aus hohlen Lumpen und faden Nocken beſteht."

„Du drückſt Deine Anſicht ja noch viel ſchärfer aus als Kurt, lieber Onkel dagegen iſt ja „enger Horizont" eine ſanfte Beſchuldigung."

„Das Schlimmſte dabei, meine lieben Goldkrabben, iſt, daß dieſe wandelnden Nullen, dieſe Schaumblaſen von Eurem Verſtand eine noch viel geringere Meinung haben, als wir von den ihren. Da habe ich geſtern ein Geſpräch belauſcht, das Euch zum Gegenſtand hatte: „Der Kurt Grehling? ... Schade um den jungen Menſchen, ſo zu gar keiner Karriere befähigt zu ſein ... nichts thun, nichts werden — um ſeine Güter kümmert er ſich auch nicht, die ſind verpachtet und er ſtudiert nicht einmal Oekonomie — der arme Junge iſt eben kein Kirchenlicht ...“ „Wenn man ſo reich iſt — brachte ein Anderer zur Entſchuldigung vor —, ſo braucht man am Ende nicht zu dienen und zu arbeiten. —“ „Beſchäftigung muß ſich jeder Menſch ſchaffen —“ wurde dieſer Verteidiger zurecht gewieſen, „und wenn man ſich ſchon auf den Kavalier hinausſpielt, ſo ſollte man wenigſtens als ſolcher leben: Pferde rennen laſſen ...“ „Der?“ unterbrach ein dritter, „der hat ja nicht den mindeſten Sinn für dergleichen — nicht einmal eine Partie Baccarat kann man mit ihm machen ..., er verſteht überhaupt nicht zu leben.... Es muß nicht ganz richtig ſein mit dem armen Burſchen — er macht nicht geradezu den Eindruck, dumm zu ſein, aber —“ „Und die Schweſter, Fräulein Roſa — die führt auch eine ſonderbare Exiſtenz. ... Das muß

ein ſchlechtes Ende nehmen ... ſo ein junges hübſches Ding (denn hübſch iſt ſie, das muß man ihr laſſen) und ohne den Schutz einer älteren Dame — was ſoll das werden? ...“ Da iſt mir die Geduld geriſſen. „Die Herrſchaften wiſſen wahrſcheinlich nicht, daß es meine Verwandten und meine Mündel ſind, die Sie in meiner Gegenwart ſo zerfaſern?“ Erſchrockene Geſichter. „Wohlan, ſo ſei Ihnen dies jetzt mitgeteilt, zugleich mit der Verſicherung, daß Kurt und Roſa Grehlen ſo hoch über all den eben gefällten Kritiken ſtehen, wie der Stefansturm über den Stefanskirchenmauslöchern.“

„Du lieber Onkel, Du wahrer Freund!“

„Natürlich verteidige ich Euch gegen Erd und Hölle, gegen das Gefolge des wilden Jägers und gegen das Heer der wilden Baſen. Aber in meinem Innern bin ich mit Kurts Lebensweiſe eigentlich auch nicht recht zufrieden ... Ich finde gleichfalls daß er etwas thun ſollte.“

Der junge Mann zuckt die Achſeln.

„Akten abſchreiben — Rekruten einexerzieren — oder Börſenkurſe berechnen?“

„Gar ſo verächtlich brauchſt Du von dieſen Dingen nicht zu reden, junger Galilei. Die wollen auch alle gemacht werden, damit die ſoziale Maſchine im Gange

bleibe. Aber zu derlei will ich Dir gar nicht zureden ... ich weiß, daß du nicht dazu erzogen worden biſt und ich reſpektiere die Anordnungen Siegberts: Du ſollſt Gelehrter werden. Gut denn — laſſen's wir's bei „Gelehrter". Von dieſem Beruf verſtehe ich zwar demütigend wenig, aber mir will ſcheinen daß es doch auch einer iſt — und daher berufsmäßig angepackt werden ſoll. Das thuſt Du aber nicht! Sich zwei Stunden täglich mit Büchern einſperren, mag ganz ſchön ſein, aber es flößt mir kein Vertrauen ein. Was zu einer Laufbahn gehört iſt Emulation, Korpsgeiſt, Ausſicht auf Beförderung, Berührung mit Genoſſen, deren höhere Fähigkeiten man bewundert oder über deren geringere Fähigkeiten man triumphiert."

„Kurz, Du biſt der Anſicht, Onkel, ich ſolle mich der Gelehrtenwelt anſchließen? Mit dieſer Idee gehe ich ſchon ſelber eine zeitlang um. ... Und nicht nur des Studiums halber — auch in Hinblick auf die geſellige Anregung ...

„Meinſt Du? unterbricht Roſa. Fürchteſt Du nicht, wenn wir mit Profeſſoren, Gelehrten und dergl. Umgang anknüpften, daß wir da auf die von unſrem Vater ſo verpönte Sorte der „Tiefinnerſten" ſtoßen könnten?"

„Sei's darum. Wenn wir ſie bekämpfen ſollen,

und deren Einige „in den Sand ſtrecken", ſo müſſen wir doch die Wahlſtatt betreten."

Onkel Rudolf reißt erſtaunte Augen auf.

„Wovon redet Ihr denn ſo blutdürſtig? ... Mit welchen Drachen wollt Ihr's denn aufnehmen?"

„Mit gar ſchlimmen Ungetümen —: mit den Phraſendrachen. Das iſt eine uns vom Vater hinterlaſſene Miſſion — die zu erfüllen unſere gegenwärtige Umgebung keine Gelegenheit bietet.

„Wenn es ſich um Phraſen handelt, ſo dächte ich, daß ſolche in unſern Geſellſchaftskreiſen genug im Umlauf ſind."

„Ja — aber nicht die tiefinnerlichen Phraſen. Die ſind uns noch nicht untergekommen, nicht wahr, Roſa? ..."

„Kinder — Ihr ſprecht mir chineſiſch."

„Nein, nein, wir ſprechen deutſch ... und nur deutſch. Tiefinnerliche Franzoſen z. B. ſind undenkbar."

„So erkläre mir doch —"

„Gern. Es gibt eine Gattung Menſchen, welche, — d. h. es beſteht eine gewiſſe Denkungsart; die — oder vielmehr ... Saperlott, das Ding iſt zu ſchwer zu erklären."

„Ja, gib's auf, Kurt!" lacht Roſa. „Wir wollen

dies dem Onkel lieber durch Papas eigene Worte klarlegen. Er hat uns in seinem nachgelassenen Papieren auch eine „Physiologie der Tiefinnerlichkeit“ vermacht, die können wir Dir vorlesen, Onkel Rudolf. Soll ich's holen?“ —

Der General schaut nach der Uhr.

„Heute nicht, Kinder — ich muß jetzt fort. “

III.

Wenn Rosa ohne ihren Bruder ausging, so ließ sie sich von Frau Anna Krutzer, der Haushälterin, begleiten.

Diese, welche schon seit mehr als zwanzig Jahren in der Familie lebte, wurde von den beiden jungen Leuten eher als eine mütterliche Freundin denn als Dienerin betrachtet. Sie hatte Kurt und Rosa zur Welt kommen und aufwachsen sehen, hatte sie durch alle Kinderkrankheiten durchgepflegt und war ihnen auch mit wahrhaft mütterlicher Neigung zugethan. Ihre Redlichkeit, Anhänglichkeit und Ehrenhaftigkeit — in jeder Beziehung — waren über allen Zweifel erhaben. Die Zügel des großen Haushaltes konnten von keinen zuverläßigeren Händen geführt werden. Achtundvierzig Jahre alt, groß, stattlich, mit zwar welken, aber hübschen, sanften Zügen, stets geschmackvoll gekleidet, von edler Haltung — so machte ihre

äußere Erſcheinung einen durchaus gewinnenden Eindruck. Dem Äußern nach hätte Frau Krutzer für eine Fürſtin gelten können, im Innern war ſie jedoch eine ganz ſchlichte Bürgersfrau. Auch ſie beſaß keinen „Horizont“ und keine „Welt“; ſie hatte ebenſo wenig von Kurts Studien und Intereſſen etwas begriffen, als ſie im Stande geweſen wäre, die Honneurs in Roſa's Salon zu machen. Dafür war ſie aber auch eben ſo unfähig, den gewiſſen vulgären Klatſchton anzuſchlagen, der unter den Frauen der niederen Stände herrſcht, oder ſich auf den engen Gedanken- und Gefühlskreis zu beſchränken, in welchem ſich die Intereſſen jener Klatſchbaſen bewegen. Nicht einmal deren Sprache konnte ſie reden, denn es kam kein Wort Dialekt über ihre Lippen. Durch lange Jahre vom geſelligen Umgang mit Frauen ihres Standes abgeſchloſſen, hatte ſie deren Sprechweiſe ganz verlernt und diejenige angenommen, die ſie im Grehlenſchen Familienkreiſe gehört und die ſie in den Büchern fand. Denn ſie war eine eifrige Leſerin: ihre liebſte Erholung nach gethaner Hausarbeit hatte ſie ſtets in der Lektüre irgend eines ſpannenden Romans gefunden; ſo kam es, daß die einfache Haushälterin, welcher die Tochter eines Dorfſchenkenwirtes war, in ihrer Sprechweiſe nichts von der bäuerlichen Herkunft verriet und ſich neben einer

gewiſſen Bildung auch eine über ihre Erfahrungen und Erlebniſſe weit hinaus gehende Weltkenntnis angeeignet hatte.

Frau Krutzer war Witwe. Als zwanzigjähriges Mädchen hatte ſie einen Grehlenſchen Forſtgehilfen geheiratet, welcher zwei Jahre ſpäter einem Jagdunglück zum Opfer fiel. Ein im Schloſſe anweſender Gaſt, der auf einen Rehbock gezielt, hatte den unglücklichen Krutzer getroffen. Die junge Frau, welche obendrein vor einigen Wochen ihr Kind begraben, war troſtlos. Grehlens Mutter, welche damals noch lebte, nahm die Arme zu ſich. Seither war das Grehlen'ſche Haus ihr Heim geblieben. Der alten Dame, welche eine ſehr ſchwache Geſundheit hatte, war ſie treue Pflegerin bis ans Ende. Bei Grehlens junger Gattin, Guiditta, verrichtete ſie Kammerjungferndienſt, bei Karl und Roſa gab ſie die Kinderfrau ab und nach dem Tode Guidittas übernahm ſie die Führung des Haushaltes, ein Amt, welches ſie fortan nicht mehr niederlegen ſollte und deſſen ſie mit der größten Gewiſſenhaftigkeit und Umſicht waltete. Es hatten ſich der hübſchen jungen Witwe im Laufe der Zeit manche Freier genaht, doch Keinem ward Gehör geſchenkt. Die Sage ging, daß eine ſtille Liebe in ihrem Herzen geglüht — eine unerwiderte Liebe — zu keinem geringeren als ihrem

Herrn . . . Vielleicht war hierin der Grund zu ihrem Verharren im Witwenſtand zu ſuchen, vielleicht in dem Umſtand, daß ihr die ſorgenfreie und thätige, friedliche und pflichtengefüllte Stellung behagte, die ihr im Hauſe Grehlen geſichert war.

Seit jeher war es Roſas Gewohnheit, öfters ein Stündchen in Frau Krutzers Zimmer zu verplaudern. Jetzt war dieſes Plauderſtündchen auf die Morgenſpaziergänge verlegt worden, welche das junge Mädchen in in Begleitung ihrer alten Freundin in dem nahegelegenen Prater zu machen pflegte. Auch zu ihrer Geſangmeiſterin begab ſie ſich in derſelben Begleitung. Hier hatte ſogar Frau Krutzer Roſa für ihre Tochter ausgeben müſſen.

Eingedenk des väterlichen Wunſches, daß ſie ihre Kunſt zur Meiſterſchaft zu bringen ſtrebe, hatte Roſa beſchloſſen, den Unterricht nicht auf Dilettantenweiſe zu nehmen, ſondern als angehende profeſſionelle Künſtlerin. So hatte ſie ſich denn bei Frau Contini, der berühmten Geſangsprofeſſorin, für die Tochter der Haushälterin Krutzer ausgegeben, und erklärt, daß ſie ſich für die Bühne ausbilden wolle. Auf dieſe Art war ſie ſicher, keiner Nachſicht zu begegnen; ſo war ſie auch im Wettkampf mit andern echten Kunſtaſpirantinnen ſicher, den eigenen Wert genau kennen zu lernen und

zu erfahren, ob ihre Stimme und ihr Talent ausreichten, die Künſtlerſchaft zu erlangen, nach welcher ihr Ehrgeiz ſtrebte. Bisher hatten die Muſiklehrer, welche ihr Vater nach Schallerkron berufen, ſie ſtets mit Schmeicheleien überſchüttet: „Eine Stimme wie die Malibran, Lind, Patti . . . ſchade daß das Theater ausgeſchloſſen . . . denn in dieſer Kehle liegen Millionen . . . Das Fräulein müßte Furore machen — Lorbeer ernten — eminentes Talent“ u. dgl. mehr. Doch nach ſolchen Reden hatte Grehlen immer das eitelkeitdämpfende Wort in Bereitſchaft: „Solange meine Tochter nicht als Künſtlerin ausgebildet worden, kann niemand ſagen, ob ſie Künſtlerin hätte werden können. Bis jetzt kann ſie gar nichts, iſt alſo von Künſtlerſchaft gerade ſoweit entfernt wie Sie, Herr Lehrer — Sie haben doch noch keine Schlacht gewonnen, nicht wahr? — wie Sie von Feldherrnſchaft“. Roſa war auch, trotz der auf ſie gehäuften Schmeicheleien nicht eitel geworden, denn ſie empfand es nur zu deutlich, daß ihr das „Können“ fehlte. Das Herausſchmettern einiger leichter Lieder, mit ihrer friſchen, ſtarken Stimme, das gelang ihr freilich; wenn ſie aber in eine Opernpartitur ſchaute, dünkte es ihr ſchier unbegreiflich, wie eine Kehle alle die Rouladen und Fiorituren der italieniſchen, und die ſchwierigen Intonationen der neu-

deutſchen Schule ausführen könne. Eben ſo gut hätte ſie verſuchen mögen, ein Gewicht von fünfzig Kilo mit ausgeſtrecktem Arm zu halten, als die Variationen der Roſinenarie zu trillern, oder Elſas Part im Lohengrinfinale zu treffen. Es war ihr demnach auch keine Ueberraſchung, als nach erfolgtem Probeſingen Frau Contini zu ihr ſagte:

„Mein liebes Fräulein, Sie können noch gar nichts. Sie müſſen von vorn anfangen.“

„Das will ich ja, gnädige Frau. Sofern nur die Stimme —“

„Die Stimme wird ſich machen, wenn wir ſie erſt auf den rechten Fleck geſetzt haben . . . Die Mittellage bildet noch ein Loch und muß ausgeglichen werden; die tiefen Töne ſind ſchwach; die Höhe iſt ſchön, aber nicht immer in der richtigen Kopflage — Ihre bisherigen Lehrer haben eine ganz falſche Methode angewendet; da heißt es, erſt wieder gut machen, was jene verbrochen haben . . . Wie alt ſind Sie?“

„Zwanzig vorüber.“

„Das iſt etwas ſpät, um anzufangen.“

Das war keine ermutigende Einleitung. Wäre Roſa ſo unvernünftig, oder ſo eingebildet geweſen, zu erwarten, daß auf ihren Probevortrag — der übrigens ſehr zitternd und ängſtlich ausgefallen — die Meiſterin

in die von ihren früheren Lehrern oft gehörten Bewunderungsrufe ausbrechen werde, hätte sie sich stark enttäuscht gefühlt; aber sie war ja mit dem Wunsche hergekommen, das Können, dessen Mangel sie deutlich empfand, mit Fleiß und Ausdauer sich anzueignen. Und da sie wußte, daß eine große Anzahl von Schülerinnen aus den Händen eben dieser Meisterin so bedeutendes Können empfangen hatten, so war es ihr Freude vorauszudenken, daß nun auch ihr Gelegenheit geboten sein werde, von diesen Schätzen ein gut Teil zu erobern.

„Es ist spät“ fuhr Frau Contini fort, „weil es zum mindesten drei Jahre ausdauernden Studiums bedarf, ehe Sie daran denken dürfen, ein kleines Engagement anzutreten.“

„Ein kleines? habe ich denn gar keine Aussicht, eine Sängerin ersten Ranges zu werden?“

„Das läßt sich heute nicht voraussagen, liebes Kind. Stimme — sogar eine schöne Stimme — und Anlage haben Sie; sonst würde ich Sie überhaupt nicht unter meine Schülerinnen aufnehmen wollen — ich acceptire nur solche, bei welchen ein Erfolg möglich ist. Ob aber Ihre Stimme durch die Schulung genügende Kraft und Geläufigkeit erlangt, um an großen Bühnen große Partien zu bewältigen, ob Ihre Anlage sich bis zu

einem Talent entfaltet, und wie weit — ob zu einem anſtändig mittelmäßigen, oder zu einem aufſehenerregend großen Talent — das kann ich unmöglich beſtimmen. Das Vorausſagen künſtleriſcher Zukunft iſt nicht viel glaubwürdiger als zigeuneriſche Wahrſagungen — darauf ſollte ſich kein redlicher Meiſter einlaſſen. Wie viel beifallüberſchüttete Künſtler gibt es, denen zu Anfang geſagt wurde: „Aus Ihnen wird nie etwas", und wie viele von Jenen, welchen die glänzendſte Laufbahn prophezeit wurde, haben es in der That nie zu etwas gebracht. — Habe ich Sie etwas herabgeſtimmt, liebes Fräulein, oder vielmehr" — an Frau Krutzer gewendet — „Sie . . . denn gewöhnlich ſind es die Mütter der Kunſtaſpirantinnen, welche überzeugt ſind, daß ihre Töchter die Welt revolutioniren müſſen . ."

„O nein, Mamas Ehrgeiz geht nicht höher als der meine; und vorläufig iſt mein Ehrgeiz nur dieſer: von der größten lebenden Meiſterin ſo viel zu lernen als eifrigſter Fleiß und vertrauensvoller Gehorſam nur immer leiſten können."

Und ſo ward Fräulein von Grehlens Aufnahme in den Lehrkurs feſtgeſtellt. Sie ſollte dreimal wöchentlich einige Vormittagsſtunden bei Frau Contini zubringen, um daſelbſt zwanzig Minuten Unterricht zu erhalten und in der übrigen Zeit den ihren Mit-

ſchülerinnen erteilten Lektionen beiwohnen. Dafür war eine Vorausbezahlung von monatlich hundert Gulden zu entrichten, ein Umſtand der für Roſa nicht ins Gewicht fiel, der aber auch arme Schülerinnen nicht abzuſchrecken pflegt; denn willig und freudig leiſten die jungen Theaternovizen und deren Angehörige die größten Opfer — oft das letzte Kapital zu dieſem Zweck zuſammenraffend — um die Goldminen auszubeuten, welche in der betreffenden Kehle ruhen ſollen. Daß Adelina Patti in Amerika 10000 Fr. für die Vorſtellung erhält, iſt eine Thatſache: — wenn man daran denkt, erſcheinen die elenden 100 fl. monatlichen Unterrichtsgeldes als eine Lappalie, welche gnädig anzunehmen eine große Gunſt der geſtrengen Meiſterin iſt, eine Gunſt für die man ihr lebenslängliche Dankbarkeit zuſchwört.

Was Roſa an der Sache ein Hauptvergnügen bereitete, das war ihr Incognito. Es war ihr wie eine Art Maskenſpiel — ſie, das vornehme, millionenreiche Fräulein, hier für ein armes Mädchen zu gelten, für die Tochter der Haushälterin bei Grehlen... Der Unterricht ſelbſt gewährte ihr höchſt anregende Befriedigung. Unter der vortrefflichen Zucht von Frau Continis Methode fühlte ſie ihre Stimme an Kraft und Ausdehnung zunehmen, und einige Kunſtfertigkeit ſich einſtellen;

ſchon ſingen die geſungenen Skalen an, zu perlen, ſchon gab es Augenblicke, wo der Kehle die Trillerbewegung gelang. Mit dem Liederſingen war es vorläufig aus. Nur getragene Töne, Übungen und Solfeggien waren während des erſten Unterrichtsjahres geſtattet und dieſem Dekret fügte ſie ſich willig und gern. Mit nimmerermüdendem Intereſſe lauſchte ſie den Vorträgen ihrer Mitſchülerinnen. Einige darunter waren ganz ſchwache Anfängerinnen, ihr ſelber an Stimme und muſikaliſchem Können weit zurück; — andere hingegen ſchon förmliche Virtuoſinnen. In beiden Fällen empfand ſie mit Bezug auf ſich ſelber eine gewiſſe Genugthuung. „Alſo ſolche Kunſt weiß meine Meiſterin zu zeitigen —“ dachte ſie, wenn ſie den Bravourarien der vorgerückten Schülerinnen lauſchte — „dazu muß ich es auch noch bringen“. — „Sogar mit Solchen will Frau Contini Erfolge erzielen“ — dachte ſie bei den fehlerhaften Verſuchen der ihr Zurückſtehenden — „um wie vieles leichter muß ich zum Ziel gelangen!“

Es waren drei Monate ſeit der erſten Lektion vergangen und Roſa konnte deutlich die eigenen Fortſchritte wahrnehmen; auch bemerkte ſie, daß die Meiſterin ſich immer lebhafter für ſie zu intereſſieren begann. Sowohl in ihren freundlichen Blicken, als in

dem Ton ihrer Anſprache, in den nicht ſelten erteilten Lobſprüchen, mit welchen ſie im Allgemeinen ſehr zurückhaltend war, und ſelbſt in der Strenge ihrer Anforderung dokumentirte Frau Contini dieſes Intereſſe. In dem Kreiſe der Mitſchülerinnen war Roſa jedenfalls die ſchönſte und die geiſtig begabteſte. Andere hatten größere oder ſchönere Stimmen, waren muſikaliſcher, geſanglich talentirter; aber keine dieſe Grazie, dieſe beſcheidene Vornehmheit; keine war auch nur annähernd auf der Höhe allgemeiner Bildung, auf welcher Roſa ſtand. Nichts natürlicher alſo, als daß ſie auch nach und nach zum Liebling der geiſtig ebenfalls ſehr hochſtehenden Meiſterin vorrückte.

In den Pauſen zwiſchen den Übungen knüpfte Frau Contini immer häufiger Geſpräche mit Roſa an und dabei ruhte ihr Blick mit wachſendem Wohlgefallen auf den reizenden Zügen des jungen Mädchens.

„Je mehr ich Sie anſehe, Fräulein Krutzer“ hatte ſie unlängſt geſagt „deſto lebhafter kann ich Sie mir auf der Bühne vorſtellen — als Gilda und Amina, als Roſina uud Traviata . . . Wir müſſen Sie zur italieniſchen Karriere beſtimmen. Vor allem ſollen Sie Italieniſch lernen.“

„Das kann ich ſchon, gnädige Frau.“

„Ah! — Das in vortrefflich. Sie heißen Anna

Krutzer — das werden wir in „Ninetta Crucci“ umwandeln . . ich habe mir das alles schon so ausgedacht.“

„Also bitte, Meisterin, nennen Sie mich schon jetzt Ninetta — Sie würden mir damit eine große Freude machen.“

„Gern, Ninetta mia. Ich denke, die Crucci wird eine allerliebste Primadonna abgeben. Woher Sie nur dieses südländische Aussehen haben?“

„Meine Mutter — will sagen, meine Großmutter war Italienerin.“

„Ah, das ist recht . . . ein wenig südlich Blut in den Adern, das gibt das nötige Feuer. Denn nur keine kalte Sängerin! . . in der Stimme muß die Leidenschaft zittern, in den Augen muß sie blitzen, das Spiel muß sie durchwärmen; nur so wird das Publikum elektrisiert. Aber ich denke schon zu weit — noch lange ist kein Publikum in Sicht. Gehen wir wieder zu unsern Triolen . . . Recht gebunden, so . . . nur kein ha ha . . . Mund auf . . . das war wieder ein Brustton statt Mittellage . . . etwas rascher und laut — mit voller Stimme . . . ein helleres a . . . so ist's recht “

Mit ihren Mitschülerinnen verkehrte Rosa nur sehr oberflächlich. Da sie alle zusammen in demselben Zimmer sich aufhielten, wo die Meisterin den Unter-

richt erteilte, so waren sie gewöhnlich mit Lauschen beschäftigt und konnten nur ganz leise wenige Worte wechseln. Daher begnügte man sich mit getauschten Begrüßungen und einigen seltenen Bemerkungen.

Nur eine der angehenden Sängerinnen war für Rosa anziehend. Es war eine blasse junge Frau von sechs- bis achtundzwanzig Jahren, im Besitze einer wundervollen, zu Herzen dringenden Altstimme — eine Stimme die bis zu Thränen rühren konnte. Es lag auch etwas rührendes in der ganzen Erscheinung der jungen Frau. Sanft, bescheiden, schweigsam, schien sie ergeben die Last eines großen Kummers zu tragen. Und in der That, es hieß, daß Frau Hedwig Neumann an der Seite eines rohen, ausschweifenden, tyrannischen Gatten in unglücklichster Ehe lebte, und daß sie nunmehr im Gesang sich ausbilden wolle, um sich von ihrem Gatten trennen und ein selbständiges Auskommen finden zu können.

Die unsympathischeste von Allen war für Rosa eine kleine dicke Wirtstochter, welche in jeder Bewegung, in jedem gesprochenen Wort hochgradig vulgär war, die aber im Gesang eine wahre Nachtigallenbravour entfaltete. Es war für die anwesenden Kunstjüngerinnen demütigend, daß Veronika Stranzelhuber, der Typus des „wiener Vorstadtmädels“ unleugbar eine so hohe

Kunſtſtufe erreicht hatte, wie ſie von den Andern vielleicht Keine erreichen würde; daß ſie die ſchwierigſten Variationen, die halsbrecheriſcheſten Paſſagen mit einer Leichtigkeit, mit einem Glanz und einem „brio“ vortrug, die nicht verfehlen konnten, jedes Publikum zu ſtürmiſchem Beifall hinzureißen. Auch hatte Fräulein „Broni“ im Konſervatorium zwei erſte Preiſe davongetragen und war bereits von einem durchreiſenden Impreſario für die kommende Frühjahrsſaiſon in London unter günſtigen Bedingungen engagiert worden. Jetzt ſtudierte ſie die Rollen ihres Repertoirs ein.

Ferner nahmen an dem Lehrkurs noch teil:

Eine junge Ungarin, angeblich die Tochter eines reichen Gutsbeſitzers, welche angeblich aus Drang zur Kunſt ſich dem Theater widmen wollte; doch ging aus ihrem ganzen Benehmen hervor, einmal, daß ſie zu dem reichen Gutsbeſitzer in einem ganz andern als töchterlichem Verhältniſſe ſtand und zweitens, daß es der Drang, nicht nach Kunſt, ſondern nach Abenteuern war, aus dem ſie die Bühnenlaufbahn ergriffen hatte. Stets auffallend gekleidet, mit ſchwarz bemalten Augenrändern, keck und herausfordernd im Auftreten, ausgelaſſen in ihren den Kameradinnen zugeflüſterten Reden, war Ilma Valhazy das Bild einer demi-mondaine oder „die es werden wollte“. Die wahre Phä-

nomenalſtimme, mit welcher die „feſche“ Ungarin ausgeſtattet war, mußte Frau Contini wohl beſtochen haben, über die ſonſtigen ſchlimmen Eigenſchaften dieſer Elevin hinwegzuſehen.

Einen ſtarken Kontraſt zu Ilona Valhozy — und noch ſtärkeren zu Veronika Stranzelhuber — gab Gräfin Thereſe Stohr-Merſeburg ab, eine der eleganteſten und hochmütigſten Schönheiten der wiener Hocharistokratie. Die Komteſſe kam und ging in Begleitung einer alten Geſellſchaftsdame und beehrte ihre Mitſchülerinnen kaum mit einem kopfnickenden Gruß. In den ſeltenſten Fällen richtete ſie ein paar gnädige Worte an dieſelben. Es war ihr und ihren Eltern unangenehm genug, daß Frau Contini durchaus nicht ſich hatte herbeilaſſen wollen, in das Palais Stohr zu kommen und daher ſie ſelber, wie die andern gewöhnlichen Schülerinnen in das Haus der Meiſterin ſich begeben mußte. Aber da ſie ſich darauf kaprizierte, von der erſten Geſangsprofeſſorin Wiens Unterricht zu nehmen, gerade ſo wie ſie ihre Hüte und Toiletten von den erſten Modehäuſern bezog, ſo hatte ſie ſich fügen müſſen. Von vornherein war es ſelbſtverſtändlich feſtgeſtellt, daß ſie nicht Künſtlerin zu werden beabſichtige, ſondern nur nach der bewährten Methode der berühmten Meiſterin im Liedervortrag für den Salon

vervollkommnet zu werden wünſche. Roſa beglückwünſchte ſich zu ihrem Inkognito und zu ihrer angewandten Liſt, wenn ſie der Lektion der Komteſſe beiwohnte — denn hier gab ſich Frau Contini offenbar nur wenig Mühe; die ganz ſtrenge Zucht der Stimmbildung und der Geläufigkeitsſchule fiel dabei weg. Es wurden nur leichte Lieder vorgenommen und deren Vortrag Ton für Ton eingeleiert. So wäre es ihr vermutlich auch ergangen, hätte ſie ſich als „Dilettantin“ zu erkennen gegeben.

Eine ganz eigentümliche Erſcheinung in der Continiſchen Geſangsklaſſe war eine junge Norddeutſche, Namens Ortrud Belten, welche ſich auf die Künſtlerſchaft mit einer Andacht und Weihe vorbereitete, als handle es ſich um eine Prieſterſchaft. Sie ſchritt zum Klavier hin, wie frömmigkeitsdurchdrungene Menſchen an den Altar treten. Während ſie den Mund aufſchloß, um die Übungen zu beginnen, ſchlug ſie die Augen wie betend zum Himmel auf. Auch hatte ſonſt ihr ganzes Gebahren etwas klöſterliches: glattgeſcheiteltes Haar, in ſteifen Falten herabhängende, verzierungsloſe Kleider; ſtrenger, freudloſer Geſichtsausdruck. Sie ſprach nur wenig, und was ſie ſagte, war gewöhnlich nur Lobrede auf die „heilige Kunſt“, auf die „Himmelsbotin Muſik“. Der Aufnahmeprüfung dieſer Kunſtjüngerin wohnte Roſa zufällig bei. Nach einen vom

Blatte vorgetragenen Gesangsstück nickte Frau Contini wohlgefällig:

„Sie sind tüchtig musikalisch, Fräulein. An der Stimmbildung finde ich auszusetzen, an der musikalischen Kenntnis finde ich zu loben."

„Mein Vater ist Kapellmeister und ein bedeutender Klavierspieler. Seit meinem sechsten Jahre genoß ich bei ihm Unterricht ... er hat mich in den hohen Tempel der Tonkunst eingeführt — mir sozusagen das Innere des Heiligtums erschlossen, mich in die Tiefen —"

„Ja, ja", unterbrach Frau Contini, „er hat Sie recht taktfest und trefflicher gemacht. Das ist viel — die Hauptsache aber ist —"

„Das Eindringen in den Geist der Komposition —"

„Vorläufig Ausgleichung und Veredlung des Instruments."

„Daher hat mein Vater auch beschlossen, mich Ihrer Leitung anzuvertrauen, gnädige Frau. Als Klavierspieler ist ihm die Technik der Stimmbildung fremd und darin sind Sie in seinem Augen groß."

„Ich bin dem Herrn Kapellmeister für sein Vertrauen sehr dankbar. Sie wollen sich also für die Bühne ausbilden?"

„Nein — für den Konzertsaal. Im Theater

kann man mitunter gezwungen werden, Partien zu ſingen, welche zu den eigenen muſikaliſchen Überzeugungen in Widerſpruch ſtehen, welche eine Verſündigung an der reinen Erhabenheit der Kunſt abgeben . . . Ehe ich in einer Verdiſchen oder Meyerbeerſchen Oper auftrete, würde ich lieber auf ewig verſtummen! Im Konzertſaal hingegen, kann ich meine Vortragsſtücke wählen und brauche nichts entehrendes zu ſingen: nur Haydn und Händel, Beethoven und Mozart, Weber und Wagner."

Frau Contini ſchüttelte den Kopf und betrachtete eine zeitlang lächelnd die fromme Kunſtnovize. Dann zuckte ſie die Achſeln:

„Eine Muſikpuritanerin" ſagte ſie: „kenne die Sekte . . . ſtreng und muckeriſch. Aber meinetwegen: in meiner Schule mag jeder — ſofern nur gut und ſchön geſungen wird — nach ſeiner Façon ſelig werden."

Eines Tages fand Roſa Gelegenheit, ihre Kolleginnen eingehender kennen zu lernen. Die Meiſterin war in einer wichtigen Angelegenheit in das Konſervatorium abberufen worden, und die im Studierzimmer verſammelten Schülerinnen, welchen Frau Contini den Auftrag hinterlaſſen, ihre baldige Rückkunft abzuwarten, hatten jetzt Muße, ſich miteinander zu unterhalten. Was denn auch in ziemlich lauter und lebhafter Weiſe

geſchah. Als Roſa eintrat, war das allgemeine Geſpräch ſchon im Gange.

„Ah die Krutzer, die Krutzer!“ rief Fräulein Vroni Stranzelhuber. „Guten Morgen, Krutzer, und her da ... Sie ſollen ſagen, wer recht hat — wir diſchputieren ſchon a halbe Stund' herum: was is ſchöner — a berühmte Sängerin werden oder an Tölpel von an Millionär heiraten?“

Roſa ſetzte ſich lächelnd an den runden Mitteltiſch, in den Kreis der Andern nieder und fragte:

„Handelt es ſich um einen allgemeinen oder um einen beſondern Fall? Das müßte ich wiſſen, um eine Entſcheidung abzugeben.“

„Um mein' Fall handelt ſie ſich“ antwortete Fräulein Vroni. „Der Sohn von unſerm Hausherr — wir wohnen nämlich in an wunderſchönen, vierſtöckigen Haus am Alſergrund — und er hat a Pelzg'ſchäft, a rieſig's — hat ſich in mich vernarrt, und hat geſtern bei die Eltern um dös Handl da — ſchaun's her — is dös net a kleins, molletes Handl? — ernſthaft ang'halten. I' mag ihn aber net ... Denn er is gar ſo tölpelhaft — hat a G'ſicht wiar a daſiges Kalb, mit zwei hochrote Ohrwaſcheln ... dös is nix für Unſereins — wenn i amal beim Theater bin, kann i an Kavalier heiraten.“

„Es ist wohl besser, gar nicht zu heiraten", sagte Frau Ida Neumann mit trauriger Stimme. „Wenn man meine Erfahrungen hat, liebes Fräulein, so kann man nur jedem Mädchen abraten, sich dem Unglück auszusetzen, welches durch eine verfehlte Ehe erwachsen kann."

„No, dös wär a schöne G'schicht, wenn mer alle alte Jungfern werden sollt'n, weil der Herr von Neumann a Lump is!"

„Bin ich derselben Meinung wie Frau Neumann Hedwig," nahm Fräulein Ilona Valhazy das Wort „Heiraten — überflüssig. Grab der Liebe. Langweiliges Einerlei. Altmodische Institution. Pas chic — mais pas chic du tout! Nasca il giorno, o il giorno muoja, sempre lieti ne ritrooi."

„O Sie Traviata, Sie!" lachte Fräulein Stranzelhuber.

Desto strenger bemerkte Frl. Ortrud Belten:

„Gerade so unmoralisch, wie die nach der Traviatamelodie ausgedrückte Gesinnung, ist die betreffende Musik selber. Es hat etwas für das keusche deutsche Ohr beleidigendes —"

„Reden S' nit gar so g'schwollen, i bitt' Ihnen gar schön," unterbrach Vroni.

„Ich rede ernsthaft. Schlechte Musik kann ent-

ſittlichender wirken, als ſchlechte Bücher. „Ein Roman von Zola“ pflegt mein Vater zu ſagen „iſt eine Erbauungsſchrift gegen eine Offenbach'ſche Operette. Auch hüte ich mich, das eine zu leſen und das andere zu hören. Die Reinheit der Muſe, pflegt mein Vater zu ſagen —“

„Na hören S',“ unterbrach Broni wieder „wenn mein Vater ſo viel pflegen thät, wie der Ihrige, ſo ſaget ich ihm: Pfleg' Du der Ruh — und mir gib' a Ruh.“

„Ich hoffe, daß Ihr Herr Vater einen ſolchen Mangel an kindlichem Reſpekt gehörig zu rügen wüßte,“ verſetzte Fräulein Belten.

„Bei alledem, liebe Krutzer, ſitzen S' da, wie a Karpfen, ſo ſtumm, und ich hab Ihnen doch zur Schiedsrichterin g'wählt. Soll ich mein vierſtöckigen Marder- und Zobeltrottel „Ja“ ſagen?“

„Ich lehne das Schiedsrichteramt ab, Fräulein — Einmal weil mir der Bewerber nicht bekannt iſt; zweitens kenne ich auch Sie ſehr wenig, Fräulein; drittens, Fräulein, maße ich mir überhaupt nicht an, genug Lebensweisheit zu beſitzen um —

„O je, wie oft hintereinander Sie mich „Fräulein“ ſchimpfen — nur um mir's abzugewöhnen, Sie „Krutzer“ zu heißen, gelt? Sehn S' — ich hab grad auch net

ſo viel Lebensdummheit, wie Sie glauben. Warum Sie aber grad ſo hochmütig ſein, als wie die Komteß' (die muß jetzt auch gleich kommen) begreif ich net — Sie ſan doch nur die Tochter von einer Haushälterin — da g'hören S' doch net zur Hottwolleh?"

„Ich bin nicht hochmütig, Fräulein Veronika, und wär' es auch nicht, wenn ich Gräfin Stohr-Merſeburg hieße — Ah, wenn man vom Wolf ſpricht . . ."

In der That, Komteſſe Thereſe und ihre Geſellſchafterin traten eben herein. Sie grüßten die Andern mit leichter Kopfneigung und nahmen in einer entfernten Zimmerecke auf dem Sopha Platz.

„Frau Contini iſt abweſend," erteilte eine der Anweſenden den Neugekommenen Auskunft; „wir ſollen ſie erwarten — jetzt kann ſie nicht mehr lange ausbleiben."

Die junge Gräfin nickte ſchweigend.

„O," bemerkte Veronika Stranzelhuber leiſe, „die wird ſich ihre vornehmen Sprechwerkzeug' net verſchandeln, indem ſie zu uns red't."

„Ich denke" ſagte Fräulein Ortrud, „daß an einem Orte, wo der Kunſt gedient wird, der Rang nicht nach der weltlichen Stellung bemeſſen werden ſoll, ſondern nach der Höhe, welche — oder vielmehr nach der Tiefe die —"

„Warum nicht nach der Breite?“ fiel die unverbesserliche Broni ein. „Aber gebts acht, alle mitanand — jetzt werd' ich die hochgeborne Kredel a bissel aufzieh'n . . .“ Und lauter, zu der jungen Gräfin hinüber, in geschraubtem Hochdeutsch: „Ich hörte gestern in einem Konzerte ein Lied, Komtesse, das ganz in Ihrer Stimme lieget — will sagen — lääge. Sie sollten es mit der Meisterin einstudieren. Es heißt „Wie bist Du, meine Königin.“ Und da Sie selber so schön sein — will sagen — sind — wie eine Königin und so stolz . . .“

„Ich kenne das Lied“ erwiderte die junge Dame kalt. „Es liegt mir nicht.“ Sie stand auf und ging zum Fenster. Dort schaute sie durch die Scheiben, den Andern den Rücken kehrend. — Deutlicher konnte man die Absicht nicht zeigen, eine unliebsame Unterhaltung nicht fortführen zu wollen.

Aber Veronika ließ sich nicht irre machen:

„Sie hätten sollen mit a paar Stelzen auf die Welt kommen gnädigste Exzellenz-Komteß.“

„Antworten Sie nicht, Therese“ sagte die Gesellschafterin in französischer Sprache; „machen Sie, als ob Sie nicht hörten.“

„Wo nur die Meisterin bleibt?“ rief Rosa, um die peinliche Szene abzubrechen. „Vielleicht wünscht

eine der Damen zum Zeitvertreib zu ſingen — ich könnte begleiten . . ."

„No ja, wegenmeiner" ſagte Broni „i hab' da die Variationen von Proch, die möcht' ich gern amal wiederholen, eh die Frau von Contini kommt."

„Wie man nur ſo ſchales Zeug ſingen mag" ſeufzte die Kapellmeiſterstochter „es iſt eine Verſündigung . . . es heißt die Muſik profanieren."

„Aber ſagen Sie mir doch, beſtes Fräulein, was verſtehen Sie denn eigentlich unter Muſik?" fragte eines der jungen Mädchen.

„Mein Vater pflegt zu ſagen, ſie ſei eine Sprache von geiſtigen Dingen von ſo eigener, innerlicher fruchtbarer Natur, welche die tiefſten Fragen unſeres moraliſchen Lebensbeſtandes zum unmittelbaren Ausdruck bringt."

Roſa horchte auf:

„Wie ſagten Sie? — „Innerlich?" „Tief?" — Ach da haben wir's! Sie müſſen mir bei nächſter Gelegenheit den Gegenſtand noch eingehender erläutern. — Sie ahnen nicht, wie mich das intereſſiert . . . Einſtweilen, Fräulein Stranzelhuber, ſingen Sie Ihre Variationen."

IV.

Ein Mittwoch-Abend im Hause Grehlen. An dem Diner haben nur Onkel Rudolf und zwei verwandte Damen, die Baroninnen Helmerfeld, Mutter und Tochter, teilgenommen. Es ist halb acht. Man ist noch nicht lange von Tisch aufgestanden und die drei Damen sitzen allein im Salon; Kurt und Rudolf sind in das Rauchzimmer gegangen und die erwarteten Soireebesucher haben noch nicht angefangen, sich einzustellen.

Rosa, in einer halbdekolletierten, weißen Sürahtoilette, ohne andern Schmuck, als ein paar schmale Armreifen, sieht wunderlieblich aus — trotz des etwas gelangweilten Ausdruckes, der auf ihrem Gesichtchen lagert. Die Konversation der sehr eifrig sprechenden alten Dame ist eben keine besonders anregende. Baronin Helmerfelds Reden sind in die Länge gezogen, wie sie selber. Groß und hager, mit birnenförmigen Kopf,

meſſerſchneideſcharfem Profil, bis auf die Bruſt reichendem Kinn, ſieht ſie aus, wie das Spiegelbild, welches ein vertikal gehaltener Löffel dem Beſchauer zeigt.

Ihre Tochter, Fräulein Aurelie, unbedeutend von Erſcheinung, weder hübſch noch häßlich, weder jung noch alt, ſpricht nur wenig, aber wenn ſie etwas ſagt, ſo iſt es etwas geſchraubtes, gedrechſeltes, aus inkongruenten Bücherphraſen zuſammengelötetes. Sie ſpricht, wie gewiſſe Dilettantinnen ſchreiben: mit lauter Schablonenſätzen und mit möglichſt vielen, verbrauchten Bildern. Gerade heraus, ohne Umſchweife geſagte Worte vermeidet ſie ſorgfältig. Nicht um die Welt würde ſie vom Monde ſagen „der Mond“ — das wäre banal und geiſtlos; — ſie ſagt: „das Nachtgeſtirn“, oder „des Mondes Sichel“, oder „die blaſſe Luna“. Um keinen Preis ſpräche ſie einfach aus: die Zeit — ſondern es muß „Rad der Zeit“, oder „Zahn der Zeit“ heißen. Die mit ſolchen landläufigen Metapheren verbundenen Ausdrücke wirft ſie dann wohl untereinander und es kommt ihr nicht darauf an, von dem Zahn der Zeit zu berichten, daß er „rollt“ und von dem betreffenden Rade — daß es nagt. Natürlich iſt ſie von ſanfter Melancholie, denn Heiterkeit und Affektation gehen nicht zuſammen; die letztere nährt ſich nur von ſchwermütigen Dingen: am beſten bekommen

ihr „verlorene Illuſionen“ und „vom Schickſal rauh geknickte Jugendträume . . .“ „Manchmal wohl ſchmilzt unter einem warmen Hoffnungsſtrahl, die um das arme Herz gelegte kalte Eiskruſte der Enttäuſchung, bald aber fegt der brauſende Sturm der Wirklichkeit die zarten Blüten wieder weg und obgleich in den Wangen noch der Jugend Purpurwelle glüht, ergiebt ſich das verbitterte Gemüt in duldende Entſagung . . .“ So und ähnlich ſchildert Aurelie ihren Seelenzuſtand, wenn ſie jemand ganz harmlos nach ihrem Befinden befragt. Daneben leidet ſie noch an chroniſchem Verliebtſein. Davon darf aber kein Sterblicher erfahren — das iſt ihr heiliges Geheimnis. Immer trägt ſie irgend einen unerreichbaren Gegenſtand im Herzen. Von ihrem zwölften Jahre an, wo ſie eine tiefe Leidenſchaft zum Kaiſer Franz Joſef faßte, bis auf heute, wo ſie für Curt v. Grehlen ſchwärmt, hat ſie unzählige Schauſpieler, Sänger und Dichter angebetet.

Jetzt ſitzt ſie über ein Photographiealbum geneigt, in den Anblick des Bildes verloren, welches das Geſchwiſterpaar als Romeo und Julie darſtellt. Natürlich iſt es nur die Geſtalt des Romeo, welche Fräulein Aurelies Aufmerkſamkeit feſſelt.

Unterdeſſen haſpelt ihre Mama eine ihrer langen Reden ab, mit welcher ſie das geringſt mögliche Quan-

tum von Ideenteig in die größt mögliche Ausdehnung eines rhetoriſchen Strudels zu walken pflegt. Roſa ſitzt gegenüber, ſcheinbar lauſchend, doch an andere Dinge denkend. Seit zehn Minuten ſchon beſpricht Baronin Helmerfeld einen ſtattgehabten Miniſterwechſel — von allen Gegenſtänden der Welt für Roſa der unintereſſanteſte —; aber die Baronin befaßt ſich beſonders gern mit äußerer und innerer Politik. Vermutlich weil dies eines der ergiebigſten Felder für ihren Lieblingsſport — viel zu reden, ohne etwas zu ſagen — abgiebt.

„Kurz und gut“ ſchließt ſie, die vorangegangenen Erörterungen reſümierend „du kannſt mir's glauben, Roſa, der neue Miniſter — ich kenne ſeine Frau: ſie hat ſich ſchon öfter von ihm ſcheiden laſſen wollen — iſt eine Perſönlichkeit, welche ſich zu der Perſönlichkeit des vorigen Miniſters verhält, wie ſich überhaupt ein Menſch zum andern verhalten kann, deſſen Meinungen und Ziele mit den Meinungen und Zielen des andern nicht nur nicht ganz übereinſtimmen, ſondern geradezu in mancher — wenn auch nicht in allen Beziehungen in — wenn auch nicht direkt, ſo doch einigermaßen — in Gegenſatz ſtehen, und es läßt ſich vorausſehen — ſo weit menſchliche Vorausſicht in ſolchen Dingen eben reicht — daß die Sachen, wenn nicht ganz anders, ſo

doch um ein bedeutendes anders ſich geſtalten werden, als ſie ſich geſtaltet hätten, wenn der vorige Miniſter — ich habe ſeine Frau auch gekannt, ſie ſoll furchtbar eiferſüchtig geweſen ſein, wozu auch, wenn nicht viel, ſo doch einiger Grund vorhanden war — auf ſeinen Poſten geblieben wäre. Du wirſt ſehen, Roſa, daß ich recht behalte.“

Durch das plötzliche Aufhören des ſchon ſo lang und eintönig an ihr Ohr ſchlagendes Redegeplätſchers wird Roſa aus ihren Träumereien herausgeriſſen. Sie ſieht, daß eine Antwort von ihr erwartet wird:

„Wie ſagteſt Du? Pardon — die letzten Worte habe ich nicht verſtanden.“

„Ich ſagte; Du wirſt ſehen — ich werde recht behalten.“

„Sehr wahrſcheinlich.“

„Doch ich vergeſſe. In Deiner Eigenſchaft als junges Mädchen, haſt Du für derlei ernſte Fragen, welche die maßgebendſten, um nicht zu ſagen die höchſten Intereſſen des Landes betreffen, kein Verſtändnis — oder wenn auch Verſtändnis, ſo doch keinen Sinn. Nur Sentimentalität und Schwärmerei — Werther und Trompeter von Säkkingen füllen Eure Gemüter. Meine Aurelie iſt ja gerade ſo und ich war in Eurem Alter, wenn auch nicht ganz ſo exaltiert, doch auch

nicht viel beſſer. Erſt mit den Jahren lernt man erkennen, daß die Zeit, indem ſie vergeht, ſo manche Änderungen mit ſich bringt, daß die unbefangene, heitere Jugend —“

„Ach, Mama“ unterbricht Aurelie, das Album zuklappend, „Du mußt nicht glauben, daß des Lebens Ernſt nicht auch ſchon an mich herangetreten ſei.“

„Was weißt Du vom Leben, Kind?“ Frau von Helmerfeld liebt es, ihre Tochter, welche ihr dreißigſtes Wiegenfeſt ſchon hinter ſich hat, als kaum dem Puppenſpiel entwachſen zu behandeln.

„Nun, ſo ſag' einmal, was weißt Du vom Leben?“ ermuntert Roſa, welche es beluſtigt, Aurelies Betrachtungen zu hören.

Dieſe läßt ſich nicht lange bitten. Wie der Rabe in der Fabel, welcher auf des Fuchſes höfliches Erſuchen, er möge doch ſeinen ſchönen Geſang vernehmen laſſen, ſogleich zu krächzen beginnt, ſo wird Fräulein Aurelie niemals vergebens aufgefordert, ihre Reflexionen zum beſten zu geben und dabei ihren blühenden Stil glänzen zu laſſen. Namentlich vor ſeiner Schweſter muß ſie bei jeder Gelegenheit ihren Geiſt entfalten — vielleicht bleibt dies nicht ohne Rückwirkung auf ihn . . .

„Das Leben, meine liebe Roſa,“ ſagt ſie, indem ſie einen tiefen Seufzer holt, „das Leben mit all ſeinen

Wünſchen und Hoffen, Lieben und Entbehren, mit ſeinem Sehnen und Entſagen, iſt ja reich an Wechſelvollem und ſo arm an beſtändigem Glück, daß wir kühn und ſicher nach den einzelnen Lichtmomenten faſſen dürfen. Leider aber ſind ſolche ſchwer zu ergreifen und noch ſchwerer feſtzuhalten . . . Es ſcheint ein freundlicher Sonnenſtrahl in die Pupille des Halberblindeten; ihn zu feſſeln vermag er nicht — denn bald umfächelt ihn wieder die finſtere, ſternenloſe Nacht gebrochener Hoffnung, deren gekrümmter Anker in der Herzenswunde brennt."

„Danke, Aurelie — jetzt weiß ich, was das Leben iſt. Hätte ich das früher gewußt, ſo wäre ich lieber gar nicht auf die Welt gekommen."

„O Du — Dir blüht Fortunas flüchtiges Füllhorn in goldenen Regenſchauern; alles was ein Menſchenlos nur wünſchen kann, das haben die ernſten Schickſalsmächte in Deinen Lebensfaden geſponnen."

Jetzt öffnet ſich die Thür des nebenliegenden Rauchzimmers. Aber Aurelie iſt enttäuſcht, denn Onkel Rudolf kommt allein zurück.

„So, meine Damen, bin ſchon da. Der Tſchibuk iſt geraucht — jetzt kann ich dem ſchönen Geſchlechte gegenüber wieder meine ganze Liebenswürdigkeit entfalten. Der Bücherwurm, der Kurt, hat ſich in ſein

Studierzimmer zurückgezogen und ſo fällt mir allein die Aufgabe zu, die hier verſammelte Damengeſellſchaft zu heller Luſtigkeit aufzuwirbeln."

„Das iſt aber nicht ſehr höflich von Kurt," bemerkt Baronin Helmerfeld.

„Nicht höflich? Baumrindengrob iſt's! Das habe ich ihm auch geſagt; er war aber von ſeiner — um dieſe Verdauungsſtunde höchſt ungeſunden Studierwut nicht abzubringen. Ich glaube, nicht mit vier Nilpferden ließe er ſich hierherſchleppen."

„Das wird immer höflicher."

„Ihr müßt meinen Bruder ſchon entſchuldigen", ſagt Roſa . . . „er wird ja ſpäter wieder zu uns kommen. Er pflegt das an unſeren Mittwochen immer ſo zu thun: — zwiſchen dem Speiſen und der eigentlichen Soiree, behält er ſich zwei Stunden zur Lektüre vor. Die ganze Zeit, wie ich es thue, dem geſelligen Vergnügen zu fröhnen, dazu glaubt er ſich nicht berechtigt. Seine Berufsarbeit —"

„Ach Roſett'l, Amorett'l, es iſt ſchön von Dir, daß Du Deinen Bruder verteidigſt, aber mit der Berufsfexerei laß uns aus. Nach eigener Wahl in Büchern blättern — das iſt keine Berufsarbeit . . . keine Karrière . . . Ohne Zwang giebt's überhaupt kein mögliches Ausharren. Müſſen muß man . . . Eine

Hierarchie muß man über ſich haben und einer Disziplin muß man unterſtehen ...."

„Onkel, ich bitte dich, fange nicht wieder über dieſes Thema zu ſtreiten an ... Du kennſt doch die hierauf bezüglichen Wünſche unſeres Vaters: auch die ſtellen ein „muß", ein heilig gehaltenes und liebend erfülltes „muß" vor."

Der Salon beginnt, ſich zu füllen. Roſa empfängt ihre Gäſte mit vollendeter Anmut und Unbefangenheit. Unter den jungen Herren die das Haus beſuchen, iſt keiner, der ihr Herz raſcher ſchlagen, keiner, deſſen Kommen ſie mit Sehnſucht erwartet, deſſen Nähe ſie mit Entzücken erfüllt. Auch unter den jungen Frauen und Mädchen ihres Kreiſes iſt keine, zu der ſie ſich in Freundſchaft und Vertrauen hingezogen fühlte. Dieſe ganze Welt, in der ſie ſich bewegt, ſcheint ihr fremd. Sie kann die engen, kleinlichen Intereſſen nicht teilen, welche die Andern hegen, und die Andern haben keinen Sinn für das, was ſie vom Leben erträumt. Was iſt Ziel und Hoffnung dieſer jungen Fräuleins, die in den Plauderſtunden von „wir Mädchen unter uns" ſich ihr anvertraut hatten? — Eine gute Partie: das heißt mit andern Worten: ſchöne Wohnung, Equipage, elegante Toilette, adeligen Namen; nebſtbei wird auch ein wenig für die mög-

lichen Spender dieſer Dinge geſchwärmt, ſofern dieſelben einen hübſchen Schnurrbart, eine elegante Geſtalt und Fertigkeit im Tanzen und Kurmachen beſitzen. — Und dieſe jungen Herren ſelber? Man ſieht ihnen an, daß ſie ſozuſagen nur als Durchreiſende in anſtändiger Geſellſchaft ſich aufhalten; daß ſie ihre eigentliche Zuſtändigkeit in einer ganz andern Welt haben, in der „Welt, in der man ſich amüſiert.“ Aus dieſer bringen ſie auch manchmal, wenn ſie gerade ſehr gut aufgelegt ſind; den Ton mit; laſſen alle Höflichkeit und Verfeinerung der Sprache bei Seite, machen rohe Witze, was für feſch — und ungenierte Bewegungen, was für engliſche Manier gilt; behandeln die jungen Damen, mit welchen ſie ſich unterhalten, als wären dieſelben Balletmädchen und zumeiſt fühlt ſich die Betreffende noch geſchmeichelt, in der Idee, daß ſie durch ihren beſondern Reiz den ſonſt ſo gelangweilt ausſehenden jungen Herrn zu fröhlicher Stimmung aufgeſtachelt hat, oder daß es ihr vielleicht gar gelungen — wie dies ſeine Frechheit zeigt — ihn zu Liebeswünſchen zu entzünden. Jedoch Roſa gegenüber, die ſelber eine reiche Partie iſt, zeigen ſich die jungen Leute nicht von dieſer Seite; ſie iſt ſo abweiſend und ſtreng, ſobald ſich jemand die geringſte Übertretung des ihr gebührenden Reſpektes zu ſchulden kommen läßt, daß es

Keiner wagt, ſeine Salonlangweiligkeits-Maske vor ihr fallen zu laſſen.

Ungefähr dreißig Perſonen ſind nun hier verſammelt. Spieltiſche werden aufgeſtellt; es bilden ſich Gruppen von kannegießernden älteren Herren, mediſierenden ältern Damen, kichernden jungen Mädchen und Sport-Geſpräche führenden jungen Männern. Kurt iſt gegen neun Uhr aus ſeinem Studierwinkel hervorgekrochen und hilft ſeiner Schweſter, die Honneurs machen. General Grehlen ſpielt Karten. Roſa ſitzt am Klavier und begleitet ein „Thema mit Variationen“ für Violine, vorgetragen von einem aſchblonden magern Fräulein; und ein Oberlieutenant, ſelbſt muſikaliſch, wendet die Notenblätter um. Nach der zwölften und letzten Variation, welche das Fräulein, gern auf allgemeines Verlangen wiederholt hätte, — nur ſtellte ſich dieſes Verlangen nicht ein — wird Roſa dringend aufgefordert, etwas zu ſingen. „Wir haben erfahren, daß Du Geſangunterricht nimmſt“ hat Frau von Helmerfeld verraten, „und daß Du eine Prachtſtimme haben ſollſt — alſo gieb etwas zum beſten.“

„Nicht um die Welt!“ antwortet Roſa, indem ſie vom Klavier aufſteht. Ihr ſchaudert bei dem Gedanken, dieſem Publikum, welches zu den eben überſtandenen Variationen ſo einſtimmig „bravo!“ rief,

nachdem es ebenſo einſtimmig während des Vortrages laute Geſpräche geführt, etwas von ihrer ſo ernſt und ehrgeizig betriebenen, zwar noch unreifen, aber ſo hohen Zielen entgegenſtrebender Kunſt vorſetzen zu ſollen.

Die Andern hören nicht auf, in ſie zu dringen.

„Auf Ehrenwort, ich ſinge nicht. Ich habe dieſes Ehrenwort meiner Meiſterin gegeben. Ehe ich etwas kann, darf ich mich nicht hören laſſen."

„Und wann wird der Augenblick gekommen ſein," fragt Aurelie, „wo Dein Können auf jene Höhe gelangt ſein wird, von welcher herab Du mit Stolz und Sicherheit als gottbegnadete Künſtlerin aus voller Seele Dein Lied wirſt hinausſchmettern können?"

„Du meinſt: wann werde ich etwas anſtändiges gelernt haben? Ungefähr in drei Jahren."

Onkel Rudolf iſt aus dem Spielzimmer herübergekommen und hat die letzten Worte gehört.

„In drei Jahren — da ſingſt Du hoffentlich ſchon Wiegenlieder, Du mißlungene Nachtigall . . ."

Roſa nähert ſich dem Onkel und antwortet halblaut, ſo daß es niemand Anderer hören kann:

„Nein — zuerſt will ich ein Brindisi geſungen haben."

„Evoira l'amor' — Du kleine Bacchantin?"

„Vielleicht . . . Aber vor allem: es lebe die Kunſt."

Der General zuckt die Achſeln und ſchweigt.

Kurt unterhält ſich zumeiſt mit den Damen, den älteren und jüngeren, oder mit den älteren Herren — denn er miſcht ſich nicht gern in die Geſellſchaft ſeiner Altersgenoſſen. Er fühlt, daß dieſe ihn für einen halben Narren, zum mindeſten für einen ſehr unvollkommenen Menſchen anſehen. Denn wie man ein ſelbſtändiger und reicher junger Edelmann ſein kann, ohne ein paar Stunden täglich im Klub zuzubringen, ohne ſich für Sport zu intereſſieren, ohne eine Theaterprinzeſſin „auszuhalten", das überſteigt dieſer jungen Herren Faſſungskraft. Und ſind auch einige darunter, die ein geregeltes Leben führen und an den Ausſchweifungen der Andern nicht teilnehmen, ſo ſind es entweder fleißige Beamte, oder eifrige Marine-Offiziere oder dgl., und dieſe begreifen nicht, wie ein junger Menſch exiſtieren kann, ohne etwas „zu ſein", ohne die Ausſicht, „etwas zu werden". Dieſer abſprechenden Geſinnungen ſeiner ſogenannten Freunde iſt ſich Kurt gar wohl bewußt, daher hält er ſich lieber in Geſellſchaft der weiblichen Gäſte auf. Von dieſen weiß er, daß ſie an ihm nichts auszuſtellen finden: iſt er ja doch jenes, in jedem Salon von Müttern und Töchtern ſo hochgeſchätzte Phänomen — ein „Epouſeur". Auch iſt er der Idee nicht abgeneigt, ſich eine Frau zu

ſuchen. Er träumt ſich ein häusliches Glück, das ihm von den Anſtrengungen ſeiner Studien eine ſüße Erholung bieten würde, ohne ihn davon abzulenken. Stürzte er ſich in den Strudel des Vergnügens, dann wäre es mit ſeiner Arbeit vorbei, das iſt ihm klar; da wäre es um das in's väterliche Grab nachgerufene Verſprechen geſchehen: „Ich will ausharren, Vater". Hingegen — wäre er nun einmal verheiratet — würde dieſes Verharren ſich von ſelbſt ergeben. Sowohl gegen die Verſuchung ſeiner eigenen Vergnügungsluſt — die zwar nicht heftig, aber bisweilen dennoch ſich fühlbar macht — als gegen den Spott ſeiner Freunde wäre er da geſichert. Sein Fernhalten von den Gepflogenheiten junger Lebemänner, welches ihm jetzt von den Letzteren ſo übel genommen wird, würde ihm ſodann als erfüllte Pflicht nur mehr zu gute gerechnet werden können: es hieße einfach von ihm, daß er ein muſterhafter, treuer Ehemann ſei und bei dieſer Gelegenheit konnte er dann auch ſeiner heimlichen Geliebten — der Wiſſenſchaft — unbehelligt ſeine Treue wahren.

Während Roſa für keinen der anweſenden jungen Leute — die alle mehr oder minder um ihre Gunſt werben — ſich intereſſiert, und daher keinen wählt, wird Kurt aus entgegengeſetztem Grunde die Wahl

ſchwer gemacht: er intereſſiert ſich für mehrere der jungen Damen zugleich. Bei der Einen zieht ihn die Schönheit, bei der Andern der prickelnde Geiſt, bei der Dritten ein unnennbares Etwas an. Somit hat die Dritte wohl die größte Chance, denn der „unnennbare" Reiz, weil ſelber etwas geheimnisvolles, kann leichter als erkannte Vorzüge — das geheimnisvolle Gefühl der Liebe erwecken.

Die mit der unnennbaren Anziehungsgewalt Ausgeſtattete iſt ein ſiebzehnjähriges, mutterloſes Mädchen, welches ſeit einigen Wochen in Begleitung des Vaters die Grehlen'ſchen Soireen zu beſuchen pflegt. Hier ſchließt ſie ſich gewöhnlich an Aurelie an, deren erhabene Sprache ihr Bewunderung einflößt. Sie ſelber iſt eben erſt aus der Kloſterſchule entlaſſen und weiß noch gar nichts von der Welt.

Kurt hat ſich einen niederen Seſſel zu dem Sopha geſchoben, auf welchem Aurelie und ihre kleine Anbeterin ſitzen, und läßt ſich darauf nieder.

Fräulein Aurelie fühlt bei dieſer Annäherung ihres „Gegenſtandes" eine frohe Herzbeklemmung; aber eine vernünftig eiferſüchtige Regung mahnt ſie an die Möglichkeit, daß Kurts Intereſſe wohl dem hübſchen Lärvchen ihrer Nachbarin, der kleinen Malvine Gindt zugewendet ſein könne ... da heißt es nun doppelt,

durch geiſtreiche und gefühlvolle Reden zeigen, daß ſie die Andere äußerlich ſchönere — an Schönheit des Gemütes hoch überragt.

„Ich ſtöre vielleicht vertrauensvolle Ergüſſe", ſagt Kurt, um die Unterhaltung einzuleiten.

Malvine ſchüttelt den Kopf:

„O nein" ſagt ſie.

„Dir ſei es gewährt", verſetzt Aurelie, „zu ſein im Bunde der Dritte. Schaffen wir uns hier mitten im Weltgetriebe ein ſtilles Winkelchen trauter Einkehr. Laſſen wir die brandenden Wogen an unſer Ohr ſchäumen und genießen wir die Beſchaulichkeit der Ruhe. In der Welt iſt alles Täuſchung, alles eitel . . ."

„Das haben die Schweſtern auch immer geſagt", fällt Malvine ein. „Man hat uns im Kloſter nicht genug warnen können vor der Eitelkeit der Welt."

Kurt ſieht ſie lächelnd an:

„Und finden Sie es wirklich ſo ſchlimm?"

„Ich — — ich weiß nicht. . . . Papa ſagt, ich ſoll mir die Kloſteridеen aus dem Kopfe ſchlagen, er ſagt, daß die Welt nicht ſo ſündig ſei, wie die Nonnen ſagen."

„Da hat Ihr Herr Vater vollkommen recht. Nur eins begreife ich nicht: — warum hat er Sie an einen Ort gegeben wo Ideen eingepflanzt werden, die man

ſich wieder „aus dem Kopf ſchlagen“ ſoll — dies iſt eine ziemlich mühſame Prozedur und macht jedenfalls Kopfweh — nicht wahr?“

Malvine reißt die Augen auf: ſie hat nicht verſtanden.

Dafür antwortet Aurelie:

„Ja, wenn alle Menſchen ſo der Tugend Pfade wandelten, wie Du, Du tapferer Kurt —“

„Zu gütig, Couſine.“

„Doch leider iſt dem nicht ſo. Wir ſehen ringsum in üppiger Blüte das Laſter aufſprießen und mit ſeinem Peſthauche der Unſchuld Fluren zerſtampfen. . . . Ach, meine Sehnſucht wäre, irgendwo in ſtiller beſcheidener Häuslichkeit an einem nimmer verlöſchenden Herde, wo die Liebe ihre Fackel ſchwingt —“

„Ähnliches träume ich auch . . .“

„Wirklich, Kurt? O Du haſt recht — nur im friedlichen Hafen des Familienkreiſes, bei anſpruchsloſer Pflichterfüllung weilt des blinden Glückes Rad. Draußen hingegen, im Kampf der wilden Elemente, im falſchen Glanz des hohlen —“

„Und was ſagen Sie dazu, Fräulein?“ wendet ſich Kurt an Malvine, um die Beſchreibung des hohlen Weltlebens abzuſchneiden. Denn jetzt ſieht er ſchon

Aurelies Lieblingstruppen „die verlorenen Illuſionen“ anrücken — und wenn ſie die einmal in's Treffen führt, da hört ſie nicht ſo leicht wieder auf. „Was halten Sie von den Freuden des häuslichen Herdes, Fräulein Malvine?“

„Ich . . . ich . . . weiß nicht. . . .“

Aurelie findet, daß ihr die Andere durch ihr thörichtes Benehmen den Sieg ſehr erleichtert. Von ſolcher Folie — nämlich dem geſtotterten „ich weiß nicht“ — müſſen doch ihre volltönenden, ſo hohen Geiſtesſchwung bekundenden Reden höchſt vorteilhaft ſich abheben. Demungeachtet bleibt Kurts Auge mit zärtlicher Bewunderung an dem ſtotternden Mädchen hängen, während er erwidert:

„Sie wiſſen nicht? . . Natürlich — Sie können auch nicht wiſſen. Wie lieb und ſchön von Ihnen, das ſo offen zu ſagen. . . Die Welt iſt Ihnen noch verſchloſſen . . . Nun ja — Ihr Vater hat es mir erzählt: als Kind ſind Sie in das Kloſter gekommen und erſt jetzt — noch immer als Kind — daraus entlaſſen worden. Mit tauſendfachem „Ich weiß nicht“ treten Sie in das Leben; überall, wo Ihr Auge hinfällt, muß eine Frage aus Ihren Blicken leuchten. Glücklich derjenige, dem es beſchieden ſein wird, die Antworten es geben . . . Wie?“

„Ich . . . ich weiß nicht.“

Professor Oskar Gindt, Malvinens Vater, der vor einigen Wochen durch General von Grehlen im Hause vorgestellt worden, pflegt seither jeden Mittwoch mit seiner Tochter auf ein oder zwei Stunden sich einzustellen. Diese Zeit bringt er, während Malvine neben Aurelie Helmerfeld sitzt, an einem Schachtische zu, wo er mit einem oder dem andern der schachkundigen Gäste eine Partie macht. Offenbar findet er an dem ernsten Spiele mehr Gefallen, als an den um ihn herum geführten heitern Salonunterhaltungen, denn niemals hört man ihn an diesen teilnehmen. — Professor der Ästhetik, Doktor der Philologie, Verfasser einer dickbändigen Kunstgeschichte, ist Oskar Gindt eine in Gelehrtenkreisen ziemlich bekannte Persönlichkeit; aber in den Kreisen der sogenannten „Welt“, weiß man von ihm nur wenig und er fühlt sich augenscheinlich recht unheimlich darin. Er ist ein noch junger Mann von acht- bis neununddreißig Jahren, auffallend groß, mit dichtem, blondem Kraushaar, blondem Schnurr- und Spitzbart, weißen Zähnen, edlem Profil — kurz eine einnehmende Erscheinung. Wäre Aurelie nicht in Kurt v. Grehlen verliebt — für Professor Gindt hätte sie sich sofort entflammen müssen.

„Malvine, es ist Zeit zu gehen.“

Gehorsam erhebt sich das junge Mädchen. Aber Kurt protestiert:

„Nicht möglich, Herr Professor, es ist kaum zehn Uhr. Rosa!“ ruft er die eben vorübergehende Schwester herbei, „Komm mir zu Hilfe und verhindere Herrn Gindt, sein ruchloses Vorhaben auszuführen.“

Rosa tritt lächelnd näher:

„Was muß ich hören? Sie ein Verbrecher?“

„Ich wollte mich einfach empfehlen, mein Fräulein, und trotz der Einsprache Ihres Herrn Bruders muß ich bei diesem Vorhaben verharren. Ich habe zu Hause noch zu arbeiten — —“

„So spät?“

„Ich bin es gewohnt, die Abendstunden zu geistiger Arbeit zu verwenden. Das kommt noch von meiner akademischen Zeit her, wo ich oft unter dem Schein der Studierlampe in meine Bücher vertieft blieb, bis die Morgendämmerung durch die Scheiben fiel.“

„Bewundernswert!“ ruft Aurelie. „Ja, ja — die Studierlampe, unter deren blassen Licht das sinnende Haupt des Weisen grübelt . . . das ist der wahre Eifer der Wissenschaft, der Kunst und der Litteratur. Sie sind ein beneidenswertes Beispiel, Herr Professor.“

Herr Gindt läßt sich nicht zurückhalten. Er

ſpricht noch einige Worte der Verabſchiedung, nimmt ſeine Tochter unter den Arm und geht.

Die übrigen Gäſte bleiben noch ein bis zwei Stunden verſammelt; nach Mitternacht hat ſich auch der letzte — Onkel Rudolf — entfernt und die Geſchwiſter ſind allein.

„Ach!“ ſeufzt Roſa, indem ſie ſich in einen Lehnſeſſel fallen läßt und müde die Arme reckt, „war das eine langweilige Geſchichte!“

„Ich finde nicht,“ antwortet Kurt.

„O, ich wollte hinaus, hinaus, in eine größere Welt —“

„In den Sirius?“

„Nicht ganz ſo weit. Aber hier wirklich iſt's gar zu öde.“

„Ich finde nicht. Die Welt, in der ich mich heute bewegt habe, ſcheint mir weder klein, noch öde — und nicht hinaus wollte ich, hinaus in's Weite — ſondern, im Gegenteil: in ein ſtilles Neſt . . . nach Schallerkron z. B. . . Aber nicht allein — ein Stückchen der hieſigen Welt wollte ich mir mitnehmen, das ich dort ſorgſam hüten wollte . . .“

„Mit anderen Worten, Kurt, Du Unglücksmenſch, Du biſt verliebt?“

„O Du Übergeſcheite! So iſt's: — ich bin verliebt."

„Und wer ſoll meine Schwägerin werden? — Aurelie?"

„So eine Idee, Roſa!"

„Nun ja — die Arme betet Dich an und —"

„Unſinn! Wahnſinn! Deine künftige Schwägerin — wenn ſie mich will, heißt das — und wenn ich will . . . denn ich bin auch noch nicht ganz entſchloſſen . . . ſoll —"

„Ich errate: Malvine Gindt."

„Du biſt ja hellſehend, Schweſter. Und wäreſt Du mit dieſer Wahl zufrieden?"

„Hm . . . Das Mädchen ſcheint mir recht lieb und harmlos — zu harmlos . . . Kurt könnteſt Du mit einer dummen Frau glücklich werden?"

„Malwine Gindt iſt nur naiv und unſchuldsvoll. Ein ſiebzehnjähriges Mädchen, das niemals aus dem Kloſter gekommen — kann keine Hypatia ſein. Und Du weißt, ein Mann, der ſich mit gelehrten, ernſten Dingen befaßt, ſoll bei einer Frau, die ſchlichten Geiſtes ſei, Erholung finden —"

„O, daß ich ſolchen Gemeinplatz von Dir hören muß!"

„Übrigens kann ein Mann aus ſo junger Frau machen was er will —“

„Ja, ja, ich weiß: „Wachs unter ſeinen Händen.“ Da haben wir den zweiten Gemeinplatz. Wenn Du bei dieſer Wahl verharrſt, ſo weiß ich nur eine Erklärung: Liebe iſt blind.“

„Auch ein Gemeinplatz, liebe Roſa.“

V.

Am nächſten Tage, während ihres gewöhnlichen Morgenſpazierganges im Prater, teilt Roſa ihrer Begleiterin, die ja von Kindheit an ihre Vertraute geweſen iſt, Kurts Heiratsideen mit.

„Was ſagen Sie dazu, meine liebe Krutzer?“

Ein freudiger Ausdruck belebt die Züge der alten Frau.

„Ich ſage“, antwortet ſie, „daß nichts beſſeres und glücklicheres geſchehen könnte, als wenn der junge Herr heiratete. Jung gefreit hat ſelten gereut. Ihr ſeliger Papa hat ſich mit einundzwanzig Jahren verheiratet und ich weiß, daß er von dort oben es gut heißen würde, wenn der junge Herr ſo früh ſich einen Herd gründete. Auch für Sie, Fräulein Roſa, wird es beſſer ſein, wenn eine junge Frau ins Haus kommt.“

„Grundſätzlich bin ich ja mit der Idee auch ſehr einverſtanden — aber es kommt eben alles darauf an, was die Erwählte für ein Weſen iſt.“

„O, Herr Kurt wird nur eine Würdige wählen, da bin ich beruhigt.“

Roſa bleibt ſtehen und winkt ihren im Schritt nachfahrenden Wagen herbei.

„Kommen Sie, Krutzer, wir wollen zu Fräulein Gindt fahren — ich bin ihr ohnehin einen Beſuch ſchuldig.“

Kurze Zeit darauf hält der Wagen vor der angegebenen Nummer der Mariahilfer Hauptſtraße.

Zugleich tritt Profeſſor Gindt unter das Thor. Er ſieht ſich nach dem Wagen um und die ausſteigende Roſa erkennend, geht er ihr entgegen.

„Ich komme zu Ihrer Tochter, Herr Profeſſor — finde ich ſie zu Hauſe?“

„Gewiß, mein Fräulein — und ſie wird ſich ſehr geehrt fühlen. . . Erlauben Sie, daß ich Sie hinaufgeleite . . . die andere Dame ſteigt nicht aus? . . .“

„Nein, Frau Krutzer wird mich im Wagen erwarten. Sie kommen eben von einem Spaziergang nach Hauſe?“

„Ich komme aus der Hofbibliothek — müſſiges Spazierengehen iſt meine Sache nicht.“

Er bietet ihr den Arm und führte ſie die Treppe hinauf.

„Wir wohnen hoch . . . im vierten Stock. Stützen Sie ſich recht feſt, um nicht müde zu werden.“ Und er preßt ihren Arm an ſich.

„O, ich brauche gar keine Stütze", ſagt ſie, ſich freimachend, „ich kann auch berg- nicht nur ſtiegenſteigen."

Roſa ergreift ein unheimliches Bangen, ſie bereut, Frau Krutzer nicht mitgenommen zu haben.

„Sie können gar vieles", murmelt er.

Im vierten Stock, vor der Thüre angelangt, die auf einer Meſſingplatte ſeinen Namen zeigt, zieht Profeſſor Gindt einen Schlüſſel aus ſeiner Taſche und ſchließt auf.

„Wie — Ihre Tochter iſt eingeſperrt?" fragt Roſa erſtaunt.

„O nein — ich führe nur immer einen Schlüſſel bei mir, um nicht erſt läuten zu müſſen . . . Treten Sie ein."

„Iſt Malwine aber auch ſicher zu Hauſe?" zögert Roſa, indem ſie das Vorzimmer betritt.

„Natürlich . . . hierher, ich bitte — ich werde meine Tochter gleich rufen."

Er öffnet eine zweite Thür und läßt Fräulein von Grehlen in eine Art Studierzimmer ein — offenbar ſein Arbeitskabinet. Dasſelbe enthält einen großen Schreibtiſch, gefüllte Bücherſchränke und einige leder-überzogene Sitzmöbel.

„Nehmen Sie einſtweilen Platz, mein gnädiges Fräulein; ich will Malwine holen."

Rosa aber setzt sich nicht. Sie geht an die Bücherregale und betrachtet die Rückentitel der darin aufgestellten Bände. Es sind meist lateinische und griechische Dichter, dickbändige Geschichtswerke, Lexika, wissenschaftliche Broschüren und die deutschen Klassiker.

Nach einer Weile kommt Gindt zurück — allein.

„Malwine ist in der That ausgegangen, mein Fräulein . . .“

Er steht vor der Thür, die er hinter sich zugemacht, und seine Augen haften starr und brennend auf der Besucherin.

Rosas Herz — sie weiß nicht warum — fängt zu pochen an. Zum erstenmal bemerkt sie, daß Professor Gindt ein noch junger und auffallend schöner Mensch ist . . . und sie hier — allein in seiner Wohnung. . . Was die Lage unpassendes und — gefährliches hat, wird ihr mit einem Male klar.

„Also nicht zu Hause?“ trachtet sie unbefangen zu sagen, „ich bedaure. Adieu denn, Herr Professor.“ Und sie nähert sich der Thür.

Er aber rührt sich nicht vom Fleck und sein Auge brennt noch unheimlicher als zuvor. Wie gebannt bleibt sie stehen. Der Strom heißen Begehrens, der aus diesen Blicken sich ergießt, wirkt beklemmend und betäubend. Im nächsten Augenblick, glaubt sie, müsse er die Arme

ausſtrecken — und ſchon ringt ſie, einen Schrei auszuſtoßen, als er reſpektvoll zur Seite tritt und ihr die Thür offen hält. Sie ſeufzt erleichtert auf und geht mit einer leichten Kopfneigung an ihm vorüber.

„Göttliches Mädchen!“

Die zwei Worte ſind nur ganz leiſe geflüſtert — aber Roſa hat ſie dennoch gehört.

Die Beiden ſind jetzt im Vorzimmer. Roſa ſieht ſich um:

„Wo iſt der Ausgang?“

„Hier, mein Fräulein. Aber noch ein Wort ...“ Er hält die Hand an der Schnalle der Stiegenthür. „Wagen Sie ſich nie mehr allein in ein Haus. Sie könnten einmal in eine Räuber-, in eine — Tigerhöhle geraten.“

„Ich will Ihren Rat befolgen, Herr Profeſſor ...“

„Ihre Hand darauf?“

Sie reicht ihm die Hand hin, und er führt dieſelbe an ſeine Lippen.

In dieſem Augenblicke wird an der Glocke geriſſen.

„Das iſt Malwinens Läuten“, ſagt Gindt. Er öffnet die Thür und läßt ſeine Tochter ſamt dem begleitenden Dienſtmädchen ein.

„Hier iſt Fräulein von Grehlen, welche gekommen war, dich zu beſuchen. Führe ſie zu Dir.“

Nach einer Weile ſitzen die beiden Mädchen allein in Malwinens Zimmer. Der Profeſſor hat ſich in ſein Arbeitskabinet begeben.

Fräulein von Grehlen iſt ſehr zerſtreut; Fräulein Gindt, wie gewöhnlich, ſehr verlegen, und ſo iſt die Unterhaltung eine ziemlich hinkende.

Roſa hat den Zweck ihres Beſuches: den Gegenſtand der Neigung ihres Bruders näher kennen zu lernen, beinahe vergeſſen. Die eben durchlebte Scene hat ihr Gemüt in Aufruhr gebracht und ſie kann ihre Gedanken davon nicht losreißen. Unter den Gefühlen, die da in raſchem Wechſel über ſie gekommen — Schreck, Beklemmung, Erlöſung — war einiges ſo neu, ſo überraſchend, ſo eigentümlich . . . ein intereſſanter Menſch, dieſer Profeſſor... was für ein Feuer aus ſeinen Augen geſprüht! was für eine Zärtlichkeit in ſeiner Stimme gezittert . . . welche Hochachtung in dem Akt gelegen, ihr den Ausgang freizulaſſen . . . welch ein geheimnisvoller Sinn in der erteilten Warnung und wie hatte ihre Entgegnung: „Ich werde Ihren Rat befolgen, Herr Profeſſor“ ihm deutlich ſagen müſſen, daß ſie ihn verſtanden . . . Wie war dadurch zwiſchen ihnen ein gewiſſes Einverſtändnis erwachſen, das ſein letzter Handkuß noch beſiegelt hatte . . . Das alles ſchwebt ihr noch immer vor und ſie

freut ſich auf die nächſte einſame Stunde, wo ſie das ganze wieder nachzuempfinden verſuchen wird.

Unterdeſſen ſpricht ſie allerlei gleichgiltige Dinge zu Malwine, ohne recht zu wiſſen, was Dieſe antwortet.

Plötzlich fällt ihr der Grund ihres Hierſeins ein. Da giebt ſie ſich Mühe, die ſie verfolgenden Ideen zu verſcheuchen, um ihre Aufmerkſamkeit dem jungen Mädchen zuzuwenden und aus deren Worten und Benehmen einigermaßen zu ſchließen, ob ſie geeignet ſei, oder nicht, Kurts Frau zu werden.

„Gehen Sie viel in die Welt, Fräulein Gindt, und ſind Sie eine Freundin geſelliger Vergnügungen?“

„O ja — d. h. nicht viel . . . aber gern . . . eigentlich auch nicht ſehr gern — aber doch.“

„Ich verſtehe — es geht mir ebenſo. Man macht recht gern bisweilen etwas mit, aber ganz wollte man doch nicht für die Welt leben: man hat auch ſeine Beſchäftigungen zu Hauſe, an denen man ſeine Freude hat, nicht wahr?“

„Ja.“

„Da iſt vor allem die Lektüre. — Leſen Sie viel?“

„So.“

„Das iſt wohl eine große Zerſtreuung. Und was leſen Sie am liebſten?“

„Geſchichtenbücher.“

„Hiſtoriſche Werke?“

„Was?“

„Sie ſtudieren gern Geſchichte?“

„Nein. Ich brauche auch jetzt nicht mehr zu ſtudieren — ich bin ja ſchon ganz heraus, aus dem Kloſter.“

„Mein Gott, das Studieren läßt ſich doch auch als Vergnügen betreiben, nicht nur als Schulpflicht. Mein Bruder z. B. findet im Studieren ſeinen Lebenszweck und ſeine größte Lebensfreude . . .“

„Ah?“

„Finden Sie das ſonderbar?“

„Warum?“

„Ich meine — können Sie ſich in die Lage eines Menſchen verſetzen, der ſich aus Paſſion der Gelehrſamkeit widmet; könnten Sie, falls Sie mit einem ſolchen Menſchen lebten, dieſes Intereſſe mit ihm teilen?“

„Ich weiß nicht . . .“

„Sie wiſſen nicht? Aber da fällt mir ein: dieſer Fall iſt ja der Ihre. Ihr Herr Vater iſt ſelber ein Gelehrter und —“

„O, was Papa treibt, davon weiß ich gar nichts — wenn ich ihn auch manchmal um ſeine Beſchäftigungen befrage, ſo ſagt er mir immer: das iſt nichts für dich.‘“

„Und mit dieſer kränkenden Antwort geben ſie ſich zufrieden?“

„O ja.“

Roſa ſteht auf. „Das Mädel iſt hoffnungslos dumm“ denkt ſie und laut:

„Jetzt muß ich aber gehen, liebes Fräulein; ich darf Frau Krutzer nicht ſo lange warten laſſen. Hoffentlich ſehe ich Sie recht bald bei uns. Wollen Sie uns das Vergnügen machen, künftigen Mittwoch, Sie und Herr Gindt (bei dieſem Namen durchrieſelt ſie ein warmer Schauer) mit uns zu ſpeiſen? Sechs Uhr?“

„Da muß ich erſt fragen... Bitte, kommen Sie —“

Malwine öffnet die Thür des Nebenzimmers und ſtößt Fräulein von Grehlen ſanft hinein. Wieder befindet ſie ſich in Gindts Arbeitskabinet.

Der Profeſſor ſitzt vor ſeinem Schreibtiſch. Beim Eintritt der jungen Mädchen erhebt er ſich von ſeinem Platze.

„Verzeihen Sie“, ſagt Roſa — „ich wußte nicht, daß mich Ihre Tochter zu einem Überfall in dieſes Zimmer gedrängt hat ---.“

„Malwine hätte mir keine größere Freude machen können, gnädiges Fräulein.“

„Papa . . . es war, um Dich zu fragen, ob — Fräulein von Grehlen hat nämlich —

„Wenn Du nur nicht ſo ſtotterteſt, Kind.“

„So will ich ſelber die betreffende Frage vorbringen:

nämlich ob Sie beide kommenden Mittwoch uns die Freude machen wollen, bei uns zu ſpeiſen?“

Gindt verbeugt ſich.

„Es iſt zwar ganz gegen meine Gewohnheit — aber dieſer Einladung widerſtehe ich nicht.“

Roſa bereut es einigermaßen, dieſe Einladung gemacht zu haben. Wer weiß wie — nach dem Vorgefallenen — der Profeſſor dieſelbe auffaſſen würde ... vielleicht als eine „Avance?“

„Meinem Bruder wird es gewiß Vergnügen gewähren, einmal Gelegenheit zu haben, ſich mit Ihnen eingehender zu unterhalten. Er iſt ja, wie Sie wiſſen werden, ein angehender Kollege.“

„Das wußte ich nicht. Widmet ſich Ihr Herr Bruder der Profeſſur? Und ſpeziell dem Fache der Äſthetik?“

„Nein — der Wiſſenſchaft überhaupt. — Namentlich Naturkunde. Betreiben Sie ausſchließlich Äſthetik?“

„Nicht gerade ausſchließlich, aber vorzüglich. Die verwandten Fächer mußte ich natürlich auch in meine Betrachtungen ziehen: Kunſtgeſchichte, klaſſiſche Litteratur und — verſteht ſich — auch Philoſophie. Letztere bildet ja den Schlußſtein aller übrigen Kenntniſſe.“

„Das ſagt mein Bruder auch.“

„Leider iſt aber die Philoſophie, wie ſie heute von

den Naturwiſſenſchaftlern betrieben wird, auf eine falſche Fährte geraten — ſie hat ſich von der Spekulation und der metaphyſiſchen Abſtraktion abgewandt, welche allein im ſtande ſind, die ideellen . . . aber wohin verirre ich mich da? Mit ſolchen pedantiſchen Schulgeſprächen darf man einer Dame nicht kommen —."

„Sind Sie der Meinung, daß wir Frauen von alledem nichts verſtehen — und nichts verſtehen ſollen? Dann werden Sie in mir enttäuſcht ſein. Ich bin für derlei Fragen nicht ohne Intereſſe. Mein Vater pflegte oft mit uns Beiden über ſolche Dinge zu reden und mein Bruder teilt mir noch immer vieles von den Ergebniſſen ſeiner Studien mit. So wäre ich gleich aufgelegt, Ihnen betreffs Ihrer Bemerkung von der „falſchen Fährte" zu widerſprechen. Ich denke im Gegenteil, daß Naturkunde die einzige mögliche Fährte zu richtiger Erkenntnis iſt. Doch darüber werden Sie mit meinem Bruder disputieren -- ich laſſe mich nicht darauf ein."

„Gut — ſo will ich künftigen Mittwoch mit Herrn von Grehlen dieſes Thema beſprechen und ihn vor der Flachheit der Naturphiloſophie warnen. Was auf der Oberfläche ſinnlicher Erfahrung liegt, das kann unmöglich den Schlüſſel zur Erforſchung tranſzendenter Wahrheit abgeben; damit kann man unmöglich das Geſamtbild der Welt und ihres Seins ergründen, deſſen Potenz-

gehalt dem innern Anſchauen nach ſeiner ganzen Tiefe entſpricht.

„O weh — ein Tiefinnerſter!“ würde Papa geſagt haben,“ denkt Roſa im Stillen. „Und was ſagen Sie dazu, Fräulein Malwine? fragt ſie.

„Meine Kleine ſagt da gar nichts . . In den Klöſtern werden derlei Fragen nicht erörtert — und es iſt auch beſſer ſo. Was könnte ſie vom weiten Weltzuſammenhang erfaſſen, der ſich nur ſolchen Geiſtern erſchließen kann, die bis in das Innerſte der kosmiſchen Tiefen dringen.“

„O weh!“ ſagt Roſa diesmal laut.

„Sie haben recht zu ſeufzen, gnädiges Fräulein, das Philoſophieren iſt eine ſchwere Gedankenarbeit, unter der man öfter keuchend zuſammenbricht — bürden Sie dieſelbe Ihrer zarten Frauenſeele nie auf.“

„Und nun adieu —“ Roſa wendet ſich zum Gehen.

„Darf ich Sie nur noch um Eines bitten? . . . Nämlich mir eine Zeile in dieſe meine Autographenſammlung einzutragen?“

Er holt aus einem Schubfach ein Album hervor und legt es auf dem Schreibtiſch auf.

„Wie komme ich dazu? Da ſtehen wahrſcheinlich lauter berühmte Namen?“

„Lauter Namen hohen Wertes. Und ich weiß heute keinen wertvollern“ fügt er leiſe hinzu — „als Roſa

Grehlen. Ich beſchwöre Sie!" Dabei drängt er ſie ſanft zum Schreibtiſchſeſſel hin.

Unter ſeiner Berührung fühlt Roſa wieder dieſelbe Verwirrung wie vorhin, da ſie mit ihm allein geweſen. Und ſich umblickend, gewahrt ſie, daß ſie wieder in derſelben Lage ſich befindet. Malwine hat das Zimmer verlaſſen und die Thür zugemacht. Der Profeſſor ſteht hinter ihrer Seſſellehne und beugt ſich über ſie herab.

Sie taucht die Feder in die Tinte, aber ihre Hand zittert:

„Bringen Sie mir das Stammbuch am Mittwoch mit — ich kann jetzt nicht ſchreiben . . . . mir fällt nichts ein."

„Was Sie ſchreiben hat doppelten Wert für mich, wenn es heute und wenn es in dieſem Zimmer — das Sie vermutlich nie wieder betreten — geſchrieben wird."

„Sie haben recht — und dieſe Worte will ich benutzen."

Sie thut zwei raſche Federzüge und erhebt ſich. Auf dem Blatte ſteht:

Nie wieder! Roſa Grehlen.

Malwine iſt zurückgekommen. „Verzeihen Sie, Fräulein" ſagt ſie, „das Dienſtmädchen rief mich fort . . . man hat mir etwas gebracht — entſchuldigen Sie."

„O, da iſt nichts zu entſchuldigen. — Es bleibt

alſo dabei? Mittwoch um ſechs Uhr. — Wir haben nur noch Onkel Rudolf und die Damen Helmerfeld.“

„Das freut mich“ ſagt Malwine; „Baroneſſe Aurelie iſt eine gar ſo geſcheite Dame.“

„Was haben Sie denn, Fräulein Roſa?“ fragt Frau Krutzer nachdem Roſa wieder eingeſtiegen und der Wagen heimwärts rollt. „Sie ſprechen kein Wort und ſehen ſo eigentümlich aus . . . Iſt Ihnen bei Gindts etwas unangenehmes zugeſtoßen? . . . Gefällt Ihnen das Fräulein nicht — glauben Sie, daß es keine wünſchenswerte Schwägerin wäre?“

„Viele Fragen auf einmal, meine Liebe — und zum Antworten bin ich nicht aufgelegt . . . ich habe Kopfweh.“

„Ein Stechen?“

„Ein Brennen eher.“

Es iſt wahr: was ſie fühlt, iſt ein Brennen — aber im Herzen, nicht im Kopfe. Es iſt ein Funke der hineingefallen, ein Funke der — widerſtrebend muß Roſa ſich das eingeſtehen — in einer Sinnenregung entzündet worden. Verliebt . . . war ſie wirklich verliebt? Und warum? Weil ſie unter dem Blicke eines Mannes erbebt, der ſie in einen magnetiſchen Rapport mit ſeinem Begehren geſetzt, der ihr — der Reinen, wenn auch nur eine Sekunde — den eigenen lüſternen Gedanken ſuggeriert hat. . .

Rosas Mädchenstolz sträubt sich gegen solches Gefühl — nein: so darf sie nicht lieben! Wie? — bis jetzt sind ihr alle Freier, die sich ihr genaht, und unter welchen gewiß auch ein paar liebenswerte Menschen waren, gleichgiltig geblieben; keiner hat ihr das Herz rascher schlagen gemacht; mit Genugthuung hat sie sich diese Gleichgiltigkeit dahin ausgelegt, daß um ihre Liebe zu gewinnen, nur die glänzendsten, außerordentlichsten Eigenschaften genügen könnten, daß der Rechte alle Vorzüge des Geistes und des Charakters in sich vereinen müßte, um als solcher von ihr erkannt zu werden. . . Und jetzt hat dieser Mann, von dessen innerem Wesen sie gar nichts weiß, der weder in Stellung, noch in Alter, noch sonst wie zu ihr paßt, hat dieser Mann — nicht etwa durch eine edle That, sondern vielmehr durch eine sündige Frechheit ein Gefühl erweckt, das bitterer Abscheu sein sollte, das aber thatsächlich ein süßes Sehnen ist. „Nein, das muß, das muß erstickt werden!“ beschließt sie ihren Gedankengang.

Rosa ist ein makelloses, aber kein unwissendes Mädchen. Im Erziehungssystem Siegbert von Grehlens hat es nicht gelegen, seine Tochter in Unkenntnis der Natur- und Lebensgesetze zu lassen und jede aufklärende Lektüre von ihr fern zu halten. Sie hatte so ziemlich dieselben Dinge gelernt, wie ihr Bruder und keines Dichters oder Denkers Werk der Weltlitteratur war ihr

verboten worden. Wer Goethe und Shakeſpeare, Viktor Hugo und Byron, Dante und Heine geleſen und verſtanden hat; wer dabei in Biologie und Phyſiologie, Anthropologie und Ethnographie unterrichtet worden, der kann unmöglich dem Mädchenideale entſprechen, das der Kloſter- und auch größtenteils der Familienerziehung vorſchwebt und welches ſeine Hauptvorzüge, nicht in den gewußten — denn die ſind wahrlich gering genug — ſondern in den ignorierten Dingen ſucht. Roſa Grehlen weiß — obwohl ſie es zum erſtenmal empfindet — was das ſeit einer Stunde ſie beherrſchende Gefühl für ein Phänomen iſt, und wird ſo beſſer im Stande ſein, ſich gegen die damit verbundene Gefahr zu ſchützen, als wenn ſie von dieſer nichts ahnte.

Zu Hauſe angelangt, begiebt ſie ſich gradaus in Kurts Zimmer.

„Verzeihe, daß ich Dich ſtöre . . . ich weiß, Du liebſt es nicht, während deiner Studienſtunden unterbrochen zu werden; aber ich habe wichtiges mit Dir zu ſprechen. Ich komme von Gindts.“

Geſpannt horcht der junge Mann auf:

„Du haſt Malwine geſehen?“

„Ja und für künftigen Mittwoch, das iſt für übermorgen, zum Speiſen eingeladen.“

„O, Du liebe Rosa! Nicht wahr, schön ist sie, wie ein Engel?“

„Ich halte sie für unrettbar dumm, Kurt. Wenn Du sie zur Frau nimmst, wirst Du steinunglücklich werden.“

„Mir das zu sagen, bist Du gekommen? War das gar so eilig?“

„Nein, Kurt — noch etwas anderes wollte ich Dir sagen. Nicht nur vor der Tochter wollte ich dich warnen, sondern Dich um eines bitten: schütze mich vor dem Vater.“

„Wie meinst Du das? Wie sollte Herr Gindt Dich bedrohen?“

„Du bist in das Mädchen verliebt und ich —“

„Du doch nicht in den alten Professor?“

„Er ist nicht alt. Er ist ein gefährlicher, ein schrecklicher Mensch — er hat mirs angethan.“

„Du machst Spaß.“

„Nichts liegt mir ferner.“

„So bist Du vom Geiste des Vaters so gefangen genommen, wie ich von der Schönheit der Tochter?“

„Nein. Sein Geist ist mir antipathisch und wird auch Dir es sein: er ist ein Tiefinnerster.“

„O weh!“

„Ja — wehe! denn er hat eine magnetische Ge-

walt, der ich mich vielleicht nicht mehr entziehen kann. Darum komme ich um Hilfe zu Dir."

„Wie exaltiert Du sprichst, Rosa! . . Ich kenne Dich gar nicht mehr."

„Freilich, unser Vater hat uns zur Ruhe und Gelassenheit, zu kalter Vernunft erzogen . . . Aber, vergiß nicht, Kurt, wir sind Kinder einer südländischen Mutter: Der Grund unseres Charakters — wenigstens des meinen — ist doch Leidenschaftlichkeit . . und die kann die anerzogene Kälte durchbrechen."

„Da sei Gott vor, Du närrisches Ding! Du wirst doch nicht mit dem alten — ich bleibe bei „alt" — Pedanten durchgehen?"

„Du mußt mich eben anbinden, Kurt. Deshalb habe ich Dir ja diese Mitteilung gemacht, damit Du mir Handschellen und Fesseln und Zwangsjacken und sonstige bei Geistesgestörten übliche Utensilien anlegst. — Übrigens, mir ist jetzt schon wohler: seitdem ich mit Dir gesprochen habe, fühle ich mich von dem Bann einigermaßen erlöst, den der alte Zauberer auf mich gelegt hat. . . . Solche unheimliche Regungen brauchen wahrscheinlich Geheimnis und Verborgenheit, um zu gedeihen und wenn man sie an das Tageslicht eines freimütigen Geständnisses zerrt, so verlieren sie ein gut Teil ihrer Kraft."

VI.

„Bin ſchon da!“ Mit dieſer Selbſtanmeldung tritt General von Grehlen in den Salon ſeiner Mündel. „Bin ich nicht pünktlich wie ein verroſteter Sonnenuhrzeiger? Ihr habt mich gebeten, zu eurem heutigen Mittwochdiner um eine Stunde früher zu kommen, da ihr vor Eintreffen der Gäſte etwas mit mir zu reden wünſchet. — Alſo heraus mit den Staatsgeheimniſſen!“

„Guter Onkel!“ ſagt Roſa. — „Es iſt wirklich lieb von Dir, daß Du mir ſo hübſch folgſt — es geht nichts über einen gehorſamen Vormund.“

„Du haſt mich ſo dreſſirt, Bändigerin. Kannſt mir getroſt den Kopf in den Rachen ſtecken — ich ſchnappe nicht. Jetzt befriedigt aber meine Neugier, Kinder, was habt ihr mir zu ſagen?“

„Wir wollten“ antwortet Kurt, „Dich um unſern heutigen Tiſchgenoſſen — Profeſſor Gindt ſamt Tochter

— ein wenig ausfragen. Du warſt derjenige, der ſie bei uns eingeführt, Du mußt ſie kennen. Und damit Du ſiehſt, daß die verlangte Auskunft von Belang und Wichtigkeit iſt, will ich gleich geſtehen, warum wir ſie einholen. Ich ſchwärme für Fräulein Malwine und gehe mit dem Gedanken um, ſie zu meiner Frau zu machen."

„Ich ſtoße ein ‚Ah' aus, laſſe die Arme ſinken und ſperre den Mund auf."

„Da ſiehſt Du freilich wie eine gelungene allegoriſche Figur des Staunens aus, Onkel . . . obgleich ich nicht einſehe, was gar ſo verblüffendes daran iſt, wenn ein ſelbſtändiger junger Mann einen wunderlieblichen und ehrbaren jungen Mädchen gegenüber derlei Abſichten hegt."

„Auch ich" ſagt Roſa, „bin bei der Frage um Gindts nicht unbeteiligt, Onkel Rudolf. Mir flößt der Vater Angſt und Mißtrauen ein und die Tochter ſcheint mir viel zu geiſtesarm, um meinen Bruder beglücken zu können."

„Dein Bruder iſt ſelber was Du — geiſtesarm nennſt, nämlich, ohne Umſchreibung, ein Trottel, wenn er bei ſolcher Jugend, ohne dringende Notwendigkeit ſich ſchon in's Ehejoch ſpannen will. Sieh mich an, nimm Dir ein Beiſpiel an mir, Junge: ich bin ſchon

vierundfünfzig und denke noch immer nicht ans heiraten.“

„Nicht mehr willſt Du ſagen.“

„Nein — ich ſage noch nicht — denn man kann ja nicht wiſſen, was geſchieht, wenn ich kindiſch werde.“

„Mir ſchwebt das Beiſpiel unſers Vaters vor. Der war viel jünger als ich heute bin, da er ſich vermälte.“

„Die Giuditta war aber ſo ein Prachtweib, daß man gar nicht anders konnte, als ſie freien; die kleine Malwine Gindt aber — Nun, ich habe nichts gegen das Mädchen . . . ein bischen Einfalt kann man ſo einem Backfiſch auch verzeihen, aber hinreißend find' ich ſie nicht. Und warum flößt Dir denn Papa Gindt Furcht und Schrecken ein, mein Roſett'l? Er hat doch nichts von einem „Wauwau“, oder von einem „Krampus“ an ſich, der brave Gelehrte. Derſelbe — da ihr mich ſchon um Auskunft fragt — iſt ein ſehr angeſehener Mann in ſeinen Kreiſen. Als ſehr ruhig, ehrenhaft und ſolid bekannt. Mit ſeiner Frau, die jetzt ſchon zehn Jahre tot iſt, ſoll er glücklich gelebt haben. Von dem Krimskrams ſeiner philologiſchen und archäologiſchen und ſonſt-iologiſchen Kenntniſſe verſtehe ich nichts, doch weiß ich, daß er als eine große Autorität in dieſen Fächern gilt, daß ſeine Schriften —“

„Onkel“, unterbricht Rosa, „er ist ein Tiefinnerster!“

„Jetzt bitte ich mir doch die Erklärung dieser dunklen Anschuldigung aus. Was heißt das „ein Tiefinnerster“. Wollt ihr mir das endlich einmal sagen?“

„Gern — wir haben es Dir schon längst versprochen. Sei so gut, Kurt, bringe aus der Kapelle das Schriftstück, in welchem Papa die betreffende Spezies beschrieben hat. Das wollen wir dem Onkel vorlesen.“

Kurt thut wie ihm geheißen.

„Da bin ich wirklich neugierig“ sagt der General, als der junge Mann sich anschickt, das herbeigeholte Manuskript vorzulesen. „Auch freu' ich mich, Vetter Siegbert wieder einmal sprechen zu hören. Der alte Bursch hatte mitunter eine köstliche Art, seine Meinung zu sagen. Lies, mein Junge; ich bin ganz Ohr.“

„Wohlan“, sagte Kurt, „ich beginne: —“

Physiologie der Tiefinnersten.

Der Mittelpunkt der Erde ist tief — er ist auch einigermaßen innerlich; aber ein wahres Bild der schalen Oberflächlichkeit ist er gegen den Abgrund innerster Urtiefe und tiefster Urinnerlichkeit, welche im Gedanken- und Gefühlsreich einer gewissen Gattung Leute liegt. — Eine unausstehliche Gattung übrigens

— beſtehend aus unduldſamen und unklaren Zeloten und Muckern, Pedanten und Überſpannten.

Im perſönlichen Verkehr machen ſie ſich weniger bemerkbar — denn für das praktiſche Werkeltagleben läßt ſich die Tiefinnerlichkeit nicht verwenden; — aber in den Büchern, namentlich philoſophiſchen und kunſtkritiſchen Inhalts, da treiben ſie furchtbares Unweſen. Die Sache iſt nämlich ſehr einfach: wenn Einer über einen erhabenen Gegenſtand nichts zu ſagen weiß und doch etwas darüber ſchreiben will, — ein ſehr häufiger Fall — ſo bringt er etwas ſo tiefes und ſo nur innerlich, recht innerlich empfundenes vor, daß es den Leſern gewiß eben ſo unverſtändlich bleibt, wie ihm ſelber. Aber es giebt keine noch ſo tiefe Schlucht geſchriebener Innerlichkeit, in die nicht ein paar noch innerlichere Leſer hinabzutauchen bereit wären. Natürlich ſehen die Waghälſe auch nichts da unten, in dem ſchäumenden Giſcht; aber wenn ſie zur Oberfläche zurückkommen, ſo ſind ſie auf ihre Taucherei nicht wenig ſtolz und verſichern die Umſtehenden, daß es in der Tiefe wunderſchön war — ſo ſchön, daß ſich's äußerlich gar nicht wiederſagen läßt, daß es nur im innerſten Innern aufgefaßt werden muß.

Ich will mir einmal ſo ein Exemplar hernehmen und es vor Ihren Augen, geehrte Herren und Damen

— ich denke mir nämlich eine meiner phyſiologiſchen Lektion aufmerkſam lauſchende Zuhörerſchaft — vor Ihren Augen ein wenig zerlegen, um an den einzelnen Teilchen zu zeigen, wie das Ganze funktioniert.

Eine komplizierte Kanaille! . . . Verzeihen Sie den unakademiſchen Ausdruck, aber ich muß im Voraus eingeſtehen, daß ich den Tiefinnerſten — den echten, den ſich der Mitwelt aufdrängen wollenden — herzlich nicht leiden kann. Vielleicht wird mich dieſes tiefe Gefühl bisweilen etwas ungerecht machen, mich verleiten, hier und da zu dick aufzutragen; andrerſeits wird dadurch mein Vortrag an — faſt hätt' ich geſagt, an Innerlichkeit gewinnen.

Sehen Sie ihn an: er iſt ernſt und ſtreng und er verachtet uns. Für ihn giebts nur ein paar anſtändige Leute: Moſes, Euripides, Homer, Dante, Shakeſpeare, Richard Wagner und noch drei oder vier Andere. Dieſe haben den Schöpfungs-Gedanken des Weltenbaumeiſters — deſſen Pläne dem Tiefinnern im Detail vorliegen — einigermaßen verwirklicht. Alles was er nicht aufgenommen hat in das große ſymboliſche Netz, mit deſſen Maſchen er das Univerſum umſpannt, über das geht er mit tiefſter und innerſter Geringſchätzung hinweg. Eine altdeutſche Götterſage, ein Satz aus der Neunten Symphonie oder

das Helldunkel eines Gemälde-Hintergrundes genügt ihm, um daraus die Myſterien der Unendlichkeit und Ewigkeit zu erklären; aber von aller Kunſt, aller Wiſſenſchaft, die nicht in ſein Syſtem aufgenommen worden, und die etwa ſo gemein wäre, heiter und verſtändlich zu ſein, die ignoriert er vollſtändig oder thut ſie mit einem Achſelzucken ab.

Ich muß das Objekt ein wenig ſelber reden laſſen dadurch wird es deutlicher charakteriſiert, als durch ſeitenlange Ausführungen. Hernach kann weiter geſchimpft werden. Ich habe noch mancherlei Bezeichnungen dafür im Hinterhalt: z. B. Tintenfiſch. Das iſt auch ſo ein Ungetüm, welches ſich dadurch zum Angriff rüſtet, daß es mit ſeiner ausgeſpieenen Tinte das umgebende Element trübt, undurchſichtig und gifthaltig macht — gerade wie der Tiefinnerſte, wenn er als Kritiker auftritt.

Wir wollen ihn jetzt in verſchiedenen Eigenſchaften reden laſſen:

T. J. als Muſik-Aeſthetiker:

„In dieſer kosmiſchen Natur der Muſik, die ſich allerdings namentlich in ihren höchſten, der Religion und Kirche zugewendeten Gebilden unzweifelhaft vor unſerer Empfindung und Anſchauung darlegt, liegt es nun zunächſt begründet, daß ſie auf die ſicherſte, zugleich auch auf die geheimnisvollſte Weiſe (bitte zu bemerken, daß T. J. die

Adjektiva gewöhnlich im Superlativ gebraucht), die jedoch bisher am wenigsten beachtet oder gar verstanden ist, unsere innere Vorstellung jenes Gesamtbildes der Welt bereitet, dessen wir zur Erhaltung unserer durch das Leben zerissenen Einzelexistenz stets bedürfen. Ja, sie stellt sogar, wenn auch unbewußt, so doch tiefst und deutlichst empfunden, den gesamten Potenzgehalt und innern Bewegungskern des Lebens dar."

Sie schnappen nach Luft? der tiefst und deutlichst empfundene Potenzgehalt, der sich in Ihrem Innern als Kern bewegt, oder dieser Kern, der sich in Ihrer Tiefe als Gehalt potenziert, droht Sie zu ersticken? Nur Mut — das Zitat ist noch nicht zu Ende: T. J. fährt fort:

„Es bildet daher einen Besitz für unser höheres Geistesleben, der nach seinem Werte kaum jetzt schon ganz zu bestimmen ist, daß der Musik ein stets größerer Raum zur praktischen Bethätigung bereitet wird, und alles ärgerliche Verwenden und sogar Vergeuden ihrer Schätze, wie es Dilettanterei in den Kreisen des Privatlebens, und Genuß- und Gewinnsucht in der großen Öffentlichkeit mit Konzert und Theater und sogar Kirche betreiben, soll uns nicht blind dafür machen, daß doch die Musik mehr und mehr beginnt, ein Faktor und zwar ein entscheidender unseres gesamten innern Daseins zu werden. Was aber hier als unwillkürlich aufgenommener Lebensgehalt oder gar wohl volle Erfrischung des gesamten Innern empfunden und geradezu wonnig erfahren wird, das hat schon gar manchem zu denken gegeben und es ist daher nicht zu verwundern, daß die Frage nach dem Grunde dieser Wirkung stets aufs Neue auch von der Theorie der Wissenschaft aufgenommen worden und geradezu eine Frage der Philosophie — zumal bei uns in Deutschland — geworden ist." —

Sie wiſſen nun, daß die Muſik Ihr geſamtes Inneres voll erfriſcht und ein entſcheidender Faktor Ihres Daſeins und noch vieles andere iſt. Es kommt aber noch beſſer:

„Die Muſik teilt ihr entſcheidendes Weſen mit derjenigen Macht, welche die Welt gemacht, erhält und verſteht, mit jenem Geiſte, der als Idee der Welt in unſerm Innern auflebt, wenn wir in geſteigertſter Thätigkeit unſeres Geſamtorganismus das Ganze der Exiſtenz fühlend denken und denkend fühlen.“

Auf Ehre, meine geehrten Zuhörer, ich erfinde nicht, ich zitiere. Der Mann hat wirklich gelebt, der da über die entſcheidende Macht, welche die Welt gemacht, in ſeinem Geſamtorganismus — freilich nur im Zuſtande geſteigertſter Thätigkeit — ſo gut unterrichtet war, daß er mit Hinweis darauf Erläuterungen geben konnte. Dabei iſt die ſchmeichelhafte Vorausſetzung involviert, daß der Leſer auch ſo ein geſteigert thätiges Geſammtinnere beſitzt, in welchem die Idee der Welt auflebt und daß auch er das Ganze der Exiſtenz denkend fühlt und fühlend denkt! — Schlagen Sie gefälligſt in dem Buche „Das moderne Muſikdrama für gebildete Laien“ von Ludwig Nohl nach und Sie finden die hier angeführten Stellen und noch hundert ebenbürtige daneben. Machen Sie ſich den Spaß, die in dieſem Werke — und in Werken derſelben Schule — vorkommenden zwei Worte „innerlich“

und „tief" mit ihren Varianten zu zählen. — Das Ergebnis wird ein unglaubliches sein.

Ein „Laie" bin ich, aber schwerlich „gebildet", denn mir ist solche Sprache ganz unverständlich. Wie ein melancholischer Pudel, dem man Violine vorspielt, fange ich zu heulen an, wenn ich Einen auf der Saite der Tiefinnerlichkeit so unausgesetzt kratzen höre. Eine Phrase, wie etwa folgende, so da auf S. 5 des angeführten Buches prangt —: „Man muß imstande sein, sein Inneres auch zeitweilig mit weitgeöffneten Organen in das tief nahrungsvolle Meer zu tauchen, das in der Musik einherflutet, um dort gewissermaßen an Herz und Sinnen lebendig zu erfahren, was unser Geist denkend thätig, als Sinn und Wesen der Welt erfaßt . . ." — so eine Phrase kann mich im tiefsten Innern empören. Denn sie bietet jene abscheuliche Gaukelei dar, jenen betrügerischen Schwindel, welcher darin besteht, mit vielen Worten nichts — rein nichts zu sagen, das verblüffte Publikum glauben machend, man habe die höchste Weisheit vorgebracht, und unter diesem Publikum nachahmende Gaukler heranzubilden, die mit diesem selben „nichts" sich und Andere in den Wahn wiegen, daß sie denken. Dadurch wird der wirkliche Gedanke — des Menschentums höchstes Gut — um sein Recht verkürzt. Ich finde, wie man einen Gauner zur Rechenschaft zieht, der seinem Mit-

menſchen ein Taſchentuch aus dem Sack zieht, oder der ſonſtwie etwas unehrliches begeht, ſo ſollte auch derjenige einer Strafe verfallen, der mit einem Haufen hohler Worte, mit geiſtiger Falſchmünze eines Leſers oder Zuhörers Denkthätigkeit mißbraucht.

Ein anderes Beiſpiel: T. J. als Ethiker.

„Die philoſophiſche Erkenntnis des Sittlichen iſt die aus der Natur des menſchlichen Selbſt geſchöpfte Erkenntnis des Sittlichen; ſo gewiß nun der menſchliche Selbſtgedanke ſich in Elementen des Abſoluten mit ſich ſelber vermitteln muß, wird auch die auf die Idee des menſchlichen Selbſt geſtützte Ermittlung der ſittlichen Funktionen und Beziehungen des menſchlichen Selbſt an jener im Elemente des Abſoluten gegründeten Vermittlung des idealen menſchlichen Selbſtgedankens Anteil haben."

(Prof. Werner. Allgem. Öſter. Litteraturzeitung.)

Kann ein mit menſchlichen Selbſtgedanken ausgeſtatteter Menſch noch jemals unſittlich ſein, wenn ihm obige Ermittelungen vermittelt worden ſind? Gibt es ein im Element des Abſoluten genug verſtocktes Menſchenſelbſt, frage ich, das da gegen die Erkenntnis der ſittlichen Funktionen verſchloſſen bliebe? Ich ſetze einen Preis von einer halben Million aus für die Überſetzung der obzitierten Periode in eine andere — namentlich romaniſche — Sprache, unter der Bedingung, daß die Überſetzung einen verſtändlichen Sinn aufweiſe.

Dieſe Unmöglichkeit, derlei Sätze in ein fremdes

Idiom zu übertragen, ist das sicherste Kriterium der dem deutschen Tiefinnerlichkeitsstil anhaftenden Inhaltslosigkeit. Der Übersetzer hat das Amt, einen Gedanken aus den Kleidern der einen Sprache herauszuschälen und dann mit der Worttoilette einer andern anzuziehen. Wenn aber gar kein Gedanke da ist, sondern nur Kleider — nur Fetzen — dann ist diese Prozedur unmöglich.

Drittes Beispiel: T. J. über Bildung.

„Bei freiem Einblick in unser geistiges Dasein müssen wir uns sagen, daß von jener vollen plastischen Gestalt, die durch harmonische allseitige Ausbildung in unserm innern Wesen gewonnen werden kann und die uns wie in ihrer Kunst, so in ihrem gesamten Dasein die Welt der Griechen auf eine weder vorher noch nachher geahnte Weise darstellt, trotz aller vielgerühmten Wissenschaft, Kunst und Litteratur bei uns im Grunde noch gar wenig zu finden ist. Es fehlt uns zu einer wirklichen Totalbildung und vollmenschlichen Erscheinung noch zu sehr an der zu freiem Besitz und Gebrauch gebrachten innern Art und Potenz unsrer Natur."

Um alles in der Welt — was ist denn das: die innere Art und Potenz unsrer Natur? Und was ist der Besitz — was der Gebrauch dieser Potenz? Bitte dringend um Gebrauchsanweisung . . . Aber das sind unbeantwortbare Fragen. In vernünftig faßbare Bestandteile zerlegen lassen sich diese tiefinnerlichen Phrasen nicht; man muß sie in ihrer Ganzheit in das eigene Innere versenken und dort so tief als möglich ruhen

laſſen. Das muß der Geiſt ſo hinunterſchlucken, wie eine Bleipille, und dann hoffen, daß das in der Pille Enthaltene ſich ihm langſam mitteilen werde.

Der Tiefinnerſte iſt ein Myſtiker — durch und durch. Alles was klar, was poſitiv, was einfach, was exakt iſt, das verachtet er *tief*. Daher iſt er der naturwiſſenſchaftlichen Denkart abhold. Was dieſes Gebiet ſtreift — namentlich aber die der naturwiſſenſchaftlichen Methode entſpringende Philoſophie — das ſetzt er unter die Rubrik „kraſſer Materialismus“ und damit iſt es abgethan. Er liebt dagegen alles Umrißloſe, Vage, Symboliſche. Die Sage iſt ihm ſympathiſcher als die Geſchichte. Je götterdämmerlicher, deſto lieber. Auch Traumdeuterei verſchmäht er nicht:

„Die prophetiſche Kraft, mit welcher das ſcheinbar Zufällige, ganz Unberechenbare, wie in einem Spiegel angeſchaut wird, gehört gar nicht der Sprache an, das iſt Ahnung, Weiſſagung, Devination; es iſt ein Stück Allwiſſenheit, das uns der Schöpfer gelaſſen zu haben ſcheint. Aber die ſymboliſche Kraft, mit welcher wir die trockene Wahrheit poetiſch umgeſtalten, mit welcher wir die Dinge, zukünftige wie vergangene und gegenwärtige, nicht unmittelbar, ſondern in tiefſinnigen Bildern anſchauen: das iſt die Sprache, das iſt Ausdruck des Gedankens, das iſt eine Redeweiſe nach Art der großen Mutter, die unbewußt und unwillkürlich in uns träumt und dichtet und pſychologiſche Metaphern ohne Zahl erſinnt, ja, der wir ſelber im ſtillen einen ſeltenen Tiefſinn und die Phantaſie eines Propheten anzudichten lieben,

indem wir von den Göttern religiöſe Symbole und Vorzeichen verlangen."

Haben Sie verſtanden? . . . Nicht? . . . das iſt eben der Tiefſinn.

T. J. iſt ſtreng und ernſt. Alles was er nicht verſteht und von dem er nichts gehört hat (und das iſt gar vieles, denn ſein Horizont iſt eng — er blickt nicht hinaus ins Weite, ſondern immer nach innen, in die Tiefe — ein fakirartiges geiſtiges Nabelanſtarren) das verurteilt er mit unerbittlicher Härte. Was er zufällig gelernt hat, worin er ſich eben vertieft hat, ſei's nun klaſſiſche Philologie oder Beethoven'ſche Muſik, das iſt ihm der Kosmos. Gewöhnlich iſt er auch chauviniſtiſcher Patriot, denn das Fleckchen Erde, deſſen Sprache er ſpricht, deſſen Eigenart ſeine Eigenart iſt — und auf „Eigenart" bildet er ſich furchtbar viel ein — das iſt ihm das Zentrum der Welt; es erſcheint ihm als das erreichte Ziel der ganzen Schöpfung. Je innerlicher er ſich in ſein enges Begriffsfeld vertieft, deſto abſprechender, verächtlicher, ja haſſender wird er für alles außerhalb Liegende. Er iſt überhaupt ein guter, d. h. ein finſterer Haſſer. Mit zuſammengezogenen Brauen doziert er von den Dingen, die er bewundert, um zugleich den Abſcheu auszudrücken über die Dinge, die nicht zu den bewunderten gehören; gerade ſo, wie der fana-

tiſche Sektenprediger in der Anpreiſung ſeines Bekenntniſſes tauſend Flüche gegen alle andern Bekenntniſſe mitklingen läßt. Heiterkeit iſt ihm fremd. Er iſt nämlich voll „ſittlichen Ernſtes“ — auch ein Lieblingsausdruck ſeines Vokabulariums. Das Wort „ſittlich“ bringt er in ſehr häufige Anwendung, denn in ſeiner Unbeſtimmbarkeit, in ſeiner Vieldeutigkeit eignet es ſich vortrefflich für das tiefinnerliche Syſtem: ſittliche Freiheit, ſittliche Erſtarkung, ſittliches Bewußtſein, ſittliches Moment. Das klingt alles überwältigend tugendhaft und tiefſinnig. Lachen kann T. J. nicht. Vielleicht hie und da im Privatleben; aber da, wo er ſchriftſtellernd oder redneriſch auftritt, iſt er tiefernſt. Er kann bändelange Abhandlungen über den Humor verfaſſen, worin es von Phraſen ſchwirrt, wie folgend:

> „Humor iſt höchſter Aufſchwung der Phantaſie, deſſen Schwingen Gedanken, in der oberſten Region Ideen ſind.“ (Alex. Jung. Harfe v. Diskatherine Bd. II, S. 86). „Die engſte, kleinſte Wirklichkeit iſt dem Humoriſten eben ſo gegenwärtig und behaglich, wie die weiteſte und umfaſſendſte; dieſer Humor hat es mit keiner Utopie zu thun, ſondern mit der ewigen Wirklichkeit des Univerſums, welche er in Gott ſchaut, der zugleich über dem Univerſum iſt.“ (Ebenda.)

Ich habe ſchon über manchen Witz der „Fliegenden Blätter“ gelacht, ohne zu wiſſen, daß z. B. Wilhelm Buſch, indem er den Hans Huckebein zeichnete, in der in Gott geſchauten Wirklichkeit des Univerſums ſich bewegte.

Aber T. J. hat über Hans Huckebein ſchwerlich gelacht. In einer Offenbach'ſchen Operette ſchon gar nicht. Jeder Übermut, geſchweige denn jede Ausgelaſſenheit in Wort, Bild oder Muſik, und möge ſie noch ſo fein pointiert, noch ſo künſtleriſch geiſtreich ſein, wird ihm kein Lächeln abgewinnen, ſondern vielmehr ſeine beliebte „ſittliche Entrüſtung" wecken.

Allen Jenen, die des Selbſtdenkens unfähig ſind — das will alſo ſagen, die überſteigende Mehrzahl der Leute — imponiert der Tiefinnere. Denn daß der gute Mann ein ſolches Regiment von Worten ins Feld gerückt hätte, ohne ſich ſelbſt dabei etwas zu denken, das glauben die Leute denn doch nicht; ſie meinen nur ſtill beſchämt, daß ihnen all' die Tiefe „zu hoch" ſei, — um das aber nicht merken zu laſſen, behaupten ſie nun, ſie hätten T. J. verſtanden. Schließlich machen alle dieſe Worte doch auch einige Empfindungen in ihnen vibrieren, einige dunkle Begriffe aufſteigen — und bei Gelegenheit, wenn dieſe Empfindungen, dieſe Begriffe in ihrem tiefſten Innern — d. h. in einem dunklen Winkel des Bewußtſeins — auftauchen, ſo rufen ſie jene Phraſen herbei, die ihnen haften geblieben, glauben dann, daß ſie den adäquaten Ausdruck gefunden haben, und es gibt wieder ein paar Tiefinnere mehr.

Je vager und ihnen ſelber unverſtandener das

Ding ist, welches sie sagen wollen, desto nachdrücklicher, desto eindringlicher bringen sie es vor; daher dieser Mißbrauch der Superlative, dieses Häufen und Verdoppeln der gleichen Ausdrücke: eigen, eigenst, ureigenst; — tiefe, tiefste Urtiefe; — innere, nach Innen, im Innersten, selbstinnerliche Urinnerlichkeit. Alles was da ist, ist völlig, gesamt, eigentlich und eigentlichst, ganz und gar, selbst und wirklichst. Es ist, als ob der Vortragende das Gesagte seinem Opfer förmlich einbohren, einschrauben wollte. Das berüchtigte „voll und ganz", welches sich im deutschen Schrifttum wie ein Wucherpilz ausgebreitet hat, stammt gleichfalls daher. Die Silbe „Ur", welche so etwas verstärkendes, bis in die rückwärts liegende Unendlichkeit erweiterndes an sich hat, wird von T. J. mit Vorliebe gebraucht. Er hängt sie an alle möglichen Wörter und bereichert so den deutschen Sprachschatz mit ganz unübersetzbaren, unausdenkbaren Vokabeln, wie Ursinn, Urgewalt, Urgefühl. Die mit dieser Vorsilbe bereits ausgestatteten Wörter — wie Ursprünglichkeit, Urwüchsigkeit hat er daher in Pacht genommen und die damit verbundenen Begriffe passen auch vortrefflich in seinen Kram. T. J. ist nämlich der Entwicklungslehre fremd oder feind; er kennt und achtet nur das „Angestammte", „Urwüchsige" — auch „Elementare" genannt — und achtet es um so

höher, als weder er, noch ſonſt jemand genau ſagen kann, was das eigentlich heißt.

T. J. als Charakterſchilderer iſt einzig. Er iſt imſtande uns von ſeinem Gegenſtande folgende Eigenſchaften zu berichten: Urwüchſige Ungebrochenheit, innere Einheitlichkeit und Einheit; große entſcheidende Anlagen; eine das innerſte Können durchbrechende Natur u. ſ. w. Mit dieſen Vorzügen ausgeſtattet, gibt ſich der betreffende Gegenſtand etwa folgenden lobenswerten Bethätigungen hin: er führt ſich auf die Höhe und die Kraftfülle ſeiner ſelbſt; er gleicht unverſöhnte Gegenſätze harmoniſch aus; er verflicht die in den eigenſten Tiefen der Perſönlichkeit ruhenden Vorſtellungen mit dem höheren Selbſt; er gelangt endlich in einem individuellen Ideal zu ſittlicher Auslebung. Das „Ausleben" nimmt die Herrſchaften überhaupt viel in Anſpruch. Der Eine lebt den vollen wirklichen Beſtand ſeines Innern aus, während ein anderer „ſein eigenes in der Wurzeltiefe erfaßtes Geſamtweſen in ſeinen Beziehungen zur Welt auslebt." Da laufe ich doch lieber in Schlittſchuhen an einer Alpenwand hinauf. Wenn es auch nicht gelingt, ſo weiß ich doch wie es anzufangen iſt; aber wenn ich mich in meiner Wurzeltiefe erfaſſen ſollte, um hierauf mein Geſamtweſen auszuleben — da wüßte ich mir — es ſei denn unter

Mitwirkung eines Zahnarztes — wirklich nicht zu helfen.

T. J. als Politiker, namentlich als Leitartikelschreiber — eine seiner häufigsten Inkarnationen — gehört zu den gefährlichen Spielarten seiner Gattung. Wenn er anhebt, die sozialen und volkswirtschaftlichen Fragen aus „historisch präfiguierten Ideen heraus" zu erläutern, wenn er in „Volksseele", „gemeinsamem arischen Genius" u. dgl. zu schwelgen beginnt, dann wird er ebenso gefährlich, als er unklar ist. Auf diesem Gebiete, wo allein die Thatsache, die erkannte Wirklichkeit der Dinge, der Wahrheitsgehalt des Gedankens einen fördernden Einfluß üben kann, da wird die hohle Phrase zum Hemmnis, da wird sie zum Verderben.

Um Definitionen ist T. J. nie verlegen. Was ist Liebe? fragt man ihn z. B. Seine Antwort wird nicht — wie etwa Paolo Mantegazza's Buch — neue Aufschlüsse und gelöste Naturrätsel bringen, sondern folgende Auskunft geben:

> „Liebe heißt nicht, die Augen vor den Mängeln einer Person verschließen; sie ist umgekehrt ein so tiefer Blick in das innerste Wesen des geliebten Gegenstandes hinein, wie ihn nur die tiefste Verwandtschaft ermöglicht, die innerste Einheit mit demselben verleiht. Lieben heißt nichts anderes, als sich im innersten Geistsein aufschließen für einander,

das andere Weſen in ſeinen geheimſten Tiefen und in ſeinem innern Sein enträtſeln."

(Lon. Ein Kampf um Gott. S. 120).

Wiſſen Sie jetzt, was Liebe iſt — oder ſind Sie ſo klug wie zuvor? Letzteres iſt ein Hauptmerkmal tiefinnerlicher Weisheit. Dieſelbe dringt nie um ein Zollbreit weiter heraus, ſie kreiſt ſtets um ihr eigenes Inneres herum und iſt ſo das rechte Bild des berühmten „auf dürrer Haide" ſich drehenden Schafes.

O weh, meine Zuhörer — was habe ich da gethan? Es befinden ſich gewiß einige T. J. in Ihrer Mitte, denn die Spezies iſt unheimlich weit verbreitet, und meine unvorſichtig gebrauchte Benennung „Schaf" wird die anweſenden T. J. in ebenſoviele Tiger verwandelt haben.

Das Element des raubbeſtienmäßigen Grimmes iſt nämlich in der Zuſammenſetzung unſres Objektes ſtark vertreten. Der Grimm wird nur ſelten nach außen gekehrt, dafür iſt er nach innen deſto tiefer ſitzend und daſelbſt in verhaltener Wallung brodelnd. Die ſchon früher erwähnte „ſittliche Entrüſtung" im Verein mit heiligem Zorn und tugendhaftem Abſcheu kochen da die Verdammungsgefühle zurecht, mit welchen T. J. die Welt betrachtet. Infolgedeſſen iſt er auch kriegeriſchen Geiſtes und ſein Sprachſchatz wimmelt von martialiſchen Aus-

drücken: „gewaltiger Trutzbau“ „vollwertiges Bollwerk“ „blutig ſprießende Frucht kühn bewältigter Kriegsarbeit“ „Strotzende Volkskraft und Wehrkraft und Streitkraft“ u. ſ. w. u. ſ. w. Gewohnt, immer nur mit Abſtraktionen herumzuwerfen, iſt er für konkrete Einzelheiten blind; daher entgehen ihm die Leiden und Greuel, welche der Krieg für die Individuen mit ſich bringt, und er ſieht in ihm nur die allgemeinen Ergebniſſe von Sieg und Ruhm, von weltgeſchichtlicher Bedeutung — alles Dinge, die ihm in tiefinnerſtem Stil bereits auf der Schulbank vordeklamiert worden ſind. Demnach neigt er zum Chauvinismus. Ebenſo zum Klaſſizismus. Im Hellenentum ſchwelgt er — was ihn nicht hindert mitunter auch im aſketiſchen Chriſtentum zu ſchwelgen. Alles was die Endſilbe „um“ führt, iſt ihm überhaupt ſympathiſch. Die damit verbundenen Begriffe ſind ſo unbeſtimmt, ſo dehnbar, daß ſich damit vortrefflich tiefinneriſieren läßt:

> „Der Parſifal“ ſagt Nohl a. a. O. „hat uns auf dramatiſchem Gebiete die Weltgeſchichte des Chriſtentums gebracht, die Sebaſtian Bach auf muſikaliſchem Gebiete als eine Welt unſeres innerſten Empfindungslebens aufgedeckt hat.“

Eine Welt — damit iſt T. J. nicht karg. Die Welt, die ruht in ſeiner innerlichen Tiefe, daß es ein Vergnügen iſt; in ſeinen ſeeliſchen Eingeweiden wim-

melt es von Welten — da ist die Milchstraße „ein Waisenknabe dagegen“. Der „Weltzusammenhang“ ist eine Sache, die er immer bereit ist, aus einer musikalischen Fuge, aus einer alten Mythe, aus einer Strophe der göttlichen Komödie oder aus sonst einer Einzelerscheinung heraus zu erklären; freilich so zu erklären, daß die andern nichts verstehen, aber überzeugt werden sollen, daß der Erklärer es verstanden hat.

Nun steigt aber die Frage auf: betrügt T. J. nur sich selber oder betrügt er wissentlich die andern? Geehrte Zuhörer — ich habe Sie zu Anfange dieses Vortrags darauf gefaßt gemacht, daß wir mit dem Phänomen nicht zart umgehen wollen, daß wir's nicht ausstehen können: also denn — keine falsche Höflichkeit — T. J. ist auch nichts weniger als höflich — also gerade heraus — ja: er betrügt, er gaukelt, er schwindelt! Er weiß recht gut, daß das, was er vorbringt, keine erkannte Thatsache, keine nachweisbare Wirklichkeit birgt, sondern nur ein in der innersten Tiefe seines Hirnes aufgezucktes „Vielleicht“, das er in der Sekunde dieses Aufzuckens schnell mit einer tönenden Phrase harpuniert und dann als eine volle ganze, wirklichste, eigenste Urwahrheit an die Oberfläche bringt. Und Tausende reißen sich die Mütze vom Kopf um dieser Wahrheit — die sie zwar nicht verstehen, aber

deren weisheitsbeflittertes Gewand ſie geblendet hat — ihren Reſpekt zu bezeugen.

Nein, nein — dulden wir's nicht länger! Wenn T. J. uns wieder einige ſeiner rieſenhaften Hohlworte vorbringt, welche in die Region des Unverſtändlichen emporſchnellen, wie ein Ballon in die Luft, ſchauen wir dieſem Ding nicht ſtaunend nach, ſondern zwingen wir den Phraſencharlatan, daß er uns den Sinn ſeines Ausſpruchs erkläre, daß er mit andern Worten ſage, was er ſich gedacht hat. Er wird Ausflüchte ſuchen — aber vergebens: packen wir ihn am Kragen — treiben wir ihn in die Enge — drücken wir ihn an die Wand — und jetzt ſteh' uns Rede ... oder auf die Kniee, Tiefinnerſter, auf die Kniee! ...

„Der reine Drachentöter!" ruft Onkel Rudolf lachend, nachdem Kurt geendet. „Dieſe Rachegier hätte ich dem ſanften Siegbert niemals zugetraut ... Zum Schluß erdroſſelt er ja beinahe den armen T. J."

„Kennſt Du die Spezies, Onkel?"

„War mir bisher nicht aufgefallen. Du weißt — mit Wiſſenſchaft und Kunſt und Poeſie und dgl. habe ich mich nur wenig beſchäftigt und wenn ein Vertreter dieſer Richtungen vor mir zu tiefinneriſieren begann, ſo dachte ich eben, es gehöre dazu, und daß ich's nicht

verſtehe, weil die Sache nicht mein Fach iſt — gerade ſo wie der Betreffende nichts vom Waidwerk oder von Strategik verſteht, und ich fand an ſeinen Phraſen weiter nichts auszuſetzen, — als daß ich mich dabei etwas dumm fühlte — was immerhin nicht angenehm iſt. Und da man das Unangenehme flieht, ſo kehrte ich dem ſprechenden Tiefinnerſten den Rücken und klappte die Bücher des ſchreibenden nach der erſten Seite zu, indem ich mir ſelber nicht allzuhöflich ſagte: das iſt zu hoch für dich, alter Dickſchädel."

„Und indem Du der Wiſſenſchaft und der Kunſt die ganze Unverdaulichkeit zuſchriebſt, welche Jene in ihre Worte legen, nicht wahr?" fragt Kurt.

„Mag ſein."

„Vor dieſer Verwechslung hat uns der Vater durch die Auffindung der genannten Spezies bewahrt. Wiſſenſchaft iſt das thatſächlichſte, ſicherſte, verſtändlichſte, was es gibt."

„Und die Kunſt", fügt Roſa hinzu, „das heiterſte, vielfältigſte, unbeengteſte . . . War das nicht die Glocke? Unſere Gäſte . . ."

VII.

An der kleinen Tafelrunde ſitzt Roſa zwiſchen ihrem Onkel und dem Profeſſor; neben dieſem Aurelie, dann Kurt, Malwine und ſchließlich, zur Rechten des Generals, der ſie zu Tiſche geführt, Baronin Helmerfeld.

Kurt fühlt ſich von Malwinens Schönheit immer heftiger angezogen und ihre naive Befangenheit dünkt ihm ein Reiz mehr. Auch Roſa iſt in erregter Stimmung. Vorhin, als Profeſſor Gindt in ihren Salon getreten und ſie ehrfurchtsvoll begrüßt, als ſie dann an ſeinem Arm in das Speiſezimmer gegangen, wobei er wieder einen ſeiner brennenden Blicke auf ſie geheftet, und, vollends, als er beim Niederſetzen ihr zugeflüſtert: „Ich habe ſeit Ihrem Beſuch keine ruhige Tag- noch Nachtſtunde gehabt“ — da war ihr von neuem das herzbeklemmende, ſüße, bange Rätſelgefühl aufgeſtiegen, das ſie ſich mit dem Selbſtgeſtändnis erklärte: Ja — verliebt — verliebt. . .

Rosa hat gemacht, als hörte sie nicht und begann ein Gespräch mit ihrem Onkel, welches dann in eine allgemeine, während des ganzen Mahles nicht mehr stockende Unterhaltung überging.

Jetzt ist man beim Braten angelangt und die Gläser werden mit Champagnerwein gefüllt.

„Ich habe von Ihrer Schwester gehört", wendet sich der Professor an Kurt, „daß Sie sich eifrig dem Studium der Wissenschaft widmen — also trinke ich dieses einem Kollegen?"

Kurt thut Bescheid. „Kollege ist zu viel gesagt. Sie sind Meister; ich ein Jünger."

„Diese Jüngerschaft ist um so verdienstvoller, als Sie — wie man zu sagen pflegt — es nicht nötig haben."

„Nicht nötig? Ich brauche mein Bischen Lernen, wie man Luft und Nahrung braucht. Unser Vater hat mir diesen Drang so tief in den Geist gepflanzt, daß dieser jetzt ebenso stürmisch nach täglicher Speise verlangt, wie der Körper. Und ein gutes Buch, welches mir irgendwelche neue Kenntnis bringt, schmeckt mir in der Seele besser, als dieses Rebhuhn und dieser Wein hier meinem Gaumen schmecken."

„Aber Vetter", remonstriert Aurelie sanft, „verleumdest Du Dich nicht? Du bist doch so poetisch

veranlagt, daß ich nicht glauben will, Du könnteſt des Wiſſens erhabenen Flug in ſo proſaiſcher Form erfaſſen."

„Der Vergleich des Herrn von Grehlen hat nichts proſaiſches an ſich", verteidigt der Profeſſor den jungen Mann; „man ſagt ja doch „Wiſſensdurſt", „Wiſſensborn" — es läßt ſich demnach eine Lehre mit derſelben Wonne trinken, mit der man einen ſchäumenden Weinbecher leert. Aber im Allgemeinen glaube ich, daß Herr Kurt nicht an der echten Quelle ſich labt — wieder nach einer Äußerung Fräulein Roſas zu ſchließen — und über dieſes Thema möchte ich mich mit Ihnen auseinanderſetzen. Iſt es wahr, daß Sie der naturaliſtiſchen, poſitiviſtiſchen Richtung huldigen?"

„Es iſt wahr . . . Natur und Wirklichkeit: — welche andere Lehrmeiſterinnen gibt es als dieſe?"

„Ueber der Natur ſteht der Geiſt, und über das Reale ragt hoch das Ideale empor."

„Wie ſchön geſagt, Herr Profeſſor!" ruft Aurelie bewundernd. „Ja, das Ideal iſt der Troſt des bekümmerten Daſeins, es iſt die Leiter, auf deren Sproſſen Jakobs Engel in den Dom des Himmels ſteigen, es iſt —"

„Humbug" murmelt Onkel Rudolf.

„Es iſt", nimmt der Profeſſor wieder das Wort, „das ewig unvergängliche und in allen Erſcheinungen als das Gleiche wiederkehrende Weſen der Welt; es

iſt die innere Anknüpfung an das Ewige der Dinge; es hängt aufs Tiefſte mit unſrem eigenen, inneren Sehnen nach Befreiung, nach Auslebung unſres edleren und und wirklichen Selbſt zuſammen, es —"

„Mein lieber Profeſſor, ich danke Ihnen!" unterbricht der General.

„Wofür, Exzellenz?"

„Für Ihre Erklärung. Dieſelbe bietet eine lichtvolle Illuſtration zu einer Sache, die ich erſt heute erfahren und nicht ganz aufgefaßt hatte."

Und an Roſa gewandt, fügt er leiſe hinzu: „Da iſt ja ein lebendiger Tiefinnerſter. An die Wand mit ihm, auf die Kniee!"

„Und die Heiligkeit des Gaſtrechts, Onkel?" erwidert Roſa lächelnd.

„Ich bin der Meinung" läßt ſich nun die längliche Baronin Helmerfeld vernehmen, „daß das Ideal, wenn nicht immer, ſo doch meiſt von der Wirklichkeit abweicht, oder vielmehr, daß die Wirklichkeit in vieler Beziehung hinter dem Ideal, man kann ſagen — ja dreiſt kann man ſagen — zurückbleibt."

Die tiefinnere Rede des Profeſſors hat auf Roſas entflammte Phantaſie ein wenig kaltes Waſſer geſchüttet. Noch tönen ihr die Worte ihres Vaters nach, die Worte der Verachtung und des Hohnes, mit welchen

er jene ganze Gilde bedacht hat. Und was der teure Vater geſchmäht, das kann die Tochter nicht lieben... Sie ſeufzt erleichtert auf . . . vielleicht wird ſie von dem ganzen Alp befreit — denn was ſollte aus ſolch unſinniger Leidenſchaft noch werden? Nein, nein — einen Tiefinnerſten könnte ſie nicht lieben . . .

Aber Liebe und Verliebtſein iſt zweierlei. Das fühlt ſie wieder in dem Augenblicke, wo Profeſſor Gindt, nachdem man ſich vom Tiſch erhoben, ſie in den Salon zurückführt, ihren Arm heftig an ſich drückt und dabei die Worte ſpricht:

„Ich kann nicht anders — ich muß es ſagen: Sie ſind anbetungswürdig und ich bete Sie an.“

Es durchbebt ſie. Nicht als ob dies die erſte Liebeserklärung wäre, die an ihr Ohr fällt. Schon manche der ihr Haus beſuchenden jungen Herren haben in verſchiedenen Tonarten dasſelbe zu ihr geſagt. Aber nicht ſo unerwartet, nicht mit ſo „unvermittelter, elementarer Kraft“ — würden die Tiefinnerſten ſagen. Die betreffenden Anbeter hatten ſchön vorbereitend durch ein paar Wochen ordnungsmäßig die Kur gemacht; ihre Abſicht, ſich die Schöne nach und nach geneigt zu machen, um dann ſchließlich mit einem Heiratsantrag herauszurücken, trat von allem Anfang deutlich hervor, und die mit dem Antrag zugleich vorgebrachte Liebes-

erklärung erschien mehr oder minder wie eine denselben begleitende Formalität. Aber dieser Leidenschaftsausbruch, der da in den kühnen Worten Gindts gelegen, eines Mannes, der doch nicht im entferntesten sich anmaßen konnte, dem reichen, vielumworbenen Fräulein von Grehlen eine Partie abzugeben — das hatte etwas so unerhörtes, so außer aller Etiquette liegendes, naturgewaltiges an sich, daß es auf das feurige junge Mädchen erschütternden Eindruck gemacht.

Schweigend und mit zitternder Hand gießt sie den schwarzen Kaffee in die Schalen. Bald ist die allgemeine Unterhaltung wieder im Gange, aber diesmal nimmt sie nicht teil daran. Sie ist in ihrem Lehnsessel zurückgelegt und lauscht. Zugleich aber mit den Worten, die an ihr äußeres Ohr schlagen, und deren Sinn sie nicht immer verfolgt, klingt ihr hartnäckig der von verhaltener Leidenschaft zitternde Stimmlaut nach, der ihr das unerhörte „Sie sind anbetungswürdig und ich bete Sie an" zugeflüstert hat.

„Kinder" sagt der General, sein auf einen Zug geleertes Likörgläschen hinstellend, „mir ist leid, daß ich schon so eine alte Muschel bin. Alle Tage könnte der Mensch was neues lernen und nach und nach gescheit werden; aber bei mir ist das ausgeschlossen. Ich verspüre nur noch das nach und nach Dummwerden.

Da hat man nahezu ſechzig in der Welt herumgeſchlagene Jahre hinter ſich, ſitzt auf einem ganzen Berg von Erfahrungen oben und bemerkt, daß ſolche Gelbſchnäbel, wie mein Neffe da, und ſo blutjunge Profeſſoren, wie Sie, Gindt, für Dinge und Fragen ſich entflammen, die einem chineſiſche Schwalbenneſter ſind — — von den Damen gar nicht zu reden, die ſchon in ihrer Eigenſchaft als Frauenzimmer jede mehr Dinge in ihrer kleinen Fingerſpitze hat, als ſich zehn Generalsköpfe träumen laſſen. Nicht wahr, Roſett'l?"

„Was? . . Pardon, Onkel — ich habe nicht gehört —"

„Du pflichtvergeſſene Erſcheinung! Wenn ein Vormund ſpricht, hat das Mündel an ſeinen Lippen zu hängen. Was ſagen Sie, Fräulein Malwine?

„Ich . . . ich ſage nichts."

„Damit laſſen Sie ſich allerdings nicht zu weit ein. Wenn Sie erlauben, werde ich zunächſt daſſelbe ſagen. Kurt, übernimm das Wort."

„Mit Vergnügen. Um ſo mehr, als ich die bei Tiſch unterbrochene Controverſe mit dem Herrn Profeſſor gern wieder aufnehmen wollte."

„Ich ſtehe zu Dienſten."

„O, wie intereſſant!" ruft Aurelie. „Es iſt ſo lehrreich, wenn zwei Männer der ernſten Wiſſenſchaft

in lebhaftem Wortgeplänkel die Lehren der Weisheit als sprühenden Geist und Witz in der wie ein Feuerwerk hin und her fliegenden Konversation verpuffen lassen."

„Gar so pyrotechnisch wird die Diskussion wohl nicht ausfallen, liebe Cousine. Was ich Ihnen sagen wollte, Herr Gindt, ist einfach dieses: Ich bin überzeugt, daß die Wissenschaft, wie ich sie betreibe, und die Sie auf falscher Fährte sich befindend bezeichneten, dazu bestimmt ist, in kommender Zeit zur Allgemeinherrschaft zu gelangen, und daß die dagegen noch ankämpfenden Systeme der sogenannten idealistischen und klassischen Schule nach und nach schwinden werden, wie Alchymie und Astrologie und Scholastik geschwunden sind. Angesichts der auf der Entwicklungstheorie fußenden Naturkunde —."

„Sie freveln, junger Mann — und ich sehe, daß Sie von der ganzen Überhebung jener Schule angekränkelt sind, welche bestrebt ist, die Materie über den Geist zu erheben. Doch das ist keine echte Wissenschaft. Das ist ein Stückchen Spezialforschung, die ein paar Knochen studiert oder ein bischen Taubenzucht betrieben hat und dann sich dünkelhaft aufbläht, um aus den beobachteten Einzelheiten die ganze Welt zu erklären. Darüber zucken die echten Gelehrten die

Achſeln ... Wer den Weltzuſammenhang finden will, muß tiefer blicken; und wer die Dinge des Geiſtes erklären will, der muß bis in die innerſten Vorgänge des Bewußtſeins dringen. Die Ideen ſind ja doch, wie ſchon Plato erkannte, dasjenige, was den einzelnen Erſcheinungen als Urbild zu Grunde liegt. Überhaupt — die echte Bildung muß immer an das Altertum anknüpfen. Bei freiem Einblick in unſer geiſtiges Daſein müſſen wir uns ſagen, daß von jener vollen plaſtiſchen Geſtalt, die durch harmoniſche, allſeitige Ausbildung auch in unſrem innern Weſen gewonnen werden kann, und die uns wie in ihrer Kunſt, ſo in ihrem geſamten Daſein die Welt der Griechen auf eine weder vorher, noch nachher geſehene Weiſe darſtellt, immer den reinſten Hort der äſthetiſchen Herrlichkeit darſtellt: die Antike. Und Schönheit, d. h. vollendete Individualität der Erſcheinung, iſt doch Bethätigung der Wahrheit, dasjenige, was die tiefſte Befriedigung unſeres moraliſchen Innenbedürfniſſes gewährt. Das Urgeſetzmäßige, Notwendige und Wahre der Welt ſelbſt — "

„Ich verſtehe kein Wort, kein Wort!" unterbricht Kurt in klagendem Tone.

„Sie ſind eben nicht ſtreng philoſophiſch geſchult, beſter Herr v. Grehlen — —"

„Ja, gib's auf, mein Junge", ſagt der General. „Du kannſt es mit dem Profeſſor nicht aufnehmen. Dir fehlt es vorzüglich an jener Innerlichkeit, jener Tiefe — in die ich erſt heute einen Einblick gewonnen habe — Du biſt nicht weltzuſammenhangerfaſſend, nicht inſtinktiv, überhaupt nicht urmäßig genug: gib's auf, mein Junge, gib's auf!"

„Ich bin ja ſchon ſtill, Onkel ... obwohl ich fühle, daß ich durch dieſes Stillſein einem väterlichen Befehle entgegenhandle. Du verſtehſt mich wohl?"

„Mein Fräulein," wendet ſich Gindt an Roſa, „Sie ſcheinen ſo ſehr in Gedanken vertieft ... Haben Sie unſer Geſpräch mit angehört?"

„Nein — aufrichtig: meine Gedanken waren wo anders."

„Und wo? ſagen Sie es mir."

Er ſetzt ſich auf einen an ihrer Seite ſtehenden Seſſel. Die Übrigen beginnen unterdeſſen ein lautes und lebhaftes Geſpräch, ſo daß die nunmehr zwiſchen Roſa und Gindt getauſchten Worte von keinem Dritten gehört werden können.

„Wo waren Ihre Gedanken? Ich gäbe mein Leben darum, Fräulein Roſa, wenn ich in die Tiefe Ihrer Seele blicken dürfte."

„Ihr Leben? — Ein teurer Preis."

„Die Exiſtenz iſt mir nicht gar ſo teuer . . . es wäre denn, daß . . . in dieſem Falle würde ich zehn Götterleben durch meine Adern glühen fühlen.“

„In welchem Falle?“

„Ich darf's nicht ſagen — ich darf's kaum denken . . .“

Er ſitzt ganz knapp neben ihr, und ohne daß die Andern es ſehen konnten, war ſein Arm um ihre Seſſellehne gelegt. Jetzt ſtreift er mit den Fingerſpitzen den Scheitel ihres zurückgelegten Köpfchens. Ein elektriſcher Strom durchrieſelt ſie. Warm, ſüß und bang iſt die Beklemmung, die in raſchen Atemzügen ihren Buſen hebt und ſenkt. Der Mann an ihrer Seite weiß dieſe Zeichen gar wohl zu deuten. Er iſt ſich der Gewalt bewußt, die er in dieſem Augenblick über das junge Mädchen übt und er benützt den Zauber dieſer Minute, um ihr noch näher zu rücken. . . . Die Geſellſchaft hat ſich eben in eine entgegengeſetzte Ecke des Zimmers begeben, um ein dort ſtehendes altertümliches Möbelſtück zu betrachten und das Plätzchen, wo Gindt und Roſa ſitzen, liegt ſo ziemlich in der Dunkelheit . . . Langſam läßt er ſeine Hand von ihrem Haar bis zu ihrer Schulter gleiten und indem er beinahe küſſend ihre Stirn ſtreift, flüſtert er inbrünſtig:

„Teure, Süße, Herrliche, nur einen Blick — ich beschwöre, ich flehe — Rosa, sei mir gnädig!“

Das junge Mädchen springt auf und geht raschen Schrittes zu der Gruppe der Andern hin. Sie schiebt den Arm unter den ihrer Cousine Aurelie.

„Was wird denn hier verhandelt?“ fragt sie.

„Wie Du zitterst Kind — ist Dir denn so kalt? Was wir verhandelten? O, Kurt hat uns einen so interessanten Vortrag gehalten über jenes entrückte Jahrhundert, aus welchem dieser Schrank auf dem Strom der Zeit bis zu dem heutigen Tag sich erhalten hat, noch voll der duftigen Erinnerungen, die ihm aus jenen Tagen ritterlicher Poesie anhaften.“

„Ich denke“, nimmt Aurelies Mutter das Wort, „daß solche alte Möbel viel geschmackvoller sind, als moderne; wenn auch in mancher Beziehung — nicht in jeder — die Annehmlichkeit eine größere, oder wenn nicht die Annehmlichkeit, so doch die Bequemlichkeit eine auffallende ist, welche aus der Benützung der Erzeugnisse moderner Möbelindustrie erwächst!“

Gindt ist langsam hinzugetreten. Er bereut, so stürmisch vorgegangen zu sein — aber er will es Rosa fühlen lassen, daß sie ihn gekränkt hat.

„Malwine“, sagt er zu seiner Tochter, „wir gehen.“

„Was, Sie wollen ſchon fort, Gindt?“ ruft der General. „So ſchnell nach dem Diner? — Das iſt gegen alle Etikette. Aus welcher Wildnis kommen Sie denn?“

„Ich bin kein Mann der Etikette. Ich bin ein ſchlichter Mann der Wiſſenſchaft und in dieſer Eigenſchaft werde ich wohl von meinem jungen Hausherrn und Kollegen Verzeihung erlangen, wenn ich gegen die weltliche Konvenienz verſtoße.“

„Nein. nein — das kann ich nicht zugeben. Es ſoll heute Abends bei uns getanzt werden und ich rechne auf mehrere Touren mit Fräulein Malwine —“

„Meine Tochter kann gar nicht tanzen.“

„Nein“, beſtätigt Malwine, „es war uns im Kloſter verboten.“

„Mein Fräulein“, wendet ſich nun Gindt mit einer tiefen Verbeugung an Roſa, „erlauben Sie, daß ich —“

„Thun Sie ſich keinen Zwang an, Herr Profeſſor“, erwidert ſie mit erzwungener Kälte. „Wenn Sie befürchten, in der bevorſtehenden Soiree ſich zu langweilen, ſo will ich Sie nicht zurückhalten.“

„Ich habe andere Gründe, gnädiges Fräulein.“

„So reſpektiere ich auch dieſe.“

Nachdem der Profeſſor mit ſeiner Tochter ſich

entfernt hat, muß Rosa des Bruders Vorwürfe über sich ergehen lassen. Er nimmt sie bei Seite und sagt in aufgeregtem Tone:

„Statt ihn zurückzuhalten, hast Du Deinen Gast förmlich vor die Thüre gesetzt ... ohne Rücksicht auf mich."

„Auf Dich?"

„Du weißt doch, daß die Anwesenheit dieses herrlichen Mädchens —"

„Ich beschwöre Dich, Kurt, denke nicht an das Mädchen."

„Was kannst Du ihr vorwerfen? Ich sehe nur eine Schattenseite an ihr — den Vater — ein Tiefinnerer! Wie wird der mich quälen und in meinen Lieblingsstudien zu hemmen versuchen, wenn er mein Schwiegervater wird!"

„Und wie, Kurt, wenn ihn Dir das Schicksal zum — Schwager gäbe?"

„Rosa — bist Du verrückt?! Nie und nimmer könnte ich einwilligen —"

„Ich brauche Deine Einwilligung nicht — leider."

„Leider?"

„Ja, leider — denn ich sehe auch ein, daß der Gedanke ein verrückter ist. Ich wollte, es würde mich jemand davor retten."

VIII.

Die letzten Gäste haben sich entfernt. Mit dem Bruder hat Rosa nur ein flüchtiges „Gute Nacht" getauscht, um sich sofort in ihr Schlafzimmer zurückzuziehen. Die Kammerjungfer hat sie entlassen und nun sitzt sie in einem Armsessel am Fuße des Bettes, in tiefes Nachdenken versunken.

Jetzt erst hat sie Muße, die heutigen Szenen mit allen Einzelheiten an ihrem Gedächtnis vorüberziehen zu lassen und sich über den Zustand ihres Herzens zu befragen. So lange der Salon mit fremden Leuten gefüllt war, hat sie die Erinnerung an das Vorgefallene stets verscheucht. Sie fühlte nur im Untergrunde der Seele etwas ruhen, was später durchgedacht und durchempfunden werden müsse. Nunmehr ist der Augenblick dazu gekommen: sie ist allein und das ganze Haus schläft.

. . . O dieser Mensch! . . . was hat er ihr an-

gethan? Welche unerhörte Kühnheit: beinah geküßt hat er ſie und ihr „Du“ geſagt: „Roſa, ſei mir gnädig.“ Ach, wäre ihr der Himmel gnädig und befreite ſie von dieſer Beſeſſenheit, und gäbe ihr Kraft, ſich wieder zu gewinnen — dieſen Menſchen an ſeinen Platz zurück zu weiſen . . . Nein, ſie liebt ihn nicht, ſie vertraut ihm nicht — er iſt ein Tiefinnerſter: mit einem ſolchen könnte ſie niemals glücklich werden. Überdies der Preis ihrer Hand — ein hoher Preis, das weiß ſie — könnte der ſo hingeſchleudert werden, dem erſten beſten, frechen Bewerber, der ja in keiner Beziehung eines ſolchen Preiſes wert wäre? Weder im Rang noch im Alter paßt er zu ihr. . . Etwa in Charakter und Geiſt? Sie muß ſich geſtehen, daß ſie darüber weiter nichts weiß, als daß er im Charakter von unverſchämter Kühnheit und im Geiſt — ein Tiefinnerſter iſt! . . . Und dennoch, wie ſie ſich ſehnt, jenen Kuß auch wirklich auf ihren Lippen brennen zu fühlen, der nur ſo wie ein Wolluſtfalter an ihr vorbeigeflattert . . . Ein wahnſinniger Gedanke ſteigt vor ihrem inneren Auge auf. Sie ſieht ſich am morgigen Tag allein und haſtig in einen Fiaker ſteigen — vor einem gewiſſen Hausthor halten laſſen — die vier Treppen hinaufeilen — in das bekannte Arbeitskabinett treten und in die Arme ſtürzen, die ihr Jener mit einem Wonneſchein entgegenſtreckt. . . .

„Abſcheulich!“ ruft ſie laut, indem ſie von ihrem Sitze aufſpringt. „O Vater — mein Vater — daß deine Roſa Solches, Solches denken kann!“

Dieſer angerufene Name bringt ihr eine plötzliche Beruhigung der Nerven. Das gleichzeitig aufſteigende teure Bild verſcheucht die tollen Gedanken. Da fällt ihr auch ein, daß unter den zurückgelaſſenen Briefen des Verſtorbenen, welche bei gewiſſen Anläſſen erbrochen werden ſollen, auch ein ſolcher ſich befindet, der auf ihre gegenwärtige Lage paßt. Den muß ſie morgen in aller Frühe leſen. . . .

Am folgenden Morgen, noch lange vor der zum täglichen Beſuch der „Kapelle“ anberaumten Stunde, begibt ſich Roſa in den ihr ſo geheiligten Raum. Sie ſetzt ſich an den Tiſch, auf welchem die gewiſſe Ebenholzkaſſette ſteht und nimmt die darin liegenden Papiere heraus. Die mit „Für Kurt“ überſchriebenen Umſchläge legt ſie auf ein Päckchen, die „Für Roſa“ auf ein anderes; die „Für Beide“ auf ein drittes.

Jetzt überlieſt ſie die Etiketten der ihr beſtimmten Schriftſtücke: „Am Vermälungstage“ — „Nach der Geburt des erſten Kindes“ — „Bei einem großen Kummer“ — „Wenn Dich jemand verraten und betrogen hat“ — „Wenn Du Dich vollkommen glücklich fühlſt“ — „Wenn Dir einer gefährlich zu werden beginnt, dem Du miß-

trauſt.“: Das iſt, was ſie geſucht. Dieſen Brief zu erbrechen, hat ſie heute das Recht.

Es iſt zum erſtenmale, daß ſie ſich in einer der von ihrem Vater vorausgeſetzten Lagen befindet und daß ſie ſeinen poſthumen Ermahnungen lauſchen darf. Die Andacht, welche ſich ihrer in dieſem dem teuern Andenken geweihten Raum ſtets bemächtigt, wird im gegenwärtigen Augenblick, wo ſie das Siegel des Briefes löſt, noch geſteigert. Es durchſchauert ſie dabei etwas von den Gefühlen eines gläubigen Kommunikanten, der die Lippen öffnet, um den wahrhaft gegenwärtigen Leib ſeines Gottes aufzunehmen: was da geſchrieben ſteht, das ſind ja ihres geliebten Toten eigene Worte, auf ihren jetzigen Seelenzuſtand bezughabende Worte; das iſt ja auch ſein wahrhaft gegenwärtiger Geiſt — — —

Sie drückt einen inbrünſtigen Kuß auf das entfaltete Blatt und lieſt:

„Du biſt alſo verliebt, mein Mädchen? Und mißtrauſt dieſem Gefühl? Ein Pfeil hat dich getroffen — und die Wunde brennt und ſchmerzt? Und kommſt zu deinem beſten — zwar begrabenen, aber noch immer beſten — Freund um Rat? . . .

Wohlan, Roſa, ſprechen wir von deinem Zuſtand. Wer mißtrauiſch liebt, ward nicht durch das Herz —

der ward durch die Sinne gefangen genommen. Ist es eine erkannte Charaktereigenschaft, für die man sich begeistert hat, so mutet man seinem Gegenstande alle erdenklichen andern Eigenschaften zu — erbricht also gegenwärtigen Brief nicht. Diesen Brief aber habe ich geschrieben, weil ich den Fall für möglich — für sehr wahrscheinlich halte, daß die Tochter meiner heißblütigen Giuditta in einer Leidenschaft entbrennen könne, welche meine Rosa — die ich zu züchtigem Stolze aufgezogen habe — mit einer Art Grauen erfüllen wird. Die erste Art Liebe, von der ich eben sprach, nämlich die Andichtung aller Vorzüge auf Grund des einen, erkannten, täuscht oft: der Gegenstand kann im Übrigen unwürdig sein und, wenn man sich ihm verbindet, einen arg unglücklich machen; aber die zweite Gattung täuscht nie — das Grauen ist berechtigt. Läßt man von der Leidenschaft allein sich hinreißen, einen ewigen Bund einzugehen, so wird man sicher elend werden.

Du bist eine Frau: der ist es nicht, wie den Männern, durch Herkommen und Sitte erlaubt, die Liebesgefühle zu parzellieren: einiges für die Sinnenfreuden, einiges für die Herzensbedürfnisse — einiges zum Spaß — einiges zur Gründung des Lebensglückes. Bei euch soll's nur das Letzgenannte sein. Ob dies

gerecht ist, lasse ich unerörtert. Es ist nun einmal so in der Zeit und in der Mitte, in der Du lebst — danach also muß ich meine Ermahnungen und Ratschläge richten. Ich kann nicht — so gern ich Dir's gönnte — zu Dir sagen: Befriedige Deine Laune; pflücke die Liebesfreude, nach welcher Deine feurige Jugend eben lechzt; kümmre dich weiter nicht um die Eigenschaften dieses Mannes — die Eigenschaft, Dir begehrenswert zu sein, hat er; genieße also eine kurze Zeit des Glücks und dann schicke ihn spazieren. Das kann ich dir nicht sagen, Rosa. Denn eines jeden Menschen höchstes ist die Ehre, und was Frauenehre ist, das habe ich Dich gelehrt.

Ich kann Dir denn nur Eines sagen: ersticke dieses Flämmchen. Noch ist es ein kleines Flämmchen, denn sicherlich hast du nicht lang gezögert, diesen Brief zu erbrechen: bei der ersten, leisen Regung bist Du zu mir gekommen ... Also noch hast Du's in der Gewalt, dem Unglück zu steuern — durch bloße Willenskraft, durch bloßes Pflichtgefühl. Letzteres kann ja über die natürlichen Begierden siegen. Dies ist Euch Frauen zwar in der Liebe ziemlich schwer gemacht, aber wir Männer müssen ja ein gleiches im Kriege üben: da heißt es, den Selbsterhaltungstrieb, der ja doch der mächtigste aller Naturtriebe ist, durch das

Pflichtgefühl beſiegen — und es gelingt. So gelingt es auch Euch, Ihr tapfern Soldatinnen der Keuſchheit, die Begierden der Leidenſchaft zu bewältigen. Schlage Dir den Menſchen aus dem Kopf. Siehſt Du, in obigem Worte iſt ſchon der Energieaufwand ausgedrückt, der bei dieſem Anlaß erforderlich iſt, und wenn das Ding nicht möglich wäre, ſo hätte ſich keine ſolche Redensart gebildet. Schlage nur wacker zu, Roſa — er muß aus deinem momentan verdrehten Köpfchen hinaus, der Unwürdige, ſonſt iſt es Dein Unglück!

Das Mittel hierzu? Das wirkſamſte wäre freilich: in einen Andern ſich verlieben. Ein italieniſches Sprichwort ſagt, daß, wie ein Nagel den andern, ſo eine Liebe die andere verdrängt: Come il chiodo caccia il chiodo, tale amore caccia amor." Aber die Anwendung dieſes angenehmſten Auskunftmittels ſteht nicht in Deiner Macht; alſo rate ich Dir ein zweites, ſehr ſicheres an: Trennung — Entfernung. — Verbiete jenem Dein Haus, oder wenn das nicht angeht, reiſe ab. Dann laſſe Zeit darüber vergehen. In den erſten Tagen wird es Dir ſcheinen, als tauge dieſes Mittel gar nichts, als wäre deine Liebe durch die Sehnſuchtsqual nur verſtärkt . . . Aber laſſe die Zeit nur vorüberfließen; das Bild des Gegenſtandes muß unfehlbar verblaſſen und bald — wohl früher als Du

glaubſt — ſchwindet es gänzlich. Natürlich darfſt Du nichts thun, das Gefühl zu nähren; Dir daſſelbe aus dem Sinn zu ſchlagen, iſt ja Deine redliche Abſicht, darnach mußt Du Dich auch verhalten; nämlich die betreffenden Gedanken verſcheuchen, Zerſtreuung ſuchen und mit Zuverſicht das Abſterben des von Dir zu Tode verurteilten Gefühls abwarten — dabei die Abnahme ſeiner Kräfte mit Intereſſe und Genugthuung konſtatierend. Du weißt ja, Schatz, daß ich Dich nie betrogen; alſo nimm mein Wort darauf: dieſe Methode iſt unfehlbar.

Meine Roſa, jetzt laſſe mich dieſe Gelegenheit benützen, um von anderem mit Dir zu reden. Nur eine kleine Geſpenſterplauderei ... Es iſt mir eine ſo angenehme Vorſtellung, daß, wenn ich nicht mehr bin und Du eines Tages dieſe Zeilen vor Augen haſt, ich da eine Art viertelſtündiger Auferſtehung bei Dir feiern werde. Du wirſt das Blatt an Deine Lippen führen, Du wirſt es mit Thränen benetzen ... Iſt es häßlicher Egoismus von mir, mich bei dem Gedanken zu freuen, daß Du weinſt? Mein Gott, es gibt ja für uns arme Tote keine andere Liebkoſung, als Thränen. Nur dieſe fallen wie Küſſe — ſanft und warm und zärtlich — auf unſer blaſſes Bild herab ... Und unter dieſem Thau wird im Gedächtnis des Weinenden das

Bild wieder aufgefriſcht — wieder iſt dem „Verblichenen“ ein Stückchen Friſtverlängerung in dieſem ſeinem letztem Hort geſichert: in der Erinnerung ſeiner Lieben . . .

Laut aufſchluchzend muß Roſa ſich im Leſen unterbrechen. Sie läßt ſich auf die Kniee gleiten und bedeckt ihr Geſicht mit beiden Händen, dabei den Brief an ihre Lippen drückend. Nach einer Weile erſt kann ſie ſich wieder aufrichten, und umflorten Blickes lieſt ſie weiter:

— — in der Erinnerung ſeiner Lieben . . . Du biſt erſchüttert, Kind? Nein, es war nicht häßlicher Egoismus von mir, daß ich ſolche Schmerzensregung in Dir erweckt habe — Du ſelber wirſt geſtärkt und geläutert daraus hervorgehen. Es wird Dir eine ſüß-wehmütige Befriedigung hinterlaſſen, daß Du mit dem Geiſte, den Du heraufbeſchworen, in ſo inniger Art verbunden geweſen; daß die über das Grab hinaus geſprochenen Worte ſo lebendig in Dein Herz gedrungen ſind — daß Du mit Deinen Thränen noch alte Schulden kindlicher Liebe abgetragen haſt.

Und jetzt blicke in dieſes Dein bewegtes Herz: iſt daraus nicht — wenigſtens für den Augenblick — das böſe Brennen verſchwunden, wegen deſſen Du Dich zu mir geflüchtet haſt? Iſt jetzt nicht ſein — des Lebenden und Gefürchteten — Bild das verblichenere, und

jenes des Geſtorbenen das in friſcheren Farben leuchtende? Nun kannſt Du in Deinem Innern ganz klar ſehen. Wenn der weihevolle Schmerz, der Dich eben erfüllte, das Liebesſehnen verſcheucht hat, da war's in der That eine unwürdige Liebe, denn eine andere, echte reine, hätte ſich durch die Wehmut verſtärkt — Du hätteſt den Wunſch empfunden, an ſeiner Bruſt um mich zu weinen. Das iſt aber nicht der Fall; Du wünſcheſt im Gegenteil — ſieh, wie ich Dich durchblicke, meine Roſa — Du wünſcheſt, daß Dein Gemüt niemals von jenen Gedanken befleckt worden wäre. — Du haſt jetzt zu Deiner Beruhigung erfahren, daß Du noch nicht vollends in der Macht der Leidenſchaft biſt, daß dieſe angeſichts einer wahrhaft zärtlichen Liebe — wie ja Deine Liebe zum Vater ſtets geweſen — und noch iſt — davonhuſcht und ſich lichtſcheu verkriecht, wie ein häßliches Reptil ... Du biſt in dieſer Stunde von ſeinem Bann befreit und dem meinen verfallen ... Dieſe über Dich wiedergewonnene Herrſchaft benütze ich um — zu deinem Heile — den vorhin gegebenen Rat in einen Befehl umzuwandeln und zu wiederholen; — diesmal in gebieteriſchem Tone — „Fliehe die Gegenwart des Gefährlichen — und laſſe Zeit — Zeit darüber vergehen."

Leb' wohl, mein Kind — ich danke Dir. Für

Dein Vertrauen, für Deine Thränen, für Deinen Gehorsam dank ich Dir. † Siegbert Grehlen.

Rosa nimmt den Brief zu sich — sie will ihn noch öfters wiederlesen; aber vor Allem heißt es, gehorchen. Raschen Schrittes eilt sie in ihr Zimmer zurück, setzt sich an den Schreibtisch und wirft folgende Zeilen auf das Papier:

„Mein Herr! Ich finde mich veranlaßt, Sie zu ersuchen, mein Haus nicht mehr zu betreten. Das ist unwiderruflich. Rosa G."

„Darf man herein?"

„Du bist's, Kurt? Es ist mir sehr lieb, daß Du kommst. Ich wollte Dir dieses zeigen, ehe ich es abschicke." Und sie reicht dem Bruder das Briefchen hin.

„An wen soll das gerichtet sein?" fragt Kurt, nachdem er gelesen.

„Das errätst Du nicht? An Herrn Oskar Gindt."

„Nicht möglich! . . . Über diese Angelegenheit wollte ich eben mit Dir sprechen . . . wir müssen darüber ins Klare kommen . . . Ich bin nämlich entschlossen, um Malvinens Hand anzuhalten."

„Das geht nicht, Kurt! Das thu' nicht!"

„Was nicht geht, Rosa, ist, daß Du dem Manne, um dessen Tochter ich werbe, das Haus verbietest — das darfst Du nicht thun."

„Ich handle auf Befehl unſres Vaters."

„Wie iſt das zu verſtehen? Überhaupt verſtehe ich Dich nicht. Wie könnte Dir dieſer ältliche T. J. gefährlich werden, dem gewiß nicht einfällt, Dich mit einem Liebesgedanken zu behelligen?"

„Nicht? Er hat mich geſtern — in deiner Gegenwart — beinah geküßt und „Du" zu mir geſagt und mich mit ſeinen Raubvogelblicken faſziniert. Eigentlich ſollteſt Du — vorausgeſetzt, daß ich Dir alles ſage, aber nehmen wir an, ich hätte geſchwiegen — eigentlich ſollteſt Du dieſen Mann herausfordern, nicht aber um die Hand ſeiner Tochter anhalten."

„Wenn ich ſie aber bis zum Wahnſinn liebe?"

„Wahnſinn — in der That. Gerade wie bei mir — aber meinen Wahnſinn, den hat unſer geliebter Toter geheilt. Da, lies . . . das hat er mir geſchrieben. Es iſt einer der Nachlaßbriefe."

Kurt betrachtet die Überſchrift und entfaltet mit Ehrfurcht das Blatt.

Nachdem er geendet:

„Da heißt es freilich gehorchen", ſagt er, den Brief zurückgebend. „Und" — fügt er nach einer Pauſe hinzu, „werde ich deshalb auf mein Glück verzichten müſſen?"

„Glück? Wie kannſt Du nur glauben, Kurt, daß ein ſo geiſtloſes Mädchen —“

„Als ob man um derlei Dinge früge, wenn man verliebt iſt! Du ſelbſt: es war doch auch nicht des Profeſſors Tiefſinnerlichkeit, die dich bezaubert hat? Nein, nein — ich gebe Malwine nicht auf.“

„Dann werden wir auseinandergehen müſſen. Das hat Papa nicht ſo gewollt —“

„Nein, das hat er nicht gewollt ... Vor allem, Schweſter, ſchicke Deinen Brief ab. Du darfſt den Dir Gefährlichen nicht mehr ſehen, bis — wie heißt es: come il chiodo caccia il chiodo — bis Du einen Andern liebſt. Wenn aber dieſes Ereignis — welches wahrſcheinlich nicht fern iſt — eintreten wird, dann kann dieſes Gebot wieder aufgehoben werden, dann habe auch ich wieder die Möglichkeit, mich dem Mädchen meiner Wahl zu nahen und zu verbinden. Warten wir's ab, Roſa.“

„Damit bin ich einverſtanden. Die Zeit des Wartens — und die kann lange währen, denn ich fühle mich zu einer neuen Liebe durchaus nicht aufgelegt — dieſe Zeit wird vielleicht auch Dich von Deiner Verirrung heilen ...“

„Das bezweifle ich“

„Warten wir's ab, Kurt.“

IX.

Zwei Monate ſind vergangen. Roſa hat den Profeſſor nicht wiedergeſehen. Nach Empfang des ſo kategoriſchen Abſchiedsbillets war er natürlich bemüſſigt, ſeine Beſuche einzuſtellen. Zwar verſuchte er noch, einen Brief abzuſenden, in welchem er wegen des Ungeſtüms ſeines Betragens um Vergebung bat und dasſelbe mit einem Aufwand von tiefinnerſten Phraſen zu rechtfertigen ſuchte. Aber dieſer Brief blieb unbeantwortet und ein zweiter ward ihm unerbrochen zurückgeſchickt.

Acht Tage nach jenem verhängnisvollen Mittwoch-Diner, war es Malvine, welche ihren Vater erinnerte, daß dies der Tag bei Grehlen ſei, aber er unterbrach ſie barſch:

„Wir betreten jenes Haus nicht mehr. Merk' Dir das: nie mehr."

Das Mädchen bricht in Thränen aus.

„Was gibt es da zu weinen, Du einfältiges Ding?“

„Ich hatte mich ſchon ſo gefreut ... denn weißt Du — ich glaube, daß ... er hat es mir deutlich zu verſtehen gegeben ... und heute würde er ſich erklärt haben ...“

„Was faſelſt Du da?“

„Kurt von Grehlen hat mir neulich zugeflüſtert, daß ... daß er mich ... mich liebt ... Ich ſah mich ſchon als Frau von Grehlen ... wäre das nicht ſchön ... und jetzt willſt Du nichts von ihm wiſſen ... O Gott! O Gott!“

Das war nun ein doppelter Schlag für Gindt. Was! Seine Tocher war einer ſolchen unerhörten Glückschance ſo nahe geweſen und er, durch ſeine blödſinnige Frechheit, hatte das alles verdorben. Er ſchlug ſich mit der Fauſt vor die Stirn. Dann aber wendete er ſich zu Malvine, die noch immer das Taſchentuch an die Augen hielt.

„Unſinn, Kind! Setze Dir ſo was nicht in den Kopf ... der glänzende junge Mann, der unter den gefeierteſten Comteſſen wählen könnte, der wird keine arme, ſchlichte Profeſſorstochter heiraten. Er hat ſich höchſtens einen Spaß mit Dir erlauben wollen ... Und wenn er Dich wirklich liebt, ſo wird er Dich auch

hier zu finden wiſſen — und wir brauchen ihm nicht nachzulaufen. Geh, geh und waſche Dir die Augen — ich mag das Heulen nicht . . .“

Roſa indeſſen hat es einen harten Kampf gekoſtet, ihren Vorſatz auszuführen. Die erſten Tage war ſie von einer glühenden Sehnſucht erfüllt, den Mann wiederzuſehen, deſſen Nähe ihr ſo ſüßes Bangen verurſacht hatte, und es war ihr, als ob die ganze Welt und ihre ganze Zukunft nichts ähnlich lebenswertes mehr ihr bieten könnten, wie jenes Bangen. Aber wenn ſie ſich des Vaters Worte wiederholte, mit welchen er das gleichſam aus dem Jenſeits datierte Schreiben beſchloß: „Für Deinen Gehorſam dank ich Dir“, dann fühlte ſie erneute Kraft.

Nach und nach konnte ſie konſtatieren, daß ihr bangendes Sehnen in Abnahme begriffen war, daß ſie daſſelbe in immer längeren Zwiſchenräumen und in immer ſchwächerem Maße erfaßte und jetzt — nach acht Wochen — hat ſie ſchon die Zuverſicht erlangt, daß die Zukunft ein gänzliches Verſchwinden dieſer Erſcheinungen mit ſich bringen wird.

Auch an ihrem Geſang findet ſie ſchon wieder Intereſſe. Es geſchieht oft, daß in den Stunden, welche ſie bei Frau Contini zubringt, ihr das Bild Oskar Gindts nicht ein einzigesmal vor die Seele tritt.

Ihr Muſikverſtändnis und ihr Muſikgenuß ſind ſeit dem letzten Erlebnis in eine neue Phaſe getreten; ſie hört jetzt aus dem Ineinanderſchmelzen der Töne, aus den zögernden und haſtenden Bewegungen des Rhythmus ganz andere Dinge heraus, als ſonſt ... Nicht nur Melodie und Wohlklang iſt es — es iſt die Liebe und Leidenſchaft — was in dieſen ſüßen Cantilenen und in dieſen brauſenden Finalen erklingt. Sie fühlt, daß, wenn ſie ganz ſo mitzuſingen im ſtande wäre, wie ſie wollte; wenn ſie, was ſie ſelber heraushört, dem Lauſcher wieder mitteilen könnte, ihn zu gleichem Feuer entflammend — daß auch damit alles Sehnen geſtillt ſein könnte ...

Frau Contini feiert ihren Namenstag. Aus dieſem Anlaß hat ſie ſämtliche Schülerinnen zu einer großen Soirée eingeladen. Es ſoll da muſiziert und getanzt werden. Roſa hat zwar gezögert, an dem Feſte teilzunehmen, in der Furcht, daß unter Frau Continis Gäſten ſich jemand finden könnte, der ſie als Fräulein von Grehlen erkennen würde; aber ſchließlich hat ſie dennoch zugeſagt. Sie nimmt jetzt an den geſanglichen Leiſtungen ihrer Mitſchülerinnen ein zu lebhaftes Intereſſe, als daß ſie die Gelegenheit vorübergehen laſſen wollte, die für dieſen Abend in Ausſicht genommenen Produktionen mit anzuhören. Übrigens

würde dieſe Soirée in jeder Beziehung amüſant werden — und Zerſtreuung zu ſuchen, gehört ja zu Roſas Kur.

Eine Flucht von vier oder fünf glänzend erleuchteten Zimmern ſteht zum Empfang der Gäſte offen. Eines davon, daſſelbe, in welchem Schule gehalten wird, iſt als Tanzſaal hergerichtet.

„Ah, meine liebe Krutzer", begrüßt Frau Contini die eintretende Roſa. „Sie ſehen ja aus, wie eine Prinzeſſin."

„Und Sie wie eine Königin, gnädige Frau. Empfangen Sie zum heutigen Tage meine wärmſten Wünſche —"

„Danke" unterbricht die Meiſterin. „Sehen Sie, dort prangt Ihre Blumengabe, die ſchönſte von allen ... Es war ſo lieb von meinen ſämtlichen Schülerinnen, mir Bouquets zu ſchicken, aber Ihr herrlicher Fliederkorb, Ninetta mia, überragt alles übrige. Ich wünſche Ihnen einen ſolchen an Ihrem Benefice-Abend."

Da Frau Contini ſich nun abwendet, um neu Eintretende zu bewillkommnen, ſo entfernt ſich Roſa und begibt ſich durch den gedrängt gefüllten Salon in das anſtoßende Konzertzimmer, wo ſie eine Gruppe ihrer Mitſchülerinnen findet, der ſie ſich anſchließt.

„Na, aber ſchaut's euch die an — das iſt ſchon

der höchſte Holler!“ ruft Veronika Stranzelhuber, von Roſas eleganter Geſellſchaftstoilette geblendet. „Wenn Ihnen mein Hausherrnſohn ſehet, der möcht' mir ſicher untreu werden.“

Übrigens iſt die hübſche Vroni ſelber nicht wenig aufgedonnert; auch die Andern — mit Ausnahme von Ortrud Belten, welche ein hohes ſchwarzes Kleid angelegt hat — haben ſich alle mehr oder minder ſchön gemacht. Die pikante Ilona iſt bis zur äußerſten Möglichkeit dekolletirt, und ſogar die ſchwermütige Frau Neumann hat ſich mit Roſen geſchmückt.

„Iſt die Gräfin Stohr nicht hier?“ fragt Roſa, nachdem ſie den Kolleginnen die Hände geſchüttelt.

„Wo denken's denn hin? Die hochnaſige Kred'l wird ſich doch nicht mit Unſereins gemein machen; die treibt ſich g'wiß wo auf ein' Hofball herum. Dafür is ihr Bruder 'kommen . . . Sehen's — der dort in der Thür lehnt und durch ſein Zwicker herüberglurrt. Auf den hat's die Valhazy auch ſchon abg'ſehen, gelt?“

Die Ungarin zuckt die Achſeln:

„Wenn man nur einmal Primadonna iſt, dann hat man zehn Solche an jedem Finger.“

Ein Ausdruck tiefer Verachtung gleitet über Fräulein Beltens Züge. Sie entfernt ſich aus der Gruppe

und geht zum Klavier, wo sie in den Noten blättert. Rosa folgt ihr.

„Werden Sie etwas singen, Fräulein Ortrud?“

„Nein. In ein solches Programm wie das heute aufgestellte, wo Lieder von Gordigiani, die Pagenarie aus dem Verdi'schen Maskenball — und sogar eine Operettenarie von Suppé vorgetragen werden soll — da wüßte ich wahrlich keine Nummer einzuschieben. Das würde schon mein Vater nicht erlauben . . . Ah, da ist er eben . . . erlauben Sie, daß ich Sie bekannt mache: Kapellmeister Belten — Fräulein Krutzer, angehende Opernsängerin.“

Der Hinzugetretene, ein ältlicher Herr mit strengen Zügen und langen grauen Haaren, grüßt herablassend. Der angehenden Sängerin gegenüber kann sich ein Kapellmeister wohl so fühlen, wie der Oberst gegenüber dem Rekruten.

„Freut mich. Meine Tochter hat mir schon von Ihnen erzählt — schöne Stimme — Anfängerin. Ich kann Ihnen nur Glück wünschen: Frau Contini hat eine wunderbare Methode. Musikalisch, im eigentlichen Sinn des Worts, ist sie nicht; aber was Stimmbildung anbelangt, kommt ihr niemand in Europa gleich. Darum habe ich ihr auch meine Ortrud anvertraut. Dieselbe hat übrigens so feste musikalische

Grundsätze, daß ich mit Zuversicht hoffe, sie aus dieser gefährlichen Mitte rein und unversehrt hervorgehen zu sehen."

„Da kannst Du ruhig sein, Vater. Eben so hoch und heilig, wie die eigene Ehre, will ich den Ehrenschatz der keuschen Muse hüten. Ich weiß ganz gut, daß dasjenige was hier zumeist getrieben wird, nicht Musik ist, sondern sinnlicher Lärm."

„Ganz richtig, meine Tochter. Zum Glück sind Dir die innersten Tiefen der Kunst erschlossen worden, und die Oberflächlichkeit verlockt Dich nicht."

„Ah" — denkt Rosa im Stillen belustigt — „ein leibhaftiger Tiefinnerster; der muß mir noch ein paar Stückchen seines Repertoires aufspielen. Und laut:

„Bitte, Herr Kapellmeister, wollen Sie mich nicht auch ein wenig einweihen in die innern Tiefen der Kunstmysterien? Ich werde gewiß von Ihren Lehren Nutzen ziehen können . . . Setzen wir uns, wollen Sie? Und jetzt sagen Sie mir, was halten Sie von der Musik im Allgemeinen?

„Gern, gern, mein schönes Fräulein. Ich wollte daß Alle, die sich dem Dienste der hohen Göttin widmen, solch lobenswerten Eifer zeigten, wie Sie. — Freilich kann ich hier unmöglich in einer Viertelstunde Ihnen die tiefe Ahnung von dem unendlich Erlösenden und

harmoniſch Verſöhnenden beibringen, welches uns die Verſenkung in den tönenden Wiederhall des ewigen Weſens der Welt gewährt.“

„Ich verſtehe“, ſchaltet Roſa ein.

Der Kapellmeiſter ſchaut erſtaunt auf. Verſtanden zu werden, iſt er offenbar nicht gewohnt und dieſe Unterbrechung flößt ihm einiges Mißtrauen ein. Dennoch fährt er fort:

„Luther ſagt: Ich gebe nach der Theologie der Muſik den nächſten Platz und die höchſte Ehre. Ein ſo lebenauffaſſender Sinn wie der des großen Reformators, der verſtand es eben inſtinktiv, daß dasjenige, was unſer Geiſt in der innern Aufnahme der Muſik erlebt, unmittelbar nach der Religion kommt, daß hier im Grunde der gleichgeartete Empfängnisakt wie in dieſer waltet. Er enthüllte daher nach dieſer Seite hin ein Entwickelungsmoment unſeres geſamten modernen Daſeins, das die praktiſche Philoſophie erſt begriff, nachdem Kant in ſeiner Kritik der reinen Vernunft unſer geiſtiges Handwerkzeug ſichergeſtellt hatte und man ſich nun fragte, wie mit demſelben zu hantieren und was mit ihm etwa Poſitives für das Leben zu erzeugen, oder feſtzuſtellen ſei.“

„Bewundernswert! Das hören Sie alles aus dem

Miserere des Trovatore oder aus der Schwerterweihe der Hugenotten heraus?"

„Mein Fräulein, Sie freveln! Verdi, der das moderne italienische Singel-Sangel inkarniert, welches kaum um einen Grad höher steht, als das sittenverderbende Tingel-Tangel . . . und Meyerbeer — — wissen Sie wie über Den das deutsche Urteil lautet? Das eine Mal bloß spottend: „Ich mag nicht hören, wenn die Katholiken auf die Protestanten schießen und ein Jude die Musik dazu macht." und das andere Mal vernichtend ernst: „Auto-da-fé über Natur und Dichtkunst" — Nein, nein, wenn wir die Weltbedeutung der Musik an einen Namen knüpfen wollen, so müssen wir vor Allen an Altmeister Sebastian Bach uns wenden. Wer zu Bach wandelt, wandelt dorthin, wo er im reinen Äther der Sonnenähe zunächst die Seele gesund badet und — dann mit dem klaren Blick des innern Gedankens die Gebilde mustert, die das Leben ihm zugeführt und die eigene tieferfaßte Kunst ihn hatte bilden lehren. Die Urgesetzmäßigkeit des harmonischen Bildens, wie sie bei diesem Bach auftritt —"

Jetzt hält es Rosa aber doch nicht mehr länger aus:

„Pardon" sagt sie aufspringend „ich glaube, dort winkt mir die Hausfrau." Und sie flüchtet in den Nebensalon.

Dabei verspürt sie einige Gewissensbisse: nicht so hätte sie das Feld räumen sollen — ihr Vater hat ihr ja die Verpflichtung auferlegt, die Tiefinnersten zu bekämpfen. — Wenigstens hätte sie diesem Exemplar sagen sollen, wie wenig sein Gefasel ihr imponierte — aber sie hat sich zu einer passenden Entgegnung ganz unfähig gefühlt.

Im andern Zimmer kommt in der That Frau Contini auf sie zu, an ihrer Seite der junge Mann, auf den Fräulein Vroni vorhin als in der Thür lehnend und „herüberglurrend" die Andern aufmerksam gemacht.

„Liebes Kind, Graf Stohr-Merseburg hat mich gebeten, Ihnen vorgestellt zu werden. Das ist nun geschehen: débrouillez — vous. Mich rufen meine Pflichten anderwärts."

Von diesem Augenblick an weicht Graf Stohr nicht mehr von Rosa's Seite. Er begleitet sie in den Konzertsaal sobald die Vorträge beginnen und setzt sich neben sie; er fordert sie zum Tanze auf, sobald die Musikanten den ersten Walzer anstimmen; er führt sie zum Büffet, um sie mit Thee und Eis zu bedienen und jetzt, wo sie, des Tanzens müde, in den beinahe leeren Salon sich zurückgezogen hat, ist er auch schon wieder da und schiebt sich einen Pouf neben das Sopha hin, in dessen Ecke sie zurücklehnt.

Ungefähr fünfundzwanzig Jahre alt, blond, blauäugig, mit dunklen Brauen, einem feinen Schnurrbärtchen über blendend weißen Zähnen, sechs Fuß hoch, schlank gewachsen — ist Graf Georg Stohr-Merseburg eine auffallend vornehme und einnehmende Erscheinung. Dabei hat er nichts geckenhaftes und nichts anmaßendes an sich; im Gegenteil: sein Wesen ist von gewinnender Bescheidenheit.

Rosa muß sich sagen: Ein liebenswürdiger — ein reizender Mensch! Und hat sie Eindruck auf ihn gemacht? Fast scheint es so, denn warum bliebe er sonst den ganzen Abend in ihrer Nähe und wird nicht müde, sie in lebhafte Gespräche zu verwickeln? Er hat ihr zwar keine Liebeserklärungen, keine Komplimente gemacht; aber der Eifer, mit welchem er zu ihr spricht, und ihren Worten lauscht, die Bewunderung die aus seinen Blicken leuchtet, das Wohlwollen und die Hochachtung, die im Tone seiner Stimme liegen, das alles deutet — besser als tausend fade Schmeicheleien oder gar liebeswerbende Zudringlichkeiten — auf ein tieferes Interesse hin.

„Sie wollen nicht mehr tanzen, Fräulein Krutzer? So erlauben Sie doch, daß ich Ihnen ein wenig Gesellschaft leiste?"

Rosa erlaubt es gern. Es ist niemand anwesend,

deſſen Unterhaltung ihr angenehmer wäre. Eigentlich — wenn ſie's bedenkt — ſie kennt überhaupt niemanden, mit dem ſich's ſo anregend plauderte ... unter den Mittwoch-Habitués ihres Salon war ihr noch kein halb ſo ſympathiſcher Menſch vorgekommen.

Dieſe Gedanken durchkreuzen ihren Sinn, während ſie auf Stohrs Anfrage bejahend den Kopf neigt. Er hat übrigens auch nichts anderes erwartet, als daß ihr ſeine Geſellſchaft genehm ſein werde. In den zwei oder drei Stunden, die ſeit der Vorſtellung durch Frau Contini vergangen waren, haben Beide das Bewußtſein erlangt, daß ſie einander gefallen, daß ſie in gar Vielem übereinſtimmen, und noch unendlich viel zu beſprechen hätten, was ihnen intereſſant und anregend wäre. In leichtem Konverſationston waren ſchon allerlei Gebiete und Fragen geſtreift worden, wo beide von gleichen Anſichten beſeelt ſchienen und das hat in ihnen freudiges Staunen geweckt. Roſa war überraſcht in einem „jungen Herrn" — ſie beſaß von der Spezies keine gar gute Meinung — ſo viel Gemüt und Ernſt und weite Lebensauffaſſung zu finden; und Stohr war noch erſtaunter, bei einer Opernelevin, die Tochter einer einfachen Haushälterin, ſolche umfaſſende Bildung, ſolche ſichere und anmutige Vornehmheit zu entdecken .. Dieſe Schönheit dazu, die ihn auf den erſten Blick gefeſſelt: er iſt

im wahren Sinn des Worts entzückt. Was ihr noch besonders den Reiz dieser Unterhaltung erhöht, das ist eben ihr Inkognito; es belustigt sie, zu sehen, wie bei seiner ihr gezollten Bewunderung auch seine Verwunderung gleichen Schritt hält.

„Wovon sprachen wir doch, als wir uns das letzte Mal gesehen?“ fragt Stohr, indem er sich auf seinen Pouf niederläßt.

„Wenn ich mich recht erinnere — Sie haben sich aber wenig verändert seit der Zeit — wenn ich mich recht erinnere, so waren Sie daran, Ihre Memoiren zu redigieren. Band I, erster Abschnitt, Kapitel VI.“

„Ganz richtig — ich habe Ihnen ein Stückchen meiner Lebensgeschichte unterbreitet. Da aber besagtes Memoirenwerk auf mehrere Groß-Oktav-Bände geplant ist, so würde ihre Lauschergeduld schwerlich ausreichen, und es ist besser, ich breche beim vorerwähnten Kapitel ab. Sie wissen ohnehin schon alles wissenswerte über meine erlauchte Person.“

„Ja — und damit Sie sehen, daß ich nicht ohne Auffassungsgabe und ohne Gedächtnis bin, will ich meine frischerlangten Kenntnisse hersagen. Als dritter Sohn einer mit sechs Kindern gesegneten Familie sind Sie zur diplomatischen Karrière bestimmt — eine Laufbahn übrigens, für welche Sie große Lust und

Liebe mitgbringen. Um ſich hierzu vorzubereiten, haben Sie nach vollendetem Jusſtudium drei oder vier Jahre auf Reiſen zugebracht — zwei Winter in Paris, einen in Berlin, mehrere Sommerſaiſons in London — und im künftigen Herbſt ſollen Sie ihren erſten Poſten bei der Geſandtſchaft in Rom antreten. Die Welt liegt offen vor Ihnen und Sie freuen ſich, daß Sie auf der Welt ſind."

„Habe ich das auch geſagt?"

„Es ſtand zwiſchen den Zeilen zu leſen."

„Gut, ich ſehe, mein Leben und mein Denken hat nichts verborgenes mehr für Sie. Durchſichtig wie Kryſtall liegt mein Ich vor Ihrem Scharfblick da. Jetzt wäre die Reihe an mir, auch Ihre Memoiren einzuſehen und zu kommentieren. Sagen Sie mir alſo, Fräulein Krutzer, ſind Sie feſt entſchloſſen, die Künſtlerlaufbahn einzuſchlagen?"

Roſa neſtelt an ihrem Fächer. Es widerſtrebt ihr, eine Unwahrheit zu antworten.

„O nein . . . Es iſt noch gar nicht ſichergeſtellt, ob mein Talent dazu ausreicht. Ich nehme erſt ſeit wenigen Monaten Unterricht und wenn ich jene Reife und Höhe nicht erlange, die ich mir träume —"

„Da haben Sie recht! Nur keine Mittelmäßigkeit. Man ſoll einen Beruf nur dann ergreifen, wenn man —"

„Sind Sie so fest überzeugt," unterbricht Rosa, „daß Sie kein mittelmäßiger Diplomat sein werden?"

„Sie haben wieder recht, Fräulein. Niemand kann von sich voraussagen, daß er Großes leisten werde. Aber mir will scheinen, daß eine mittelmäßige Diplomatenschaft für den Ausübenden nichts gefährliches hat, während mittelmäßige Künstlerschaft einem Mädchen wie Sie einen ganz falschen, einen verderbenbedrohten Platz in der Gesellschaft anweisen würde. — Andrerseits kann ich mir nicht denken, daß Sie, die Sie in Geist und Erscheinung so bedeutend sind, in irgend einer Hinsicht unbedeutend sein könnten. Ich wette, Ihr Talent wird sich entfalten. Und so sehe ich denn auch vor Ihnen die Welt offen liegen — mit Triumphen, mit Genüssen . . . Sie werden bewundert werden, gefeiert, geliebt . . ."

„Reden wir von etwas anderem, Graf Stohr."

„Sie wollen nicht von Liebe reden? Da haben Sie eigentlich wieder — zum drittenmale — recht. Ein junger Mann und ein junges Weib sollen mit einander dieses Thema nur dann berühren, wenn . . . Sie verstehen mich schon."

„Ich verstehe gar nichts. Sagen Sie mir nur eins, Graf, wie kommen Sie eigentlich hierher? Ihre stolze Schwester hat die Festsoiree der großen Meisterin

nicht beſucht, ſondern befindet ſich wahrſcheinlich auf dem heute ſtattfindenden Kammerball — warum ſind Sie nicht auch dort?"

„Ich bin kein ſo großer Freund von Bällen und Hoffeſten, als Sie zu glauben ſcheinen, Fräulein Krutzer; ich meide zwar derlei Vergnügungen nicht, aber ich ſuche ſie auch nicht auf! Ich beabſichtigte, den heutigen Abend in kleinem Freundeskreis bei einem Verwandten zuzubringen, der zufällig hier im Hauſe wohnt. Als ich heute bei Tiſch dieſe Abſicht erwähnte, bat mich meine Schweſter, daß ich bei dieſer Gelegenheit in ihrem Namen der Frau Contini ein kleines Namenstaggeſchenk überbringen möge. Und ſo ging ich denn, ſtatt gradaus in den dritten Stock, wo mein Verwandter wohnt, zuerſt hierher, überreichte der Hausfrau die Sendung meiner Schweſter, wurde freundlich aufgefordert hier zu bleiben — blickte im Salon umher — nahm eine mondſcheinblaugekleidete Erſcheinung wahr, die mich förmlich blendete und mächtig anzog — und ſo bin ich geblieben."

„Welches Talent zum Improviſator! ... Sie ſind alſo kein beſonderer Freund weltlicher Vergnügungen?"

„In der Regel nicht. Man verliert zu viel Zeit dabei ... Ich habe ſo manche andere Paſſionen und um dieſe zu befriedigen, brauche ich Zeit."

„Paſſionen? Alſo auch Sie, Brutus? Alſo wie alle Anderen: das Spiel, die Pferde? . . .“

„Nun, gar ſo klar wie durch eine Kryſtallſcheibe, blicken Sie doch nicht in mein Inneres. Das Spiel — ja; aber nicht etwa Karten — Violinſpiel iſt meine Leidenſchaft.“

„Wie“, ruft Roſa erfreut, „Sie lieben — Sie treiben Muſik?“

„Muſik iſt eine meiner größte Lebensfreuden. Dazu kommt noch die Paſſion der Lektüre . . . Wenn ein Buch mich feſſelt, ſo kann ich bis tief in die Nacht, ja bis zur Dämmerſtunde mich davon nicht losreißen. Sie ſehen alſo, daß mir da zum Herumtreiben in der ſogenannten großen Welt nicht viel Zeit bleibt . . . Es iſt überhaupt mein dem Tage gemachter Vorwurf: er hat zu wenig Stunden; und dem Leben: es hat zu wenig Jahre. Einige Säkulums ſollten wir alt werden können, um vom Baume der Erkenntnis genug Früchte, vom Baume des Glückes genug Blüten zu pflücken.“

„Graf Stohr, Sie ſind ein merkwürdiger Menſch.“

„Fräulein Krutzer, Sie ſind ein wunderbares Mädchen. Bei andern jungen Damen, denen ich eben im Salon vorgeſtellt worden bin, fällt mir gewöhnlich nichts anderes zu ſprechen ein, als eine Bemerkung, wie heiß es iſt, oder wie animirt der heurige Faſching

— und Ihnen gegenüber ist mir's, als sollte ich Ihnen meine verborgensten Gedanken mitteilen, überzeugt, daß Sie mich „à demi-mot" verstehen, daß Sie in Vielem ja, die Illusion geht so weit — in Allem gerade so denken wie ich."

„Sonderbar —: ich empfinde etwas ähnliches. Ihre Passionen teile ich jedenfalls. Musik ist mir ein Hochgenuß und was das Lesen anbelangt —"

„So müssen Sie allerdings, das ist mir klar, schon von Kindheit an sich in die Welt der Bücher vertieft haben — wie wäre sonst ihr Geist so verschärft und so veredelt? Lüften Sie mir das Geheimnis: Ihre Ausdrucksweise, Ihr ganzes Auftreten scheint mir nicht im Einklang mit —" Er stockt.

„Mit meiner Lebensstellung, wollen Sie sagen? Die Tochter einer Dienerin — ein Kind aus dem Volke—"

„Mein Gott, Fräulein, ich bin gewiß nicht von aristokratischem Dünkel erfüllt . . . aber dennoch, es gibt gewisse Formen, die nur einer gewissen Gesellschaft angehören —"

„Das Geheimnis, welches Sie da gelüftet haben wollen, ist einfach dieses: es ist mir ganz dieselbe Erziehung zu teil geworden, wie dem Fräulein von Grehlen, in deren Familie meine Mutter schon über zwanzig Jahr lebt."

„Ich verſtehe — zuſammen aufgewachſen. — Es war eine gute Idee von Ihnen, ſich der Kunſt zu widmen; dadurch werden Sie auch geſellſchaftlich die Ebenbürtigkeit erlangen, welche Sie heute ſchon perſönlich an die Seite der vornehmſten Frauen ſtellt. Einer Patti ſchreibt die Königin von England „My dear Adelina“ und einer Wolter ſtattet die Kaiſerin einen Beſuch ab. Aber freilich . . . die Kunſtlaufbahn allein thut's nicht —“

„Nein, den Adelsbrief erteilt erſt das Genie. Dieſes traue ich mir nicht zu. Es iſt daher ſehr ungewiß — ſogar ſehr unwahrſcheinlich — daß ich je die Bretter betrete.“

„Aber was dann? Nur um Gotteswillen nicht einen Mann heiraten, der unter Ihnen ſtände, der Sie in eine Mitte brächte, welcher ſie entwachſen ſind und in welcher ſie unfehlbar erſticken müßten.“

Aus dem andern Zimmer tönt jetzt wieder Geſang herüber:

„Bella figlia dell 'amore.“

„Ah, das Quartett aus Rigoletto!“ ſagt Roſa. — „Schön, nicht wahr?“

„Ja, prachtvoll.“

„Ich komme, mich zu Ihnen flüchten — ſo etwas kann ich nicht anhören!“ Es iſt Kapellmeiſter

Belten, welcher, ohne um Erlaubnis zu bitten, neben Roſa auf dem Sopha Platz nimmt.

Dieſe Unterbrechung iſt dem jungen Mädchen unangenehm. Noch unangenehmer iſt ſie dem Grafen Stohr. Die Beiden wechſeln einen Blick, der ihre Gedanken verrät; und durch dieſen gegenſeitig eingeſtandenen Mißmut über die geſtörte Unterhaltung ſind ſie einander vielleicht näher gebracht, als durch eine ſtundenlange Fortſetzung derſelben.

„Ich bitte Sie, Graf Stohr", ſagt Roſa, „Sie ſind ja ſelber Muſiker, verteidigen Sie jenen Geſang gegen die Angriffe des Herrn Kapellmeiſters Belten — den ich Ihnen hiermit vorſtelle."

„In der That ein glänzendes Stimm-Enſemble — und ſehr gut geſchulter Vortrag", entgegnet Stohr hinüberlauſchend — „was finden Sie denn daran auszuſtellen, Herr Kapellmeiſter?"

„Weiter nichts, als daß es keine Muſik iſt, ſondern italieniſche Dudelei. Frivoles und fades Machwerk. Der pikante aber wahnwitzige Ohrenkitzel hat doch nichts mit jener Kunſt gemein, welcher die hohen Zeichen des Moralſinns zu Grunde liegen und in der ſich der innere Beſtand unſeres rein menſchlichen Weſens ausdrückt."

Roſa ſtößt einen tiefen Seufzer aus und richtet

einen hilfesuchenden Blick auf Stohr. Dieser schüttelt lächelnd den Kopf und sagt:

„Aus Ihren Worten, obwohl ich dieselben ebensowenig verstanden habe, wie das Hexeneinmaleins — bei welchem Goethe sich wahrscheinlich auch nichts gedacht hat — entnehme ich das Eine: Sie gehören zu den Verbissenen, die außer der deutschen, sogenannten klassischen Musik kein Heil sehen; die für die entzückenden und berauschenden Schönheiten, welche wir aus den Werken der italienischen und französischen Meister heraushören, einfach taub sind. Desto schlimmer für Sie. Ich kann die Leute nur bedauern, welche die Freuden des Lebens und der Kunst zwischen möglichst enge Pfähle einklemmen wollen. Was würden Sie zu der Naturauffassung eines Menschen sagen, welcher behauptete, es gebe nur eine Gattung schöner Bäume — etwa Nadelholz — alles übrige sei überhaupt kein Baum, und jede Gegend, in welcher Laubholz wächst, verdiene gar nicht den Namen Landschaft. Zugegeben also, daß Bach und Händel, Mozart und Beethoven ganz prächtige Tannen und Fichten sind, so ist's darum in Orangen- und Olivenhainen nicht minder schön ... Und sehen Sie, während die im Nebenzimmer erklingende Weise Ihnen Ärgernis gibt, flutet sie mir so einschmeichelnd herüber, daß ich in die Nähe gehen will,

ſie beſſer zu genießen. Kommen Sie nicht auch, mein Fräulein?“

„Ja, ſehr gern“, ſagt Roſa, indem ſie aufſteht und den gebotenen Arm annimmt. „Sie haben mir aus dem Herzen geſprochen“, fügt ſie mit dankbarem Augenaufſchlag hinzu, nachdem der Kapellmeiſter ſie nicht mehr hören konnte. „Wie verblüfft der tiefinnere Muſiker auf ſeinem Platze ſitzen geblieben iſt . . . Wären wir ihm nicht entflohen, die Strafrede hätte uns ſicher noch erreicht; er ſuchte nur nach irgend einer großen Phraſe.“

„Ich kann Ihnen nicht ſagen, Fräulein Krutzer, wie mir ſolche engherzige Muſikfanatiker verhaßt ſind.“

„Dieſe Art Engherzigkeit beſchränkt ſich nicht auf die Muſik — man begegnet ihr auf allen Gebieten. Überall, wo die „große Phraſe“ auftritt, iſt's ein Zeichen von kleinem Fühlen und kleinem Denken.“

„Herrliches Mädchen!“ murmelt Georg.

Nachdem der Geſang zu Ende, kommt Fräulein Vroni auf das Paar zu.

„Na, aber hören's, Krutzer, das geht ſchon über'n Spaß! Den intereſſanteſten Kavalier, der ſich daher verirrt, ſo ganz für Ihnen ſelber in Beſchlag z' nehmen, das iſt doch a biſſl arg. Die arme Ilona gift' ſich halb

zu Tod, denn die hätt' gar gern für ſich ſelber ſo a glorreiche Eroberung g'macht."

„Ich verſtehe Sie nicht", ſagt Roſa.

„O, Sie unſchuldig's neugebornes Henderl! Und Sie verſtehen auch nix, Herr Graf?"

„Ich verſtehe, daß ſie ſcherzen, mein Fräulein."

„Damit Sie ſehen, daß ich ganz ernſt bin, will ich mich wieder aus'n Staub mach'n, man darf a paar Verliebte nicht ſtör'n — empfehl' mich."

Damit iſt Vroni Stranzelhuber wieder verſchwunden.

Eine Verlegenheit bemächtigt ſich der Beiden.

„Wie viel Uhr iſt es?" fragt Roſa nach einer peinlichen Pauſe.

„Nicht ſpät, Sie denken doch nicht ſchon an's Fortgehen?"

„Um zwölf Uhr ſoll meine Mutter, die in einem andern Hauſe bei Freunden den Abend zugebracht, mich hier abholen — Ah hier iſt ſie ſchon . . . Adieu."

„Wann und wo ſehe ich Sie wieder?"

„Das weiß ich nicht. Gute Nacht." Sie ſchüttelt ihm die Hand und eilt der Frau Krutzer entgegen, welche eben durch die Thüre tritt.

Georg Stohr folgt ihr nicht. Er ſieht zu, wie die beiden Frauen ſich von Herr und Frau Contini verabſchieden und den Salon verlaſſen. Doch folgt er

ihnen noch immer nicht. Offenbar hat er nicht gewünſcht, Frau Krutzers Bekanntſchaft zu machen. Aber nach weiteren fünf Minuten empfiehlt auch er ſich von der Hausfrau. Jetzt feſſelt ihn nichts mehr hier und er ſehnt ſich darnach, mit ſeinen Gedanken, mit der Erinnerung an das herrliche Mädchenbild allein zu ſein.

X.

„Aus dem Kopfe ſchlagen“ Das war das Reſultat, zu welchem Georg Stohrs Vernunftüberlegungen gelangten, nachdem er ſich hatte eingeſtehen müſſen, daß er in die ſchöne Opernelevin ſo halb und halb verliebt ſei. — Eine Liebſchaft? dazu war dieſes vornehm denkende, „großfühlende“ Weſen viel zu gut. — Eine Heirat? Daran war gar nicht zu denken. Das hieße ſeine Karriére aufgeben, mit ſeiner Familie ſich entzweien — alles Dinge, die wenn ſie auch möglich geweſen wären, ſeinem Ehrgeiz und ſeinem Gemüt widerſtrebten —; aber es war nicht einmal möglich, denn er beſaß keinen Heller Vermögen. Wie hätte er alſo mit einer Frau leben können? Etwa von dem Ertrage ihrer Kunſt? Nicht um alles in der Welt. Das beſte, einzigſte alſo blieb, wie geſagt, „Aus dem Kopfe ſchlagen“. Es iſt nur ſonderbar, wie ſolche von der Vernunft gefaßten Entſchlüſſe, welchen der betreffende

Vernunftbeſitzer vollen Beifall zollt, wenig Einfluß auf ſeine Handlungen üben, welch letztere — mit dem Vorbehalte im großen Ganzen beim Hauptentſchluß zu beharren — nach verſchiedenen Nebenentſchlüſſelchen ſich richten, die von den Sinnen, dem Herzen, den Launen und ſonſtigen der Vernunft untergeordneten kleinen Mächten ausgehen.

In Befolgung eines ſolchen Nebenentſchluſſes geht Graf Stohr — zwei Tage nach Frau Continis Feſte — den Freund aufſuchen, welcher in dem Hauſe der Geſangmeiſterin wohnt. Auf der Stiege kreuzt er ſich mit Roſa.

„Ah, mein Fräulein, welche glückliche Begegnung!“

Ein raſcher Farbenwechſel ſpielt auf des jungen Mädchens Wangen. Dieſe Begegnung iſt ihr in der That angenehm, um ſo angenehmer, als ſie dieſelbe nicht auf Rechnung des Zufalls ſchiebt. Sie bleibt aber nicht ſtehen, ſondern geht mit einem freundlich kalten „Guten Tag, Graf Stohr“ an dem jungen Mann vorüber, ein paar Stufen hinab.

So läßt er ſich jedoch nicht abfertigen; ſchon iſt er wieder an ihrer Seite:

„Erlauben Sie mir, Sie eine Strecke zu begleiten?“

„Das wird keine weite Strecke ſein. Vor dem Hausthor wartet meine Mutter in dem Wagen —“

„Es ſteht nur eine Privatequipage unten, ſo viel ich ſah.“

„Ja, die Grehlen'ſche — wir dürfen ſie manchmal benutzen.“

„Gehen Sie doch nicht ſo raſch, Fräulein ... Ich wollte gar ſo gern eine jener angenehmen Plaudereien, wie ſie mir aus Frau Continis Soirée unauslöſchlich im Gedächtnis geblieben —“

„Hier auf der Stiege abhalten?“

„Alſo nennen Sie einen andern Ort.“

„Zum Plaudern gehören Zwei: iſt es denn ſchon feſtgeſtellt, daß auch ich die gleiche Luſt verſpüre, unſere Unterhaltung von neulich fortzuſetzen?“

Um dieſes — nicht in abweiſendem, ſondern vielmehr neckendem Tone — zu fragen, iſt Roſa ſtehen geblieben, die Hand an die Stiegenrampe geſtützt.

„Feſtgeſtellt nicht — aber vorausgeſetzt,“ antwortet Stohr. „So etwas empfindet man ... Es iſt zwiſchen uns ſo vieles beſprochen worden und auf ſo ſympathiſierende Weiſe, daß der Wunſch, das viele Unausgeſprochene auf gleiche Weiſe nachzuholen, wohl auch in Ihnen erwacht ſein muß.“

„Beſcheiden ſind Sie nicht, Graf Stohr. Aber mir gefällt die mit Scharfſinn gepaarte Aufrichtigkeit .. Sie ſehen, auch ich bin aufrichtig.“

„Sie haben alle edle Eigenſchaften, alſo konnte dieſe nicht fehlen. — Da ich mich denn nicht getäuſcht — ſagen Sie mir: wo ſprechen wir uns wieder?“

„Das wird ſich finden.“

„Wenn ich mich im Hauſe Grehlen vorſtellen ließe?“

„Nein. Das verbiete ich auf das ausdrücklichſte. Merken Sie ſich meine Worte, Graf — Sie haben mir ſoeben Wahrhaftigkeit zugeſprochen, alſo dürfen Sie nicht bezweifeln, was ich hiermit auf mein heiligſtes Ehrenwort bekräftige —: von dem Tage an, wo Sie das genannte Haus betreten, von der Stunde, wo Sie die Bekanntſchaft des Fräuleins v. Grehlen machen, gibt es für Sie kein Fräulein Krutzer mehr! .. Und damit adieu.“

Sie macht eine Handbewegung, welche deutlich ausdrückt: „Folgen Sie mir nicht“ und eilt die Treppe hinab.

Georg bleibt etwas verblüfft auf demſelben Platze ſtehen und ruft ihr nur noch ein entſchloſſenes „Wir ſehen uns wieder“ über das Geländer nach. Erſt bis ſie unter der Einfahrt verſchwunden iſt, ſteigt auch er die Treppe herab. Es ſcheint ihm jetzt überflüſſig, ſeinen Freund zu beſuchen. Wie er auf die Straße hinaustritt, ſieht er noch den Grehlen'ſchen Wagen um die Ecke biegen.

Er ſchlendert langſam weiter. Was nun? . . „Aus dem Kopf ſchlagen“ läßt die Vernunft ihren abgedroſchenen Refrain hören. Dazu kann er nur mehr die Achſel zucken. Warum ſollte er denn ein ſo reizendes Bild aus ſeinem Sinn zu verjagen trachten, deſſen Auftauchen ihm das Leben plötzlich doppelt ſo lebenswert erſcheinen ließ? — Ein rätſelhaftes Geſchöpf . . . und wie ſie bei der Begegnung rot und blaß geworden . . jedenfalls war er ihr auch nicht gleichgiltig . . . Wie würde ſich das Ding noch weiter ſpinnen? Mein Gott, an die äußerſten Konſequenzen braucht man ja nicht gleich zu denken . . . Es gibt ja noch andere Eventualitäten, als eine unkluge Heirat oder eine ſchnöde Verführung . . . Sie wollte ja eine freie Künſtlerin werden — ſie konnte ja über ſich ſchalten und walten, wie ihr beliebte . . . vielleicht . . . Übrigens — käme es nicht einmal zu einem Herzenskonflikt zwiſchen ihnen — bis jetzt iſt auch ſein eigenes Herz noch nicht entflammt — nur der Geiſt iſt im höchſten Grade angeregt . . . Daß im Untergrunde dieſes geiſtigen Intereſſes auch ein durch Roſas auffallende Schönheit entfachtes ſinnliches Flämmchen lodert, daß bei allen Geſprächen, welche zwiſchen ihnen über die verſchiedenſten objektiven Gegenſtände noch geführt werden konnten, ſtets ein unausgeſprochenes „Wie, wenn wir uns liebten?“ beider

Gedanken durchzucken mußte — das macht dieſen Umgang noch zehnmal intereſſanter. Aber wie ſollte er ſie wiederſehen? Sich der Mama Krutzer vorſtellen? Unmöglich. Solche Mütter können keinem andern Gedanken Raum geben, als daß man nach dreimaligem Kommen um die töchterliche Hand anhalten müſſe. Auch hatte ſie ihm ja ausdrücklich verboten, das Grehlen'ſche Haus zu betreten: — vermutlich ſchauderte ihr ſelber vor den Ideen, die ſein Kommen bei Frau Krutzer und bei den übrigen erwecken würden, vor dem ſpießbürgerlichen „Haben Sie redliche Abſichten, mein Herr?“ welches dieſen ganzen kleinen Roman zu einem jähen und unerquicklichen Abſchluß brächte. Wiederſehen würden ſie ſich — wie? „Das wird ſich finden“ hat ſie ſelber geſagt ... Ja, ihr dünkt es wohl eben ſo ſpannend, wie ihm, dieſes nach einem reizenden Einleitungskapitel ihnen jetzt vom Schickſal verſprochene: „Fortſetzung folgt.“

So iſt es auch. Roſas Sinn iſt in gleichem Maße von dieſem Erlebnis eingenommen. Oder vielmehr noch in ſtärkerem Maße, denn für ſie kommt noch der Reiz hinzu, den die Situation durch ihr Incognito bietet — das konnte noch zu allerlei pikanten Verwicklungen Anlaß geben. Freilich, das Geheimnis ſtand auf ſehr ſchwankem Grunde: jeden Tag könnte ein Zu-

fall ſie verraten — im Theater, in irgend einem Salon, auf der Straße, würde ſie jemand erkennen, der dem Grafen dann ſagte: „Die? Ein Fräulein Krutzer, Opernelevin? Warum nicht gar! Das iſt ja Roſa von Grehlen, die Millionärin.“

Dieſe Eventualität wünſcht Roſa noch einige Zeit hinauszuſchieben, daher hat ſie dem Grafen verboten, das von ihr bewohnte Haus zu betreten, denn hier würde bei der erſten an den Portier gerichteten Frage alles aufgedeckt; daher will ſie nun auch einige Zeit vermeiden, in die Welt zu gehen und das Theater zu beſuchen.

Eines Abends, nach Tiſch, nachdem ſie wieder einmal ihrem Bruder erklärt, daß ſie von der ihnen heute zufallenden Opernloge keinen Gebrauch machen wolle, ſondern vorziehe, zu Hauſe zu bleiben, ſtellt Kurt ſie zu Rede.

„Das iſt nicht recht, Roſa. So wirſt Du kaum als Siegerin aus Deinem Kampf hervorgehen ... Anfangs ſuchteſt Du ſo viel als möglich Zerſtreuung, was auch die beſte Methode war, und jetzt willſt Du wieder mit Dir und Deinen Gedanken allein bleiben — das iſt gefährlich. Vermutlich haſt Du konſtatiert, daß die Zerſtreuungen nicht den gehofften Erfolg gehabt, aber dennoch ſollteſt Du dabei beharren und nicht durch ein-

ſames Grübeln jenes Bild wieder heraufbeſchwören, das Du doch entſchloſſen warſt, aus Deinem Herzen zu verbannen.“

„Welches Bild, welches Herz?“ fragt Roſa zerſtreut. „Ach ſo ... Du ſprichſt vom Profeſſor Gindt? Der iſt für mich wahrlich nicht mehr auf der Welt, Kurt.“

„Das iſt ſchnell gegangen?“

„Nicht wahr? Come chiodo caccia il chiodo ... O wie recht, wie in allem recht hatte doch unſer Vater!“

„Wie meinſt Du das? Eine neue Liebe? Du erſchreckſt mich — alle ſechs Wochen Flammen wechſeln?“

„Beruhige Dich — noch brenne ich nicht lichterloh. Das kleine Flämmchen hat nur die heilſame Wirkung gehabt, jenes gefährliche Bild, von dem Du eben ſprachſt, vollſtändig aufzuzehren. Die Erinnerung an Herrn Gindt — an dieſen Tiefinnerſten — iſt mir in den letzten Tagen völlig abhanden gekommen und jetzt, da Du ſie wachriefſt, hat ſie mir zwar die Glut in die Wangen getrieben — aber nur als Schamröte über ſolche Verirrung.“

„Dann war's doch keine Liebe —“

„Das war's auch nicht, Kurt — dafür habe ich es auch nie gehalten.“

„Alſo könnteſt Du den Profeſſor ohne Gefahr

wiederſehen — in ein verwandtſchaftliches Verhältnis zu ihm treten?“

„Du meinſt als die Schweſter ſeines Schwiegerſohnes? Liebſter Bruder, die Gefahr begänne da erſt für Dich. Malwine hat keinen Funken Geiſt, kein Quentchen Verſtand — Deine Seele müßte in dieſem Bund verhungern. Die Quälereien dazu, mit welchen der Tiefinnerſte nicht verfehlen würde, dich in Deinem Studiengang zu hemmen —“

„Im Gegenteil, es wäre mir Gelegenheit geboten, des Vaters Miſſion zu erfüllen einen Solchen in den Sand zu ſtrecken.“

„Ich glaube dazu taugſt Du nicht — ſo wenig wie ich. Erſt neulich iſt mir wieder einer von der Gattung begegnet und zwar eine der unangenehmſten Varietäten — der Muſikaliſch-Tiefinnere. Ich habe mich nicht anders gegen ihn zu wahren gewußt, als durch die Flucht. Erſt ſpäter iſt mir die Genugthuung geworden, dieſen T. J. von einem tapfern Dritten abkanzeln zu hören.“

„Wer war das? — den ſollten wir uns in Sold nehmen.“

„Das thät' ich gern — o wie gern!“

„Oho? Wäre es etwa chiodo in Perſon? Derſelbe chiodo che caccia il chiodo?“

Roſa bejaht mit ſtummer Kopfneigung. Dann, auf weitere drängende Fragen, erzählt ſie nach und nach die ganze Geſchichte; geſteht auch, daß ihr der junge Graf beſſer gefallen, und einen tiefern Eindruck auf ſie gemacht, als je ein Mann. „Dieſer könnte leicht mein Herz gewinnen“ beſchließt ſie ihre Beichte. „Ihn, ihn ſelber könnt' ich lieb haben, während in jener unſeligen andern Angelegenheit weiter nichts in mir erwacht war, als ... erlaſſe mir, die Sache zu definieren — ich finde die paſſenden Worte nicht.“

„Und ich verſtehe Dich. — Wäre es nicht das einfachſte, wenn dieſer Graf Stohr-Merſeburg Dir ſo gut gefällt, denſelben, nach vorhergegangener Erkundigung in unſer Haus zu ziehen?“

„Nein. Wenigſtens jetzt nicht. Der Hauptreiz, der ganze Zauber der Geſchichte iſt ja der, daß er nicht weiß, wer ich bin. Was wird er zunächſt für Schritte thun, um ſich dem Fräulein Krutzer zu nähern? Das iſt mir eine ſpannende Frage.“

Noch am ſelben Tag erhält Roſa auf dieſe Frage eine Antwort. Der nächſte Schritt nämlich, den der junge Mann in dieſer Angelegenheit unternommen, iſt ein an Fräulein Anna Krutzer adreſſierter Brief. Da Roſa bei Frau Contini dieſen Namen nebſt ihrem Wohnort angegeben, und der Portier Befehl hatte all-

fällige auf dieſen Namen lautende Sendungen entgegenzunehmen, ſo gelangt auch Stohr's Schreiben ohne Anſtand an ſeine Beſtimmung.

Das junge Mädchen dreht und wendet den Brief nach allen Seiten, deſſen Ausſehen ſtudierend. Eine unbekannte Männerſchrift — verſchlungene Buchſtaben mit einer Grafenkrone auf der Kehrſeite. Künſtlich unleſerlich wie die meiſten Monogramme, können dieſe in allerlei Schnörkeln ſich kreuzenden Striche dennoch ganz gut G. S. M. vorſtellen: — ohne Zweifel: der Schreiber iſt Georg Stohr-Merſeburg. Was mag er ihr ſagen? Das wäre eine leicht zu beantwortende Frage: ſie braucht ja den Brief nur zu erbrechen — — Aber wer hätte nicht ſchon, bei recht heftigem Durſt, das Glas mit dem friſchen Trunk in der Hand, ein paar Augenblicke gezögert, dasſelbe an die Lippen zu ſetzen, um ſich auf den bevorſtehenden Genuß ein wenig länger zu freuen, um ihn auf dieſe Art noch zu erhöhen?

Endlich nimmt ſie ihren elfenbeinernen Papierſchneider zur Hand und trennt den Umſchlag auf. Das hervorgezogene Blatt weiſt vier engbeſchriebene Seiten auf: wieder eine Erhöhung des Leſegenuſſes, dieſes Bewußtſein, daß er nicht ſo bald erſchöpft ſein wird.

Graf Georg ſchreibt:

Wien, Kolowratring 38. 29. März 188—

Fräulein! Es iſt mir nicht möglich, dieſe Anrede mit dem üblichen Worte „hochverehrt“ zu verſehen, aus dem einfachen Grunde, weil ich Sie wirklich hoch verehre und dieſes Gefühl ſich der Banalität des betreffenden Ausdrucks nicht fügen will: in ein ſo abgebrauchtes Wortgewand, das durch die große Abnutzung ſeinen ganzen Sinngehalt verloren hat, mag ſich eine ſo aufrichtige Geſinnung, wie meine Ihnen gezollte Verehrung, nicht kleiden.

So viel als Kommentar der Überſchrift. Jetzt folgt erſt der Brief.

Dieſen nicht zu ſchreiben, war mir gleichfalls unmöglich. Zwar weiß ich ganz gut, daß ich kein Recht habe, mich Ihnen ſchriftlich zu nähern, daß es ein unvernünftiges, grundloſes, ausſichtsloſes Beginnen iſt, denn Sie werden ſich ſchwerlich in eine Korreſpondenz mit mir einlaſſen wollen . . . aber ich kann nicht anders. Dieſe ſtichhältige Entſchuldigung werden Sie hoffentlich gelten laſſen.

Sie haben mir verboten, das Haus zu betreten, welches Sie bewohnen und ich muß gehorchen. Aber weiter mit Ihnen zu verkehren, haben Sie mir nicht

unterſagt — im Gegenteil: „Das wird ſich finden“ waren Ihre Worte. Und ich hab's gefunden: ich verkehre ſchriftlich. Ich ſetze ſo unſere im Salon Contini gegonnene, viel zu früh unterbrochene Plauderei wohlgemut fort. Deutlich ſeh' ich Sie vor mir. In die Ecke des Sofas gelehnt, den Kopf zu mir herübergewendet, klappen Sie langſam Ihren Fächer auf und zu. Von der einen Hand iſt der lange Handſchuh abgeſtreift und ich bewundere die vier Grübchen, die dieſes zarte, weiße, roſabefingerte Gebilde zieren. Verzeihen Sie dieſes ſcheinbare Komplimentemachen, eine Form der Unterhaltung, die ich höchſt abgeſchmackt finde. Sie müſſen auch bemerkt haben, daß ich mir de vive voix nichts dergleichen zu Schulden kommen ließ. Aber jetzt iſt's etwas anderes: ich beſchreibe das Bild, welches mir vorſchwebt und es wäre ein Mangel an Realiſtik — dieſe jetzt ſo moderne Litteraturrichtung — wenn ich die nähern Details, welche an dieſem Bild mir auffallen, nicht getreulich niederſchriebe. Daß aber dieſe Details lauter Schönheiten ſind, da kann doch ich nichts dafür? ... Ihr Blick iſt meiſt auf den Fächer geheftet und da ſehe ich das kameenhafte Profil und die feingezeichneten Brauen; manchmal aber ſchlagen Sie die Augen zu mir auf — ein paar glänzende Dinger von der Farbe ſchwarzer Kirſchen — manch-

mal trennen ſich die Lippen — von der Farbe roter Kirſchen — in einem Lächeln, das blendende Zähnchen vorſchimmern läßt und das in den pfirſichzarten Wangen (ich komme aus den Obſtgattungen gar nicht heraus) ein fünftes Grübchen zeichnet. Vor das Sofa habe ich ein Polſter geſchoben und ich bemerke, daß das darauf ruhende Füßchen mit einem winzigen Goldlackſchuh und durchbrochenen blauen Seidenſtrümpfen bekleidet iſt, genau von der Farbe Ihrer ſchillernden Robe (bewundern Sie meine Kenntniſſe und Beherrſchung der techniſchen Ausdrücke — aber wenn man Schweſtern hat, die auf den „Bazar“ und den „Moniteur des modes“ abonniert ſind! . . .) welche mit mondſcheinfarbener Sürah und Tüll Ihre liebliche Geſtalt umſchmiegt. Aber trotz all dem Glänzen und Flimmern und Schillern von Augen und Lächeln, von Grübchen und à-jour-Strümpfen, von Fächerſpiel und Atlasfalten, iſt die ganze Erſcheinung doch von einem gewiſſen Ernſt, von einer ruhigen Würde erfüllt. Das kommt von den ſinnigen Worten, die dem Kirſchenmund entfließen, von der vornehmen Anmut, welche jede Bewegung begleitet, von der Sanftmut und Beſcheidenheit, welche im Ton der Stimme liegen. Darum wagt der Nebenſitzende auch keine ſchmeichleriſche Hofmacherei, kein frivoles Wortgeplänkel, kein leidenſchaftliches Werben, ſondern

erlabt ſich nur an einem lebhaften, ſympathiegetragenen Gedankenaustauſch.

Das iſt es auch, was hier brieflich fortgeführt werden ſoll. Es iſt unabſehbar, wie vieles wir uns noch gegenſeitig mitgeteilt, über wie viele Dinge wir noch unſere übereinſtimmenden Meinungen getauſcht hätten, wenn nicht der von muſikaliſch-klaſſiſchem Wahnſinn Befallene dazwiſchen getreten wäre. Eines danke ich dieſem Menſchen doch, nämlich, daß er Sie zu dem Ausſpruch veranlaßt hat: „Wo die große Phraſe herrſcht, da gibt's nur kleines Fühlen und kleines Denken.“ Ein geteilter Haß bringt zwei Menſchen beinahe noch näher als geteilte Vorliebe — und daß Sie die „große Phraſe“ verabſcheuen, das macht Sie mir noch einmal ſo wert. Auch Ihnen war es lieb — das habe ich an einem dankbaren Blick Ihrer Augen erkannt — daß ich dem Redeſchwall des Fanatikers einen vernünftigen Widerſpruch angedeihen ließ. Vernunft und Wahrheit: — Sie machen ſich keinen Begriff, Fräulein, wie ſehr ich dieſe beiden in unſrer Welt ſo verkannten und vernachläſſigten, verpönten und verhüllten Dinge hoch halte, wie ich darnach ſtrebe und ſuche.

Und ſo ſei es denn fortan zwiſchen uns: Wahrheit und Wahrhaftigkeit. Was die Vernunft anbelangt, ſo wird mir dieſelbe vielleicht durchgehen . . . ich ſpreche

es lieber gleich aus: Sie können, ſo verſtändig Sie ſind, meinem Verſtande ſehr gefährlich werden. Dies als Zoll der Wahrheit — und jetzt ſprechen wir von etwas anderem. Ein Liebesbrief ſoll und darf dieſes durchaus nicht werden. Ich habe kein Recht einen ſolchen an Sie zu richten. Eine fortgeſetzte Konverſation — weiter nichts. — Freilich dazu gehören Zwei — und werden Sie mir antworten?

Ich bezweifle es. Es exiſtiert ſo ein unſinniges Vorurteil, daß ein junges Mädchen einem jungen Mann nicht ſchreiben ſoll. Warum? Dann müßte ſie ja auch nicht mit einem ſolchen ſprechen dürfen. Schreiben iſt doch auch nichts anderes, als Worte tauſchen und jedenfalls harmloſer, als z. B. — tanzen. Die Welt iſt voll verrückter Vorurteile. Ändern können wir die letzteren nicht — nur uns darüber hinausſetzen. Und tauſend Hinausſetzungen kommen ſchließlich auch einer Abſchaffung gleich.

Wo waren wir in unſerer Unterhaltung geblieben, als jener klaſſiſche Störenfried daherkam? Ich erinnere mich genau: ich beſchwor Sie eben — für den Fall, daß Sie der Künſtlerlaufbahn entſagen ſollten — ſich ja nicht in eine Ihrer unwürdige Heirat zu flüchten. Es geht ja ſo die Redensart: „in den Hafen der Ehe einlaufen“ — Schöner Hafen! Ein Kerkerverließ viel

mehr ... Nicht die Ehe im allgemeinen, — die kann wohl auch ein Paradies ſein — aber das ewige Gebundenſein an ein in Geiſt, Charakter oder Bildung niedriger ſtehendes Weſen, welche Folter! Davor müſſen Sie ſich hüten, Fräulein Ninetta ... Da ich ſchon das Thema „Heirat" berührt habe, ſo bin ich — wieder als Zoll der Wahrheit — Ihnen eine Klarlegung ſchuldig. Ich hege keine ſogenannten reellen Abſichten. Und auch keine andern. Ich mute Ihnen übrigens nicht im geringſten zu, daß Sie erſteres wünſchen und letzteres fürchten könnten; damit Sie aber nicht glauben, daß ich glaube, daß Sie glauben u. ſ. w. Kurz, damit allen Mißverſtändniſſen vorgebeugt ſei und unſere Unterhaltung über alle Gegenſtände, inkluſive Heirat und Liebe, recht objektiv fortgeſetzt werden könne, habe ich obiges feſtgeſtellt. Vielleicht wird es noch gut ſein, die Gründe hinzuzufügen, warum ich Ihnen „pour le bon motif" nicht nahen kann und pour l'autre nicht zu nahen wage.

Ad a) Ich beſitze keinen Heller Vermögen.

Ad b) Sie flößen mir die größte Hochachtung ein — Mit welcher ich die Ehre habe zu zeichnen als Ihr glühender Bewunderer

Georg Stohr-Merſeburg.

Nachdem Roſa die Lektüre beendet, fängt ſie damit

wieder von vorne an. Das erstemal hat sie den Inhalt rasch verschlungen; das zweitemal geht sie sehr langsam vor, manche Stellen öfters überlesend, jedes einzelne Wort auf die Wagschale legend. So verbringt sie eine mit intensivem Lebensinteresse gefüllte Stunde. Lange nachdem sie ausgelesen, bleibt sie noch träumend auf demselben Flecke sitzen und erwägt die Frage: Antworten oder nicht antworten? „Nicht antworten" plaidiert der Staatsanwalt, den jeder Mensch in seinem Innern trägt — aber die ihm geschenkte Aufmerksamkeit ist nur eine Art Formalität; der Verteidiger hingegen spricht für „antworten" und dieser, der viel beredter vorträgt und viel aufmerksamer angehört wird, behält recht.

Wenige Tage später wird Georg Stohr mit einem Briefe folgenden Wortlauts überrascht.

„Mein lieber Graf!

Ich sehe nicht ein, warum ich die Plauderei nicht auch fortsetzen sollte? Ihre Absichten-losigkeit steht fest — die meine nicht minder: das gibt uns ja volle Unbefangenheit.

Wahrscheinlich sind Sie ein wenig erschrocken, als sich die zahlreichen Blätter, aus welchen dieses Schreiben besteht, aus dem Umschlag gelöst haben und Sie konnten sich nicht erwehren, mit einem Seufzer zu sagen: „Ich

danke ſchön! das nennt das gute Mädchen eine Plauderei — ich nenne das eine Lawine! —

Beruhigen Sie ſich: das Beifolgende iſt nicht alles mein Brief. Es iſt die Abſchrift einer Abhandlung über die Ihnen verhaßte „große Phraſe", deren verſchiedene Kolporteure hier unter den Sammelnamen „Die Tiefinnerſten" auf eine Ihren Haß wahrſcheinlich befriedigende Weiſe viviſekziert werden. Der Verfaſſer dieſer Phyſiologie iſt der — ach leider zu früh — verſtorbene Siegbert von Grehlen, der Vater meiner Jugendgeſpielin. Wenn Sie ihn gekannt hätten, dieſen herrlichen Menſchen, wie hätten Sie mit ihm ſympathiſiert! — Vernunft und Wahrheit — dieſe von Ihnen ſo hochgehaltenen Dinge, die waren auch ſein Bannerwahlſpruch. T. J. iſt dieſer Beiden ärgſter Feind: er ſei daher Ihrer Verfolgung preisgegeben. Juliegendes Schriftſtück wird Ihnen die Aufgabe erleichtern, das Ungetüm ſofort zu erkennen, zu klaſſifizieren und dann niederzumachen. Ja, Sie haben ſich nicht getäuſcht: mein Blick ward in Dankbarkeit zu Ihnen erhoben, als Sie dem muſikaliſchen Tiefinnerſten von neulich eine kleine Lektion erteilt. Er ſchien auch ganz niedergeſchlagen. Dieſe Redeſchwallmeiſter ſind keinen Widerſpruch gewohnt; in der Regel flößen ſie Bewunderung oder Verblüffung ein, zwei gleich verſtummenmachende Gemütszuſtände.

Ich bin ſehr neugierig, Ihr Urteil über Herrn von Grehlens Aufſatz zu hören und freue mich auf Ihren nächſten Brief. Perſonsbeſchreibungen von in der Sofaecke lehnenden blaugekleideten Damen und dergleichen wollen Sie fürderhin vermeiden. Auch vom litterariſchen Standpunkt bin ich gegen ſolche detaillierte, mit Bewunderungsadjektiven vermiſchte Schilderungen eingenommen; jeder Leſer denke ſich die Heldin, wie er will. Und bei uns gibt es ja überhaupt weder Held noch Heldin, ſondern nur zwei übereinſtimmende Geiſter, die ſich über die verſchiedenſten Gegenſtände — wie ſagten Sie doch? — „recht objektiv“ unterhalten. Shake hands.

Ninetta Krutzer.

XI.

Unterdeſſen hat auch Kurt einen Brief erhalten, der ihn nicht wenig überraſcht. Derſelbe iſt „Aurelie“ gezeichnet und lautet:

Nicht ohne Zagen ergreife ich die fliegende Feder um Dir, mein lieber Vetter, ernſthaft zuzuwinken. Des Glückes Füllhorn bietet Dir vielleicht das Herz einer kaum erſchloſſenen Mädchenknospe. (Dieſen Satz überlieſt er mehrere mal, aber vergebens: er kann nicht feſthalten, ob das Füllhorn ihm die Knospe bietet, oder die Knospe das Füllhorn.) Soll dieſes Herz brechen?

Nicht als ſelbſtfühlendes Weſen ſpreche ich zu Dir; mich laſſen wir ganz bei Seite. Was ich im Schacht der eigenen Seele ruhen habe, das bleibe ſtill verborgen. Ich, für mein Teil, habe längſt entſagt — freudlos ward mein Los. Als Vertraute trete ich hier auf. Die Mädchenknospe in holder Liebesſcham erglühend, hat ſich an meinem wogenden Buſen ausgeſchüttet — ich weiß

nunmehr alles. Aber wie in einem Grabestabernakel iſt das Geheimnis bei mir ſicher. Und wenn ich den Ariadnefaden Deines und ihres Schickſals zu einem ſeligen Bande verknüpfen könnte, ſo will ich's mutvoll thun. Es gibt nichts grauenhafteres als die Tücken und Ränke, durch welche zwei Liebende getrennt werden — darüber muß die Freundſchaft eine ſchwanke Brücke ſchlagen. „Die Eltern haben ein Herz von Stein" ſagt der große britiſche Schwan. So auch Malwinens Vater . . . Aber ſchließlich ſieget dennoch das Knäblein mit dem Bogen und dem Pfeile.

Wenn Du mich heute nachmittag beſuchſt, findeſt Du Deiner wachen Träume Huldin in meinem trauten Stübchen. Natürlich weiß ſie kein Wort von dem Schritte, den ich kühn und geheimnisvoll hier wage. Sie wird wähnen, daß des Zufalls loſes Spiel Dich zu mir geführt; vielleicht wird ſie ſogar, ſcheu, wie ein wundes Reh, ſich flüchten wollen — doch wird meine Hand ſie ſchonend und mild zu halten wiſſen. Wenn die Sonne hinter den Bergen ſchwindet und der Dächer Giebel mit ſcheidendem Purpur vergoldet, erwart' ich Dich."

Was die Schreiberin zur Abfaſſung dieſes Briefes bewogen hatte, war folgendes. Malwine Gindt, welche für die ſchönſprechende Baroneſſe eine große Bewunderung und Verehrung an den Tag legte, war dieſer

zu einem beſonderen Liebling geworden. Sie fühlte ſich noch einmal ſo geiſtreich und beredt, wenn ihr das naive junge Mädchen mit ihrem einſilbigen „Ja . . .“ und „Nein . . .“ und „ich weiß nicht . . .“ gewißermaßen als Folie diente. So vermißte ſie denn ſchmerzlich die Anweſenheit der Profeſſorstochter im Hauſe Grehlen. Auf ihre an Roſa gerichtete Frage antwortete dieſe: „Wir ſind entzweit — bei uns wirſt Du Gindts nie wieder ſehen.“ Da ging Aurelie am nächſten Tage ſelber das junge Mädchen beſuchen. Teils der Wunſch, ſich ihre Verehrerin nicht entgehen zu laſſen, teils die Neugierde, trieb ſie dahin: ſie hoffte von Malwine zu erfahren, was der Grund der Entzweiung geweſen. Das junge Mädchen war über den Beſuch der von ihr ſo verehrten Dame höchlich erfreut, und ihre Aufforderung, den Nachmittag öfters bei ihr zuzubringen, gab ſie bereitwillig Folge. Sie ſäumte nicht lange, der neuen Freundin und Gönnerin ihren Kummer anzuvertrauen: „Warum wir nicht mehr zu Grehlen's gehen? Ach, weil Papa nicht will. Er will nicht, daß ich wegheirate — und Herr Kurt iſt verliebt in mich — und darum darf ich ihn nicht wiederſehen — Papa mag ihn nicht . . . er ſagt, der junge Mann habe gar keine Tiefe . . . . ach, Papa iſt hart!“ Bei dieſer Eröffnung ſtieg Aurelie zuerſt eine ſchmerzlich eiferſüchtige Regung auf. Dann

aber kam ihr der erhebende Gedanke: „Hier kann ich das Glück des Geliebten fördern helfen.“ Daß ihre Schwärmerei eine hoffnungslose war, das wußte sie; als solche hatte sie dieselbe von allem Anfange genährt — sich in der Rolle einer unglücklich Liebenden nicht übel gefallend —; die nächstschöne Aufgabe also, die ihr noch zufallen konnte, war die, von seinem Lebenswege die Steine wegzuräumen, die ein tückisches Schicksal darauf streute und in Ermanglung seiner Liebe, seine ewige Dankbarkeit zu erlangen.

„Was schreibt Dir unsere Cousine?“ fragt Rosa, welche ihrem Bruder obigen Brief über den Frühstückstisch hinübergereicht und dabei Aureliens Schrift auf der Adresse erkannt hat. „Ich habe Dich jetzt beobachtet und gesehen, daß Du während des Lesens einmal dunkelrot geworden und unaufhörlich gelächelt hast. Das muß doch etwas besonderes sein. —“

„Wer sollte da nicht lächeln? Sage mir: wenn Du jemand auffordern wolltest, Dich ungefähr um die Stunde des Sonnenunterganges zu besuchen, wie würdest Du das stilisiercn?“

„Ich schriebe einfach — um diese Jahreszeit — „kommen Sie gegen halb sieben Uhr abends.“

„Sehr matt und prosaisch. Das drückt man so aus:“ Wenn die Sonne hinter den Bergen schwindet

und der Dächer Giebel mit ſcheidendem Purpur vergoldet, erwart' ich Dich."

Roſa lacht. „Ganz Aurelie! Und gibt ſie Dir ein Rendez-vous in der Dämmerſtunde? Iſt es das, was Dich erröten gemacht?"

„Ich habe kein Geheimnis vor Dir, Roſa. Dir kann man ſich auch vertrauensvoll „ausſchütten," wie einem „Grabestabernakel" — da lies:"

„Ach," ſagt Roſa kopfſchüttelnd, nachdem ſie den Brief gleichfalls lächelnd durchgeleſen, „ach, welche Gans und welches Gänschen! Was gedenkſt Du zu thun? Wie ſteht überhaupt bie Sache mit der Mädchenknospe?"

„Wie? Eigentlich nicht ſehr ſchlimm. Du weißt, wir waren zuletzt übereingekommen, abzuwarten. Ich habe während der Zeit keine Schritte gethan, mich Malwinen zu nähern. Mein Verliebtſein in die Mädchenknospe hat ſich unterdeſſen, ich geſtehe es, nach und nach ziemlich kalmiert. Eine Arbeit, die mich im höchſten Grad intereſſiert — nämlich das Studium von Herbert Spencers letzter Schrift — hat mich auch ſo lebhaft in Anſpruch genommen, daß ich von jenem Gedanken abgewendet wurde. Aber jetzt — ich leugne es nicht — Du haſt es übrigens an der Blutwelle geſehen, die mir in die Wange geſtiegen — jetzt fühlte ich mich

durch dieſe Eröffnung erſchüttert, daß mein Gefühl bei Malwinen Gegenſeitigkeit gefunden, daß ihr Herz —"

„Ach, man kann nicht alles für bare Münze nehmen, was dieſe Närrin, die Aurelie ſchreibt . . . Höre mich an, Kurt: die Offenheit, die Du mir eben gezeigt, erweckt mir Gewiſſensbiſſe. Ich bin nicht ſo aufrichtig zu Dir geweſen, wie Du zu mir. Ich habe dieſer Tage auch einen Brief bekommen — ſogar beantwortet — und Dir nichts davon geſagt."

„Ein Brief von Profeſſor Gindt?"

„Nein, von — Chiodo."

„Wie ſagſt Du?"

„Chiodo — Du weißt ja, derſelbe che caccia il chiodo."

„Wie — das Ereignis ſchon eingetroffen? Dann kann ja die Quarantaine Gindts aufgehoben werden? Wenn Du in einen Andern endgiltig verliebt biſt, ſo iſt von dieſer Seite nichts mehr zu fürchten?"

„O, nicht das geringſte. Ich könnte heute mit dem Profeſſor auf eine einſame Inſel ziehen und dort nichts anderes an ihm finden, als daß er ein unausſtehlicher Tiefinnerſter iſt."

„Und wer iſt Chiodo? Graf Stohr?"

Roſa nickt bejahend. „Ich will Dir gleich ſeinen

Brief bringen um Dir für Dein Vertrauen Revanche zu geben."

„Und was haſt Du geantwortet?" fragt Kurt, nachdem er ausgeleſen.

„Ich habe ihm die Phyſiologie der Tiefinnerſten geſchickt. Nun, und was ſagſt Du zu ſeinem Briefe? . . ."

Doch auf dieſe mit größter Spannung geſtellte Frage muß Kurt die Antwort einſtweilen ſchuldig bleiben, denn in dieſem Augenblick erſcheint General Grehlen an der Thür.

„Störe ich? — Verzeiht die dumme Frage, auf die noch kein Geſtörter der Welt „ja" geſagt hat. Aber ich bringe für unſer Roſett'l-Amorett'l eine ſo intereſſante Mitteilung, daß damit jegliche Störung von vornherein gerechtfertigt iſt."

„Setze Dich her zu uns, Onkel," ſagt Roſa „und erlaube, daß ich Dir ein Schälchen Kaffee eingieße."

„Angenommen. — Was ich alſo zu ſagen habe. — "

„Eine intereſſante Nachricht für ein Mädchen" unterbricht Kurt. „Da handelt es ſich unfehlbar wieder um einen Heiratsantrag."

„Du ſollteſt Deinen Schädel der mediziniſchen Fakultät einſchicken, damit man einmal genau erfahre, wie viel das Gehirn eines ſo überwältigend geſcheiten Jungen wiegt. Ja, es handelt ſich um eine Heiratsangelegenheit."

„Damit kommſt Du heute ſchlecht bei mir an," entgegnet Roſa. „Sage Deinem Schützling in meinem Namen ein höfliches „nein" — und wenns der Prinz von Marokko wäre."

„Biſt Du etwa verliebt, Mädel? Ich fürchte immer noch, daß Du einmal einen gewaltig dummen Streich machſt. Darum hätte ich Dich gar ſo gern unter der Haube — das iſt doch der ſicherſte Hafen."

„Aber Onkel, bewache Deinen Stil: eine Haube kann doch kein Hafen ſein! Und wer iſt der hoffnungsloſe Freier? — ſprich."

„Du kennſt ihn nicht. Er heißt Graf Georg Stohr-Merſeburg."

Die Geſchwiſter wechſeln einen Blick.

„Er iſt übrigens kein freiwilliger Freier" fährt der General fort „ſondern das bis jetzt unwiſſende Subject eines zwiſchen mir und ſeinem Onkel ausgeheckten Planes. Wenn die Sache mit einer Heirat endet, ſo könnte ein Luſtſpiel daraus gemacht werden, betitelt „Die beiden Onkel." Die Angelegenheit hat ſich höchſt einfach abgewickelt — einfach wie ein Vernunftſchluß. Onkel A: Ich beſitze ein Ideal von einem Neffen. Onkel B: Ich beſitze ein Ideal von einer Nichte. Ergo: Verheiraten wir ſie."

„Ich denke, die Richtigkeit der Folgerung hängt doch

noch von den als Prämiſſen aufgeſtellten beiden Idealen ab," bemerkt Kurt.

„Immerhin, ſei ſo gut," bittet Roſa „und erzähle mir alles was Onkel A. geſagt hat. Mich intereſſiert dieſer Graf Stohr; ich kenne — ſeine Schweſter — eine meiner Mitſchülerinnen bei der Contini."

Der General erſtattet den gewünſchten Bericht und dieſer fällt ſehr befriedigend und erfreulich aus. Graf Stohr ſei bei aller Welt beliebt nnd im gleichen Grade hochgeachtet — das Muſterbild eines Gentleman. Niemals Schulden gemacht. Schlechte Geſellſchaft ſtets gemieden. Liebe zu Arbeit und Studium. Vortrefflicher Violinſpieler. Liebevoll im Umgang mit den Seinen. Ohne Hochmut gegen Niedriggeſtellte . . . Voll Herzensgüte. —"

„Hörſt Du, Onkel B. unterbricht Kurt, „wie mir ſcheint, hat Onkel A. in etwas dicken Farben aufgetragen. Der von ihm geſchilderte Wunderneffe gäbe ja eine prächtige Figur eines Familienromanhelden ab: alle Tugenden und kein Fehler. Das iſt aber nicht mehr modern — auch im Romane nicht. Onkel A. ſollte, um glaubwürdiger zu erſcheinen, ſich eines größeren Realismus befleißigen."

„Mein lieber Kurt, die Wirklichkeit iſt nicht immer

glaubwürdig und die Wahrheit braucht sich nicht erst Mühe zu geben, wahrscheinlich zu scheinen. Die Eigenschaften, die ich da aufgezählt habe, können ganz gut alle nebeneinander bestehen, denn sie fließen so zu sagen eine aus der andern. Glaubst Du etwa, daß die Schilderung des Onkels B., als es an sein Modell ging — unser Rosettl da — realistisch klang? Mußte ich da nicht auch, wie im ersten besten Roman, meine Heldin mit Jugend, Reichtum, Schönheit, Geist, Herz, Kenntnissen und Tugenden ausschmücken, und — wage es, zu behaupten, Rabenbruder — habe ich da nicht die volle Wahrheit gesagt? Und wenn man Dich selber schildern wollte, Junge, käme da nicht auch ein Ausbund von guten Eigenschaften zum Vorschein? Es gibt doch noch ganze Kerle — Männer und Frauen — auf der Welt, ganz schön von Körper und von Seele, und um sie lebensfähig zu machen, braucht man ihnen nicht erst einen Buckel oder ein Laster anzudichten. Seltene Ausnahmen sind es — das ist gewiß — darum muß man auch, und damit komme ich auf meinen Ausgangspunkt zurück, wenn man zwei solche findet, sie gewaltsam miteinander verbinden — schon um die Art zu erhalten."

„Solche ganze Kerle — Männer und Frauen — wie Du sie meinst, bester Onkel, zu deren Vor-

zügen gehört wohl auch der, daß sie in der Wahl ihres Lebensgefährten nur vom eigenenen Herzensdrang aber nicht von ihren Onkeln sich bestimmen lassen."

„Diesen Einwurf lasse ich gelten, Kinder. Das Amt der löblichen, mehrerwähnten Onkel besteht auch nur darin, die beiden Ideale einander gegenüber zu stellen — das Übrige findet sich naturgemäß von selbst. Die Flammmen werden zusammengerückt; es wird, von kundiger Onkelhand, höchstens ein wenig beiderseitig geschürt daran und das Ineinanderschlagen — das besorgen die betreffenden Flammen selber. Das geschieht dann mit elementarer Urgewalt — würde ein Tiefinnerster sagen. Also — soll ich am nächsten Mittwoch den Grafen Stohr hier einführen?"

„Ich habe nichts dagegen," sagt Kurt. „Was meinst Du, Rosa?"

„Damit wäre mir die ganze Freude an meinem kleinen Roman verdorben," flüstert sie ihm leise zu. Dann laut: „Ich sage, daß ich die Bekanntschaft des Genannten ganz entschieden ablehne. Ich habe meine Gründe hierzu, welche ich bitte, vorläufig für mich behalten zu dürfen. Du bist zwar mein Vormund, geliebter Onkel, aber bisher hast Du mir das Privileg eingeräumt, daß mein Haus meine Burg ist. Die Zugbrücke wird für den Grafen Stohr nicht herabgelassen —

wenigſtens jetzt nicht. „Car tel est mon plaisir,“ ſagten die Könige von Frankreich.“

„O Du hoffärtiges, eigenſinniges, launenhaftes —“

„Was — mit ſo vielen Fehlern iſt deine Idealnichte behaftet? Da wird wohl Onkel A.'s Exemplar auch nicht gar ſo ſchrecklich vollkommen ſein. Und jetzt verzeihe — ich muß fort. Es iſt meine Geſangsſtunde. —“

„Ach, jetzt wird mir der ganze Zuſammenhang klar: der Geſang iſt's, der Dich von allen vernünftigen Ideen abhält. Du willſt von einer anſtändigen Partie nichts wiſſen, weil Du Dich der „Kunſt verlobt“ haſt — weil Du am Ende gar, trotz Deines Vermögens, die Abſicht haſt, eine Gaſtrollentournée durch Europa und Amerika zu machen — Du kleine Närrin!“

„Fällt mir nicht im Traume ein, Onkel. Ich komme mehr und mehr zur Einſicht, daß es mir an einem Ausnahmetalent fehlt — und nur mit einem ſolchen wollte ich allenfalls vor das Publikum treten. Ungeteilte Bewunderung wecken, wie die Sonntag und Lind, Nilſon und Patti, das muß freilich eine Wonne ſein; und ſolche, wenn ſie auch Millionen und Titel und Schlöſſer beſitzen, geben die Ruhmeslaufbahn doch nicht auf. Aber Mittelmäßigkeit? Mir ſchaudert. Und weil mir davor ſchaudert, würde ich ſo angſtvoll ſein, daß ich ſicher Schlechtes leiſtete. Ich leide über-

haupt an unſäglichem „Trema“ beim Singen. Nein, in dieſer Hinſicht brauchſt Du nichts zu fürchten, Onkel.“

„Alſo in welcher Hinſicht?“

„In keiner. Nehmen wir an, ich ſei das obengeſchilderte Ideal . . .“

„Du kommſt dennoch auf dieſes Thema zurück? So wird die Zugbrücke vielleicht doch aufgezogen?“

„Heute nicht. Und jetzt adieu — ich habe keine Minute mehr zu verlieren.“

Eine viertel Stunde ſpäter ſteigt Roſa vor Frau Continis Hauſe aus. Jedesmal, wenn ſie an dieſer Stelle iſt, blickt ſie verſtohlen nach rechts und links aus, ob nicht die Geſtalt des Grafen Georg zu ſehen ſei. Schon öfters hat es ihr geſchienen, daß er in einiger Entfernung auf dem Trottoir ſtand, um ſie beim Aus- und Einſteigen zu beobachten, und auf eine zweite Begegnung im Stiegenhauſe iſt ſie ſtets gefaßt. Dieſe Vorſtellung verurſacht ihr jedesmal Herzklopfen — und wie heißt das auf deutſch: beim Gedanken an eine gewiſſe Perſon Herzklopfen bekommen? . . . Das heißt wohl — verliebt? O jetzt hätte Profeſſor Gindt ſo wild und ſo ſtarr ſie anſchauen können, wie ein Dutzend Adler und Geier, das wäre ihr ganz gleichgiltig geweſen . . . „Wie recht hatteſt Du doch, mein Vater“ — ſo beſchließt Roſa ihren Gedankengang: „amore caccia amor.“

Heute erwartet sie fast mit Gewißheit „Chiodo“ zu begegnen — heute, da er ihren Brief empfangen haben mußte. . . .

„Bemühen Sie sich nicht hinauf, liebe Krutzer,“ sagt sie zu ihrer Begleiterin, indem sie aus dem Wagen steigt. „In zwei Stunden kommen Sie mich abholen, nicht wahr? Auf Wiedersehen.“

Sie tritt unter das Hausthor. Auf der Straße war niemand zu sehen gewesen; — langsam, langsam geht sie die Treppe hinauf: wieder niemand. Zwar hat sie eine Begegnung mehr gefürchtet, als gehofft; dennoch ist's ihr eine Enttäuschung, daß keine stattgefunden. — Nun — vielleicht nach der Stunde . . .“

Zufällig ist Frau Contini diesmal wieder abwesend. Die übrigen Schülerinnen — mit Ausnahme von Ortrud Belten — sind schon versammelt.

„Wenn man den Fuchsen nennt, kommt er g'rennt,“ begrüßt Frl. Stranzelhuber Rosas Eintritt.

„War von mir die Rede?“ fragt diese lächelnd, während sie die üblichen handschüttelnden Begrüßungen verteilt. „Hoffentlich nichts schlechtes?“

„Wie man's nimmt. Wir haben der Comteß hier erzählt wie Sie neulich Ihrem Herrn Bruder nachgesetzt haben.“

Rosa wirft den Kopf zurück:

„Was wollen Sie ſagen? Sie ſind nicht immer glücklich in der Wahl ihrer Ausdrücke, Fräulein Veronika.“

„No ärgern's Ihnen gleich wie a Gockerlhahn. Die Dame“ — auf Frau Neumann zeigend — „hat Sie ohnehin verteidigt.“

„Ja, liebes Fräulein, ich habe dieſes Wort in Anwendung auf Sie nicht gelten laſſen,“ ſagt die melancholiſche kleine Frau. „Der Fall war umgekehrt: der junge Graf hat Ihnen lebhaft nachgeſetzt.“

„In der That,“ ſagt Komteſſe Thereſe mit gedehnter, leiſer Stimme, „mein Bruder hat mir erzählt, daß er ſich mit Fräulein Krutzer ſehr viel unterhalten hat. Was iſt da weiter?“

„Da iſt gar nichts weiter, Gräfin Stohr“ antwortet Roſa. „Und Ihnen danke ich, Frau Neumann, daß Sie für mich Partei genommen haben.“

„Wenn der Prochtgroſ mir ſo ſtark hätte gemacht die Kur“ ſagt die Ungarin, „dann wäre ſchon was weiter. Offen und ehrlich muß man ſein — Wohrheit ſagen: ich hab' Sie beneidet, Krutzer Anna. Wäre ich nur ſchon Primadonna, um ſolche ein poor zu Füſſen zu haben! Nur fleißig ſein, Kinder — ſchön ſingen, Augen funkeln loſſen, feſch und fidel ſein — dann ſoll die Krutzer ſchauen, ob wir ihr nicht abſpenſtig machen ihren Prochtgroſ.“

„Kommen Sie, meine Liebe, miſchen Sie ſich nicht in dieſe Konverſation," mahnt Gräfin Thereſes Geſellſchafterin in franzöſiſcher Sprache, indem ſie ihre Schutzbefohlene aus der Gruppe fortzieht, um ſich mit ihr auf den gewohnteu Sophaplatz niederzulaſſen.

Parlez-vous français? Geſchnittene Nudel im Kaffee." brummt Frl. Broni.

Frau Neumann zuckt ſeufzend die Achſeln. Die vulgäre Sprechweiſe des „Mädchens aus der Vorſtadt" beleidigt ſichtbar ihren verfeinerten Sinn. Die Idee, daß ſie in ihrer neuerwählten Laufbahn mit ſolchen Weſen kollegialiſch werde verkehren müſſen, flößt ihr einige Furcht vor dieſer Laufbahn ein. Roſa wird von derlei Gedanken nicht beunruhigt, — ſie braucht, ſie will a nicht zum Theater gehen. . . .

„Iſt Fräulein Belten heute nicht gekommen?" fragt ſie, um die eingetretene ungeſchickte Pauſe zu füllen.

Schon wieder: wenn man den Fuchſen nennt, ſo kommt — wenigſtens ſein Vater g'rennt."

In der That, es iſt Kapellmeiſter Belten.

„Ich habe die Ehre, meine Damen . . . Verzeihen Sie, wenn ich ſtöre. Frau Contini zu ſprechen?"

„Die Meiſterin iſt fortgegangen, doch hat ſie verſprochen, in einer halben Stunde wieder hier zu ſein."

„So lange kann ich nicht warten. Vielleicht haben

Sie die Güte und richten ihr meine Poſt aus: Ortrud ſei unwohl und könne auch übermorgen nicht zur Lektion erſcheinen.“

„Fräulein Belten iſt doch nicht bedenklich unwohl?“ fragt Roſa teilnahmsvoll.

„O nein, ſtarke Heiſerkeit, weiter nichts. Ah, wenn ich nicht irre, Sie ſind das Fräulein, welches mir meine Tochter neulich hier vorgeſtellt hat und an deren Seite der Vandale ſaß, dem das Rigoletto-Quartett ſo gut gefiel?“

Roſa wird feuerrot vor Ärger, aber vergebens ſucht ſie nach einer zurechtweiſenden Entgegnung.

„Die Dilettanterei“ fährt der Geſtrenge fort, „iſt der wahren Kunſt ebenſo entgegengeſetzt und gefährdend, wie etwa ſchale Freigeiſterei dem Glauben. Hüten Sie ſich vor Dilettanten, meine Fräuleins, hüten Sie ſich!“

„Wir ſind hier lauter Künſtlerinnen“, erwidert Vroni, „das ſollten's doch wiſſen, Herr Kapellmeiſter.“

„Oder ſolche, die es werden wollen“, fügt Frau Neumann hinzu.

„Ich unterſcheide: Sie wollen Sängerinnen werden; d. h. Sie wollen durch Ihre Virtuoſität auf der Bühne Geld verdienen; — ob Sie aber auch den Namen Künſtlerinnen verdienen werden, das hängt von Ihrer höhern Organiſation ab. Nur der hat die Kunſt, na-

mentlich die Muſik verſtanden, welcher in ihr die Wiederanknüpfung an das Ewige der Dinge verſtanden hat. Ihr Weſen iſt ſeiner innerſten Natur nach erhaben. Dieſes ſagt ſchon jedem die eigene Erfahrung, daß ſogar das bloße Erklingen des Tones dem tiefern Gefühl als ein Erzittern der Materie erſcheint. Die Muſik hat eine unermeſſene Fähigkeit, uns ſofort in einen unergründlichen Abgrund zu ſtoßen, wo alle Erſcheinungen des Tages ſchwinden und wir wie in einem hellſehenden Zuſtand die Kräfte der Welt ſelbſt wirken fühlen, aus ihrem Weſen als Idee der Welt. Dieſes Weſen allein, dieſes ewig unvergängliche, und in allen Erſcheinungen zutiefſt wiederkehrende —"

„Bitt' Sie um Gotteswillen, Herr von Belten, hören's auf!" unterbricht Veronika. „I krieg' ſchon Kopfweh von der Rederei! Von was für ein' unheimlichen Weſen faſeln's denn da, was immer wiederkehrt — is denn nit in ein' unergründlichen Abgrund hineingefall'n, das Weſen? Laſſen mer's drin."

„Fräulein belieben zu ſcherzen. Niemand weiß einen behaglichen, reinmenſchlichen Humor beſſer zu ſchätzen als ich, aber mit erhabenen Dingen — Nun, laſſen wir das. Sie werden alſo die Güte haben, meinen Auftrag auszurichten? Ich empfehle mich ergebenſt."

Nachdem Herr Belten die Thüre hinter sich geschlossen, schüttelt Rosa Fräulein Stranzelhubers Hände:

„Ich danke Ihnen, daß Sie die Rede dieses Menschen mit so trefflichem Spotte abgeschnitten. Es hat mir wohl gethan."

„Er ist noch verrückter, als seine Tochter" bemerkt Frau Neumann.

„Verrückt, sagen Sie? Er selbst hält sich für weise und viele andere werden seine Weisheit auch bewundern. Hier, mündlich vorgetragen, klingen solche Phrasen freilich närrisch, aber wenn er sie drucken läßt, erscheinen sie als Tiefsinn: Wäre Ihr Bruder dagewesen, Gräfin Stohr, er hätte diesen Redner — der ihn obendrein einen Vandalen schimpfte — gehörig zurechtgewiesen."

„Ah, galt das meinem Bruder? Ich zweifle, daß er diesen Herrn einer Herausforderung gewürdigt hätte."

„Das meine ich auch nicht. Mit klaren, festen, hellen Worten würde er das nebelhafte Geschwätz verscheucht haben — wie er dies schon neulich that, was ihm der Kapellmeister vermutlich noch immer nachträgt."

Aus dem Nebenzimmer tritt jetzt Frau Coutinis Tochter herein. Sie hält ein offenes Billet in der Hand:

„Mama läßt sagen, meine Damen, daß sie verhindert sei, nach Hause zu kommen — Sie mögen sie

heute nicht erwarten — die Lektionen würden später nachgeholt."

Darauf hin packen alle Anwesenden ihre Noten zusammen und gehen. Nur Rosa bleibt zurück.

„Ich werde erst in anderthalb Stunden abgeholt", sagt sie zu Fräulein Contini. „Könnte ich nicht hier warten?"

„Ohne Anstand — wenn Ihnen die Zeit nicht zu lang wird. Übrigens liegen hier Journale und das Klavier steht zu Ihrer Verfügung."

„Danke. Ich werde in diesen verschiedenen Opernauszügen blättern und dabei mich sicher nicht langweilen."

Jetzt ist Rosa allein. Sie holt sich vom Notenregale die Partituren von Lohengrin, Aida und Carmen herab und setzt sich damit ans Klavier. Text und Musik dieser ihrer Lieblingsopern interessieren sie lebhaft. Mit heller Stimme summt sie den Sopranpart vor sich hin; dennoch, trotz der Anregung, die sie in dieser Beschäftigung findet, schweifen ihre Gedanken oft von dem aufliegenden Notenblatte weg; ihre Lippen verstummen, ihre Hände bleiben regungslos auf den Tasten liegen und sie sieht im Geiste Georg Stohr, wie er ihren Brief überliest, wie er vielleicht im selben Augenblick beschäftigt ist, ihr von neuem zu schreiben . . . sicher erhält sie morgen einen zweiten Brief . . . Wieder ein

paar Takte des Hochzeitsmarſches aus Lohengrin: „Treulich geführt“ ... Sonderbar, daß er nicht in der Nähe des Continiſchen Hauſes zu ſehen war ... nun, möglicherweiſe wird er zur Stunde ihres Weggehens unten warten — „Nie ſollſt Du mich befragen — Noch Wiſſens Sorge tragen —“ Bei dieſen Stellen muß ſie lächeln, indem ſie ſich ſagt, daß zwiſchen Stohr und ihr der Fall gerade umgekehrt liegt: nicht er ihr — ſie hat ihm verboten, um ſie zu fragen und er darf nicht — wenigſtens jetzt noch nicht — wiſſen, weß' Namens und Art ſie ſei und „woher die Fahrt“.

Jetzt öffnet ſich die Thür und über die Schwelle tritt: — er ſelber, an den ſie gedacht.

„Pardon, iſt meine Schweſter nicht —“

Er hält inne, da er Roſa erkannt, welche ſich von ihrem Sitze erhoben hat. Nun ſpielt ſich zwiſchen den Beiden gleichfalls eine Wagner'ſche Opernſzene ab. Durch eine lange Sekundenreihe ſchauen ſie einander ſo regungslos und innerlich bewegt ins Auge, wie Senta und der fliegende Holländer — er einen Schritt von der Thür weg, ſie an das Inſtrument gelehnt.

Stohr faßt ſich zuerſt. Er hat ja erwartet, Roſa hier zu finden; die Überraſchung war nur die, ſie allein gefunden zu haben. Er tritt näher:

„Ich kam, meine Schweſter abzuholen ...“

„Gräfin Thereſe iſt vor einer halben Stunde fortgegangen . . . Der Unterricht mußte heute ausfallen, weil Frau Contini —“

Jetzt iſt er an ihrer Seite:

„Welche Freude, Sie hier zu treffen, Fräulein Krutzer.“

Roſa reicht ihm die Hand zum Schütteln hin. Es iſt eine zitternde, von innerer Erregung eiskalte Hand.

„So kann ich Ihnen gleich perſönlich danken“, fährt Georg fort „für Ihre Schreiben. Sehen Sie:“ — er zieht einen Brief aus der Taſche — „hier iſt auch ſchon meine Antwort. Ich wollte ſie in einen Poſtkaſten werfen; nun iſt es einfacher, ich lege ſie Ihnen gleich ſelbſt zu Händen.“

„Oder noch einfacher, Sie theilen mir den Inhalt mündlich mit.“

„Den weiß ich nicht auswendig . . . ich ſchrieb zumeiſt über die Tiefinnerſten.“

„Ah, dann geben Sie her — das intereſſiert mich. Nun, was ſagen Sie zu dieſer Gattung Menſchen?“

„Ich bin Ihnen für die Mitteilung der Grehlenſchen Phyſiologie außerordentlich dankbar. Wenigſtens weiß ich ſolche Leute jetzt zu rubrizieren und das wird den dunklen Ärger abwenden, den ſie mir bis jetzt einflößten. Begriffenes iſt ja immer halb Verziehenes.“

„Was! Sie wollen den Tiefinnerſten verzeihen? Das war nicht mein Zweck. Auch nicht Herrn von Grehlens Zweck Der wollte T. J. bekämpft und verfolgt ſehen: an die Wand, auf die Kniee mit ihnen!“

„Verſtändnis und Verzeihung ſchließt die Bekämpfung nicht aus, — nur das Ärgern und Verurteilen. Ein Zoologe ärgert ſich auch nicht über die Grauſamkeit des Tigers und rechnet ſie dem Raubtier nicht als Verbrechen an — deswegen legt er doch die Flinte an, wenn ihm ein Tiger begegnet.“

„Vor einer halben Stunde war Kapellmeiſter Belten hier und hat Sie einen Vandalen — noch ſchlimmer — einen Dilettanten genannt . . . Oh, wie gern hätt' ich Sie verteidigt, aber der Ärger ſchnürte mir die Kehle zu.“

„Sehen Sie, daß der Ärger dem erfolgreichen Bekämpfen eher hinderlich, als förderlich iſt? Und mich wollten Sie vor der Anſchuldigung von Vandalismus und Dilettantismus in Schutz nehmen? Wie ſoll ich Ihnen danken? Doch ich begreife nicht . . . Daß ich kein Hunne und kein Skythe bin, konnten Sie mir allenfalls anſehen, was ließ Sie aber vermuten, daß ich in der Kunſt kein elender Stümper ſei?“

Roſa hat ſich wieder an ihren vorigen Platz geſetzt und Georg ſteht ihr ſeitwärts gegenüber, den Ellbogen an den Pianinodeckel gelehnt.

„Es ist mir gesagt worden", beantwortet sie seine letzte Frage, „daß Sie ein vortrefflicher Musiker seien. Und hätte man mir es auch nicht gesagt — Stümperei mut' ich Ihnen nicht zu."

„Sie muten mir nur Gutes zu, Fräulein Krutzer? Nur Vorzüglichkeit in Allem? Ach, wie Sie sich täuschen — ich bin ein ganz gewöhnlicher Mensch. Aber nicht von mir — reden wir von Ihnen."

„Auch das nicht, Graf Stohr. Wir wollen ja, darüber sind wir brieflich übereingekommen, „recht objektiv" sein."

„Brieflich geht es noch . . . Sie werden sehen, wenn Sie mein Schreiben durchlesen, daß ich mich an das Objektiv-Gebot gehalten habe; es ist beinah nur von den Tiefinnersten die Rede darin . . . Aber persönlich . . . und noch dazu in so traulichem Alleinsein — da beschleicht Einem leicht das Gefühl, als bestände die Welt nur aus zwei Wesen. — Wovon soll man da reden, wenn von diesen Beiden nicht?"

Rosa senkt den Kopf und schweigt. Sie läßt ihre Hände in leisen Harpeggien über die Tasten gleiten. Stohr fährt nach einer Pause fort:

„Sie haben mir verboten, das Haus zu betreten, welches Sie bewohnen und ich habe Ihnen Gehorsam geleistet. Ich versuchte nicht einmal, trotz des großen

Intereſſes, das Sie mir einflößen, mich rechts und links nach Ihnen zu erkundigen, Ihnen nachzuforſchen: auch dadurch würde ich fürchten, einem unausgeſprochenen Gebote entgegenzuhandeln... Es iſt eigentümlich, Fräulein Ninetta — nicht wahr, ſo heißen Sie? — es iſt eigentümlich, welche Autorität Sie über mich gewonnen haben. Das iſt ſo wie in den alten Ritterromanen und Märchen, wo die Wünſche der Prinzeſſin das höchſte Gebot darſtellen, welches trotz aller erdenklichen Hinderniſſe vom Helden der Geſchichte erfüllt werden muß. Auch die Verfolgung der Tiefinnerſten habe ich als ſo eine Art Drachentötung aufgefaßt, auf deren Vollbringung der Preis Ihrer Huld geſetzt iſt.

„Was verſtehen Sie unter „meiner Huld“ — da Sie doch keinerlei „Abſichten hegen? Nein, nein — antworten Sie mir nichts auf dieſe Frage, die ich eigentlich auch gegen meine Abſicht ausgeſprochen habe.“

„Ach, unſere Abſichten und Handlungen — wie ſelten ſtimmen die überein! Kinder des Augenblickes ſind wir arme Menſchen — Sklaven des Impulſes. Habe ich beabſichtigt, was ich jetzt thue — und doch, ich kann — ich kann nicht anders.“ Bei dieſen Worten hat er das ſchlanke, weiße Händchen gefaßt, das auf der Klaviatur lag und dasſelbe leidenſchaftlich an ſeine Lippen gedrückt.

Roſa ſpringt von ihrem Sitze auf und zieht ihre Hand gewaltſam zurück. Jetzt öffnet ſich die Thüre und Frau Contini tritt ein.

Graf Stohr, ſchnell gefaßt, geht auf ſie zu, erklärt in wenigen Worten den Grund ſeines Hierſeins und empfiehlt ſich. Doch ehe er ſich zum Ausgang wendet, kehrt er noch einmal zu Roſa zurück, welche ihr gerötetes Geſicht wieder auf ihrem vorigen Platze hinter dem Klavier verborgen hat und empfiehlt ſich mit einer formellen Verbeugung auch von dieſer.

„Seien Sie mir um Gotteswillen nicht böſe“, flüſtert er leiſe. Sie aber wendet den Kopf ab.

„Nun, Ninetta mia“ ſagt die Meiſterin, nachdem der Graf ſich entfernt hat, „wollen wir unſere Lektion vornehmen? Ich habe noch Zeit. Es ſcheint mir gar, der ſchöne Herr will Ihnen den Hof machen ... Die Sache geht mich nichts an — aber nehmen Sie ſich in acht, mein Kind — nur nicht verlieben! Sonſt iſt's mit dem Lernen aus. Und nur nicht den Worten trauen, mögen ſie noch ſo ſüß klingen, die ſo ein junger Lebemann einer Kunſtnovize zuflüſtert. Aber nochmals: es geht mich gar nichts an — ich ſoll Ihnen Geſangs- und nicht Morallehren geben. Alſo fangen wir an: Chromatiſche Skala ...

XII.

Als Rosa nach beendeter Lektion in den ihrer harrenden Wagen steigt, erblickt sie, in einiger Entfernung, denjenigen, den sie zu erblicken gehofft: Georg Stohr. Also hat er hier die ganze Zeit gewartet, um sie noch einmal zu sehen? ja — kein Zweifel: — er liebt sie . . .

Mit diesen Gedanken läßt sie sich an Frau Krutzers Seite nieder und ein warmes Glücksgefühl steigt ihr vom Herzen auf. Ihre Lippen teilen sich in siegesfrohem Lächeln.

„Sie müssen heute prachtvoll gesungen haben, Fräulein Rosa", sagt die alte Frau, „Sie sehen gar so stolz und zufrieden aus."

In diesem Augenblick fährt der Wagen an Georg vorbei, welcher, Front machend, grüßt. Rosa dankt.

„Ich bin stolz und zufrieden, liebe Krutzer", antwortet sie. Dann lehnt sie sich in die Wagenecke zurück und erbricht den vorhin in Empfang genommenen

Brief. Derſelbe — wie ſie bei raſchem Überfliegen wahrnimmt, ſcheint in der That — mehr als ihr lieb iſt — „objektiv“. Von Anfang bis zu Ende das Thema „Tiefinnerſten“. Sie hätte es nicht ungern geſehen, wenn in dem Schreiben ſo ein geſchriebenes, ungeſtümes Handküſſen vorgekommen wäre — wie das eben erlebte . . . „Seien Sie mir nicht böſe“ hat er gefleht. Böſe? dir — du herrlicher Menſch! Wäre ſie allein im Wagen, ſie würde nun ſelber den Brief mit gleichem Feuer an die Lippen preſſen — wie dies vorhin mit ihrer Hand geſchehen — um ſo auszudrücken, wie böſe ſie dem Schreiber iſt.

Zu Hauſe und in ihrem Zimmer angelangt, lieſt ſie den Brief noch einmal langſam durch; jedes Wort erwägend, jeden Federſtrich betrachtend. Der Inhalt lautet:

Welche Freude — Freude iſt ein zu ſchwacher Ausdruck — ich empfunden habe, als mir Ihr Brief überbracht ward, das werde ich nicht zu ſchildern verſuchen; es wäre viel zu wenig „objektiv“.

Für die Phyſiologie der Tiefinnerſten tauſend — bald hätt' ich geſagt — tiefſten, innigſten Dank. Es war mir eine Erleichterung, eine wahre Befreiung, dieſe Leute einmal unter einen Sammelnamen gebracht zu ſehen. Ein erkanntes Übel iſt ſchon ein halb über-

wundenes Übel: betrachten wir die Tiefinnerſten als der Ausrottung verfallen. Ich bin bereit einen Anti-T. J.-Verein ins Leben zu rufen. Aufgabe der Mitglieder würde ſein, den Ausſprüchen der befehdeten Gilde in Büchern und Zeitungen nachzuſpüren, ſie zu ſammeln und dem Vorſtand einzuſenden. Hier würden ſie ſodann kritiſiert und parodiert, ad absurdum geführt und ausgelacht werden. Die letztgenannte Verfolgungsart verbürgt den ſicherſten Erfolg. Le ridicule tue. Alte, eingeroſtete T. J. ließen ſich freilich nicht vertilgen; je mehr man ſie verhöhnte und verketzerte, deſto innerlicher würden ſie ſich vertiefen und deſto tiefer verinnerlichen; aber dem Nachwuchs kann geſteuert werden, die Zahl der Proſelyten verringert, — kurz, die vorhandenen T. J. auf den Ausſterbe-Etat geſetzt.

In ſeiner Aufzählung hat übrigens Herr von Grehlen lange nicht alle und auch nicht die verbreitetſten Variationen vorgeführt. Er iſt uns z. B. T. J. als Theologe und T. J. als Spiritiſt ſchuldig geblieben. Ich weiß von beiden etwas zu erzählen, da ich einige Zeit in einer Jeſuiten-Schule Dogmatik und ſogenannte Philoſophie vortragen gehört, und ferner das Glück habe, unter meinen Verwandten einige Tiſchklopfer und Sphinx-Abonnenten zu beſitzen. — Was Einem die Vier-Dimenſionalen für Dinge vorſagen, da ſind die

von Herrn von Grehlen gelieferten Stilproben gleichfalls „Waisenknaben“ dagegen. Ihre Erklärungen „verzichten darauf“ — so sagen sie selber, „das Natürliche in den üblichen Abstraktionen von seinem übernatürlichen Grunde festzuhalten und nehmen es statt dessen in seiner konkreten Einheit mit den ihnen als Wesen und Substanz immanent übernatürlichen Gründen.“ Wenn man zu so einer Mitteilung den Kopf schüttelt, kommt der andere bereitwillig mit einer Verdeutlichung des Gesagten entgegen, z. B.:

„Unsere Form wurzelt in vereinigten Kräften. Innerhalb der Form bethätigen sich die zeichnenden Kräfte als Fantasie in Vorstellen und Denken.“

„Aha — ich verstehe“, sagt man, um weitere Erläuterungen abzuwehren.

Jener aber, unbeirrbar, fährt fort: „Beispiele nötigen zu dem Schluß, daß der leuchtende Willensstrahl des Magnetiseurs ein System von Schwingungen darstellt, welches nicht nur Vorstellungen erzeugt, sondern auch einen Einblick in dessen innerstes Fühlen gestattet. So dürfte der Ur-Geist wollend und im Lichte denkend bewegen, erschaffen.“

„Vermutlich.“

„Hohe Somnambulen und Ekstatiker schildern das

erkennende innerſte Prinzip des Menſchen als hellſte Lichtſphäre.“

„Wirklich? Was iſt denn eigentlich Ekſtaſe?“

Ein verächtlicher Blick ſtraft dieſe Frage. „Sie wiſſen wohl nichts von der weſenhaften Wurzel der Individualſeele?“

„Aufrichtig geſtanden — nicht viel . . . Ich wollte nur um eine Erklärung deſſen bitten, was Sie Ekſtaſe nennen.“

„Sehr einfach: Ekſtaſe iſt die möglichſte Verinnerlichung im Leibe — iſt leibgebundene, geiſtig innere Thätigkeit und gewiſſe Paſſivität.“

„Ja ſo —“

Dennoch begreife ich, warum Herr von Grehlen Theologen und Spiritiſten nicht herangezogen hat. Dieſe leben in und von Myſtik; der myſtiſche Stil gehört da zum Handwerk und erſcheint, je dunkler und unverſtändlicher er iſt, deſto ſachgemäßer. Aber wenn die Andern ſich befleißigen, unklar zu ſein, dann verdienen ſie den Vergleich mit den Tintenfiſchen und verdienen das Mißtrauen, welches ihnen, als ſolchen, in Herrn von Grehlens Schrift votiert wird.

Das muß ein prächtiger Menſch geweſen ſein, dieſer Vater Ihrer Geſpielin! Und ich ſetze voraus, daß er auch auf Ihre Geiſtesbildung großen Einfluß

geübt hat, nicht wahr? Frl. v. Grehlen iſt wohl auch ein kluges Mädchen? Ich habe erſt neulich von ihr ſprechen gehört; es heißt, ſie ſei gegen junge Leute ungeheuer hochmütig und abweiſend. — Keine üble Eigenſchaft im Grunde, denn die meiſten jungen Leute verdienen nichts beſſeres. Ich ſage „die meiſten“ — nicht alle — es giebt Ausnahmen und Sie wiſſen wohl, wen ich zu letzteren gerechnet wiſſen will. Zu den Eigenſchaften, die Sie mir — nennen wir die Ausnahme beim Namen — die Sie mir wohl nicht abſprechen können, gehört doch in erſter Linie die Folgſamkeit. Sie ſehen: „Perſonsbeſchreibungen u. dgl.“ bleiben gewiſſenhaft gemieden. Sie waren auf meinen Brief nur neugierig, in Hinblick auf das darin niederzulegende Urteil über das T.-J.-Dokument — und der Brief enthielt mithin weiter nichts, als dieſes Urteil, welches lautet: „Vortrefflich“. Nochmals Dank für Ihr Geſchenk. Hier breche ich ab. Es fällt mir nichts mehr ein, was nicht ganz gewaltig ſubjektiv wäre. Alles Weitere, was ich denke und plane, was ich fühle und wünſche, das behalte ich für mich. In unbegrenzter Verehrung

Ihr demütiger

Georg Stohr.

„Was er fühlt und wünſcht — als ob ich's nicht wüßte!“ denkt Roſa, den Brief zuſammenfaltend. „Als

ob ichs ihm nicht nachfühlte!“ — Aber was nun? Auf dieſen Brief hätte ſich ganz gut von neuem antworten laſſen, — etwa ein näheres Eingehen auf den Anti-Tief-innerſten-Verein . . . eine prächtige Idee übrigens, die der Ausführung wert wär . . . Aber dazwiſchen lag jetzt die Szene mit dem Handkuß beim Contini'ſchen Klavier: dadurch war der harmloſe Verkehr abgeſchnitten — —

Auch Roſa beginnt zu denken und zu planen, dabei von der ſüßen Überzeugung erfüllt, daß, wie immer die Sache ſich geſtalte, dieſelbe zu einem glücklichen Abſchluß führen wird.

Nicht ſo zuverſichtlich ſieht Stohr der Zukunft entgegen. In der Viertelſtunde, die er an dieſem Tage mit dem jungen Mädchen zugebracht, iſt der Funke Leidenſchaft, der am erſten Abend in ſein Herz gefallen, zu heller Lohe aufgeflammt . . . „Ich liebe ſie — bis zum Wahnſinn liebe ich ſie!“ Dieſes Selbſtgeſtändnis wiederholt er ſich unzählige male, ſeit er Frau Continis Haus verlaſſen. In ſeinem Zimmer angelangt, ſchreibt er eine Unzahl an Roſa gerichtete Briefanfänge, in welchen er ſeinen überſtrömenden Gefühlen Ausdruck giebt, doch ein Blatt nach dem andern wird wieder zerriſſen.

Unterdeſſen läßt Roſa ihren Bruder das oben angeführte Schreiben leſen. Kurt iſt über das Verſtänd-

nis und die Anteilnahme entzückt, welche „Chiodo“ — das ist der Name, mit welchen er Rosas neuen Anbeter fortan bezeichnet — der T. J.-Angelegenheit entgegenbringt.

„Der Verein muß ins Leben gerufen werden“, sagt Kurt mit Feuer. „Wir haben schon Onkel Rudolf — wir Beide — und nun noch Chiodo: das genügt um einen universellen Bund zu gründen.“

„Auf den Beitritt der Herren Belten und Gindt werden wir jedoch verzichten müssen“, meint Rosa scherzend. „A propos Gindt“, fügt sie hinzu: „gedenkst Du heute bei goldigem Abendrot dem Rufe Aureliens zu folgen? Wenn Du willst, so gehe ich mit Dir und sage der kleinen Gindt, sie möge mit ihrem Herrn Vater uns doch bald wieder besuchen.“

„Wie, Du wolltest Dein Verbot aufheben und dich herbeilassen den gefährlichen Professor wiederzusehen?“

„Ich wünsche es sogar: ich brauche seine Aussprüche für die Vereinssammlung, und was die Gefahr anbelangt, so ist eine solche ganz und gar nicht mehr vorhanden. Es ist mir sogar völlig unbegreiflich, daß ich je . . .“

„Abgesehen aber von der Gefahr — findest Du nicht, daß Herrn Gindts Dir gegenüber bewiesene

Frechheit Grund genug iſt, ihm das Haus zu verbieten?“

„Ich denke, daß das zweimonatliche Exil eine genügende Strafe war und daß er nichts ähnliches mehr ſich erlauben wird. Keinen anderen würde ich nach dem Vorgefallenen zurückrufen, aber als der Vater Deiner Flamme — und beſonders als Lieferant für unſern Phraſenbedarf — bildet der Profeſſor eine Ausnahme. Ich glaube, die Idee, Malvine zu Deiner Frau zu machen, wird Dir noch gründlicher vergehen, wenn Du mit dem drohenden Schwiegervater etwas näher verkehrſt ... Und ſchließlich, wenn Deine Liebe ſtand hält, wenn Du das Mädchen durchaus haben willſt ... ich fühle mich heute ſo herzensfroh, daß ich wollte die ganze Welt könnte in der Liebe glücklich ſein.“

Baroneſſe Helmerfeld iſt allein zu Hauſe. Ihre Mutter war an dieſem Nachmittag zu einem Damenkaffeeklatſch gegangen, und dieſe Gelegenheit hat die ſchwärmeriſche Aurelie benützt, um die Zuſammenkunft des von ihr beſchützten Liebespaares zu veranſtalten.

Sie fühlt ſich als Heldin. Was ſie da thut, zeigt von ſolcher Erhabenheit und Opferfähigkeit, zugleich von ſo ſtarkem, über weltliche Schranken ſich hinausſetzendem Geiſte, daß ſie ſich aufrichtige Bewunderung

nicht verſagen kann. Dieſe Bewunderung hilft ihr über die Bitternis hinweg, welche die bevorſtehende — für die Liebenden ſo ſüße Stunde, ihr, der Entſagenden, bringen muß.

Es beginnt ſchon dunkel zu werden und noch iſt Malvine nicht da. Aurelie fürchtet, daß Kurt etwa früher eintreffe als das junge Mädchen, welches ſie doch gern auf die Begegnung vorbereitet hätte. Die Sonne hat ihres purpurgoldigen Scheideamtes ſchon gewaltet, obſchon ſie die zum programmmäßigen Verſchwinden erforderlichen Berge in Wien nicht vorfinden konnte . . . Jetzt mußte Kurt jeden Augenblick kommen. Und wie, wenn Malvine gar verhindert worden wäre? Was dann — ein tête-à-tête mit dem Vetter? . . Was könnte das für Folgen haben? Wer weiß, ob er, überwältigt von ihrer Herzensgröße, nicht ihr zu Füßen fiele und ſpräche: „Nein, Aurelie, nicht jenes naive, bis zur Einfalt naive Kind kann ich lieben, ſondern dich, du geiſt- und poeſieſtrotzendes, edelſinniges Weib!“ . . — doch fort mit ſolchen Gedanken! Sie läßt die Fenſtergardinen herab und zündet die Lampe an, über deren Kugel ein roſa Papierſchleier fällt. Dann legt ſie noch einige Scheit Holz in das Ofenfeuer und entzündet das Spiritusflämmchen unter einer mit Jasminparfüm gefüllten Räucherſchale. Die „traute Stube“,

wie Aurelie ihr Zimmer zu nennen pflegt, ist jetzt wirklich recht behaglich. Was wird sich nun da für eine Szene abspielen?... Die Vorzimmerglocke ertönt und Aurelies Herz steht still — kommt sie? kommt er? Die Thüre wird geöffnet und hereintreten — Kurt und Rosa.

„Ah, welche Überraschung!" ruft Aurelie in einem Tone, der ihre Enttäuschung nur schlecht verbirgt.

„Auf mein Erscheinen warst Du wohl nicht gefaßt?" sagt Rosa heiter. „Aber schau darum nicht so verdutzt — ich komme als gut Freund. Wo ist Malvine?"

„Malvine?" wiederholt Aurelie und heftet einen vorwurfsvollen Blick auf ihren Vetter.

„Nun ja," sagt dieser, „sei nicht bös: Rosa weiß alles und sie ist auch ein Tabernakel. Deine junge Freundin ist also nicht gekommen, wie es scheint?"

„Bis jetzt nicht — aber ich erwarte sie jeden Augenblick. Bitte, setzt Euch... So weißt Du denn, Rosa, wie es um das Herz dieser jungen Leute steht? Du, selbst jung und schön, und selbst empfänglich für der Liebe allbesiegende Gewalt, willst nun mitwirken, das holde Band zu knüpfen, welches Deinen Bruder in den Hafen des Glückes treiben soll?"

„So weit — nämlich bis zum Knüpfen treiben-

der Bänder u. ſ. w. — habe ich nicht gedacht. Ich wußte nur, daß Fräulein Gindt heute bei Dir zu treffen ſei und da ich wünſche, eine Verſöhnung herbeizuführen —"

„Das Haupthindernis, welches wir überſteigen müſſen", unterbricht Aurelie, „iſt des harten Vaters Widerſtand."

„Hör' mich an, Couſine," ſagt jetzt Kurt. „Ich bin recht froh, Dich allein zu finden. So kann ich Dir die Lage klar machen. Vaters Widerſtand — Hinderniſſe — nach Vereinigung durſtendes Liebespaar: alle dieſe Ingredienzien Deines Dramas liegen gar nicht vor. Ich habe wohl ein klein wenig für die hübſche Malvine geſchwärmt; aber von da bis zu dem Entſchluß, ſie zu meiner Lebensgefährtin zu machen, beſteht noch eine Kluft. Vor acht Wochen hat es allerdings einen Augenblick gegeben, wo ich dachte, nur dieſe Eine könnte mich glücklich machen. Die dazwiſchen liegende Trennung aber hat mich belehrt, daß ich ganz gut ohne ſie auch leben kann. Ich bitte Dich alſo ausdrücklich, Aurelie, falls Fräulein Gindt falſchen Hoffnungen Raum gäbe —"

„Sie zu enttäuſchen — ihr das junge, in erſter Liebe ſtillerglühende Herz mit dem winterlichen Reif der kalten Klugheit knicken? Mir muteſt Du dieſes ſtrenge Amt zu?"

„Deine Schuld, Aurelie“, ſagt Roſa. „Warum haſt Du zuerſt das Amt übernommen, grauſame Väter zu erweichen, die es gar nicht giebt und einem jungen Mädchen Dinge in den Kopf zu ſetzen, für deren Eintreffen Du nicht gut ſtehen kannſt?“

„Ich habe ihr nichts in den Kopf geſetzt. Meine Pläne, Kurts Glück zu ſchmieden, habe ich im Stillen gehämmert . . . Malvine weiß nichts davon. Auch heute ſollte ſie nicht ahnen, daß derjenige ihr hier begegnen würde, deſſen Bild — O, und wenn ich weiß, Kurt“, unterbricht ſie ſich ſelber „daß Du ſie nicht mehr liebſt, daß Du freien Herzens biſt, ſo werde ich nichts mehr thun, Dir dieſes holde Bräutchen zuzuführen . . . Ah! man läutet — da kommt ſie.“

„Ich bin doch eigentümlich bewegt“, flüſtert Kurt ſeiner Schweſter zu.

Im nächſten Augenblick ſind noch mehr Perſonen von „eigentümlicher Bewegung“ ergriffen. Denn mit Malvine zugleich tritt auch Profeſſor Gindt herein.

„Gnädige Baroneſſe“ beginnt er, „ich war ſo frei, meine Tochter zu begl . . .“ Jetzt erblickt er Roſa und ſeine Rede bleibt ihm in der Kehle ſtecken. Unwillkürlich macht er einen Schritt zurück, als wollte er wieder fortgehen. Malvine, ebenſo erſchreckt, iſt bei der Thüre ſtehen geblieben und wagt nicht, näher zu treten.

Roſa geht auf die Angekommenen zu und Jedem eine Hand zum Schütteln reichend:

„Das iſt ein günſtiger Zufall“, ſagt ſie, „daß wir uns hier treffen. Grüß' Gott, liebe Malvine, und grüß' Gott, Herr Profeſſor.“

Trotz dieſes unbefangenen Entgegenkommens von ſeiten Roſas bleiben die übrigen Perſonen noch eine zeitlang unter dem Banne einer gewiſſen Verlegenheit und Unvertrautheit. Kurt hat beim Anblick Malvinens nicht mehr jenes warme Bewunderungsgefühl, das er früher in deren Nähe empfand; das junge Mädchen iſt in großer Angſt, ihr Vater werde glauben, daß das Zuſammentreffen mit Kurt ein beabſichtigtes war; der Profeſſor iſt dem ſtolzen Fräulein gegenüber, das ihn für ſeine Kühnheit durch die auferlegte Verbannung ſo gehörig beſtraft hat, von Beſchämung und Groll erfüllt; und Aurelie ſieht ſich um die ganze erwartete Romantik dieſes Abends betrogen.

Die kleine Geſellſchaft ſitzt nun im Kreiſe um den Sophatiſch und die Unterhaltung geht ziemlich ſteif und hinkend von ſtatten.

„Betreiben Sie noch immer ſo fleißig Ihre wiſſenſchaftlichen Studien, Herr von Grehlen?“ fragt Gindt, eine eingetretene längere Pauſe brechend.

„Gewiß. Wenn man ſich eine Sache zum Lebensberuf erkoren hat —“

„Ein ſchwerer, ernſter, ſtrenger Beruf — ſofern man ihm auch ernſthaft und nicht dilettantenhaft obliegt.“

„Von mir ſetzen Sie vermutlich das letztere voraus? Es muß wohl auch ſo ſein, denn von den düſtern Eigenſchaften, die Sie da aufzählen, verſpüre ich an meinen Studien nichts: es iſt mir dabei durchaus nicht ſo bitter ernſt und ſtreng zu Mute. Und wahrſcheinlich ſind dies in Ihren Augen die Symptome echter Wiſſenſchaft, etwa ſo wie in den Augen eines Puritaners nur die ſeufzende, entſagende und verdammende, als die echte Religion gilt? In dem Maße, als eine Sache mehr Langweile als Vergnügen, mehr Qual als Genuß bringt, erſcheint Ihnen dieſelbe verdienſt- und weihevoll? Auf die Gefahr hin, Sie zu entrüſten, ſtelle ich den Satz auf: Heiter iſt — nicht nur die Kunſt — heiter iſt die Wiſſenſchaft. Lernen iſt luſtig, wiſſen iſt ſelig.“

„Es fehlt nicht viel, Kurt,“ lacht Roſa, „ſo wirſt Du verlangen, daß ein Dozent ſeinen Kathedervortrag mit einem lauten „Juchezer“ einleiten ſoll. Bedenke doch: der bewußte „ſittliche Ernſt . . .“

„Ihr Fräulein Schweſter hat da unbewußt das

richtige getroffen, und mit zwei Worten meine ganze Entgegnung vorweggenommen. Das Sittliche — dieſe geſteigertſte Selbſtbeſchauung der ewigen Ordnung im Spiegel des Ideell-Menſchlichen iſt ernſt, und tiefernſt iſt die Tragik des Weltbeſtandes, wie er ſich dem Wiſſenden offenbart. Je tiefer der Denker in das Weſen des ſittlichen Geſetzes dringt, deſto innerlicher erſchließt ſich ihm das von der Zufälligkeit losgetrennte und von ſeinem Weſensgrunde unabhängige Weltelend."

Kurt ſtößt einen Seufzer aus und blickt ratlos zur Decke.

„Schauen Sie ſich meinen Bruder an, Herr Profeſſor: Sie haben ihn offenbar überführt — ſein Geſicht drückt deutlich ein Stückchen weſensgrundloſen Weltelends aus."

„Es läßt ſich nicht leugnen" miſcht Aurelie ſich in das Geſpräch, „daß es viel des Traurigen gibt hienieden; daß die Urne unſrer Thränen nie verſiegt und nur eine Schmerzensleiter uns auf den Fittigen der Verklärung emporheben kann ... Wer hätte nicht im tiefſten Schacht des Herzens eine glühende Kohle des Kummers geſammelt — wer hätte nicht am Leidenskelchesrand genippt? Sogar Du, Malvinchen, in Deiner Jugend thaufriſcher Blüte, haſt des Schmerzes

Froſt ſchon kalt Dich umfächeln gefühlt ... Nicht wahr — auch Du haſt nicht immer in fröhlichem Reigen das Daſein durchtanzt?

„Ich tanze überhaupt nicht. Das Tanzen iſt uns verboten worden. Im Kloſter hieß es —"

„Ach, Fräulein Malvine," unterbricht Kurt, „denken Sie doch nicht unaufhörlich an das Kloſter und an die klöſterlichen Regeln zurück. Jetzt ſind Sie in der Welt und müſſen ſich an dieſe anpaſſen. Ich kann überhaupt nicht begreifen, Herr Profeſſor, da Sie doch einer freieren Weltanſchauung huldigen, daß ſie Ihre Tochter von Nonnen erziehen ließen. Jetzt, da das Fräulein doch nicht ſelber wie eine Nonne leben ſoll, heißt es, die Lehren und Lebensregeln erſt wieder abſchütteln, die ihr dort beigebracht worden ſind."

„Ich halte dieſe religiöſe Erziehung — obwohl ich, wie Sie ganz richtig ſagen, mit meinen Anſchauungen auf einem ganz andern Boden ſtehe — für die zuträglichſte. Namentlich bei Mädchen. Auch unter den Knaben habe ich viele Jeſuitenzöglinge gekannt, welche vortrefflich für das Verſtändnis der Alten und für die Aufnahme der ſpiritualiſtiſchen Philoſophie geſchult waren. Was die weibliche Jugend anbelangt, welche ſchon ihrem Berufe und ihrer natürlichen Anlage gemäß von jeder tieferen Gedankenarbeit ausge-

ſchloſſen bleiben muß, iſt zur Bewahrung der ſo kleidſamen unſchuldigen Einfalt, ſowohl als zur Erlangung eines ſichern ethiſchen Haltes die glaubensfeſte und hochſittliche Erziehung, wie ſie in den Klöſtern erteilt wird, meiner Meinung nach die angemeſſenſte.“

„Das ſieht unſere Ariſtokratie wohl ein“, ſtimmt Fräulein Aurelie bei; „faſt alle gräflichen und fürſtlichen Familien laſſen ihre Töchter von den Saleſianerinnen oder im Sacré-Coeur erziehen. Wer ſollte beſſer als dieſe Gottesbräute geeignet ſein, mit den zarten Blüten dieſer Mädchenſeelen umzugehen, ohne einen Hauch von der Pfirſichreine ihrer Unſchuld zu trüben?“

„Soweit ich weiß, biſt Du nicht im Kloſter erzogen worden, Aurelie“, ſagt Kurt, „und biſt doch auch noch — ein Pfirſich.“

„Fräulein Roſa“, flüſtert indeſſen der Profeſſor dem jungen Mädchen zu, „haben Sie mir verziehen?“

„Ich habe vergeſſen, Herr Gindt — und fordere ein gleiches von Ihnen.“

„Es war, glauben Sie mir, eine Verirrung des im tiefſten Innern bewegten Gemütes, eine Art —“

„Über Vergeſſenes läßt ſich nicht ſprechen“, unter-

bricht Roſa indem ſie aufſteht. „Meinſt Du nicht, Kurt, daß es Zeit wäre?“ . . . fügt ſie laut hinzu.

„Ihr wollt doch nicht ſchon fort?“ ruft Aurelie — „Ihr werdet doch eine Taſſe Thee —“

Aber die Geſchwiſter laſſen ſich nicht zurückhalten. Mit einem gewechſelten Blick haben ſie ſich verſtändigt, daß es hier nichts weniger als heiter und behaglich iſt. Zum Abſchied erinnert Roſa den Profeſſor und ſeine Tochter daran, daß der Mittwoch nach wie vor ihr Empfangstag ſei. „Ich hoffe Sie recht bald wieder zu ſehen — Ihr Schachgegner hat ſchon oft nach Ihnen gefragt, Herr Profeſſor. Auf Wiederſehen, Malvinchen.“

Nachdem die Beiden ſich in den Wagen geſetzt, legt Roſa ihre Hand auf des Brudes Achſel:

„Kurt, biſt Du ebenſo ernüchtert wie ich? Ach, wenn Du wüßteſt, wie ich mich ſchäme, vor mir, vor Dir, — und auch vor ihm ſelber — daß dieſer Menſch mir je etwas anderes als Gleichgiltigkeit einflößen konnte! . . . Geht es Dir ebenſo? So wie mir des Vaters geiſtige Hohlheit — iſt Dir des Töchterleins Gänſehaftigkeit nicht widerlich?“

„Mein Gott — vielleicht ließe ſich die verſchrobene Erziehung wieder gut machen . . .“

„Nein — es ist nicht nur die Erziehung . . . ich kenne einige Klosterschülerinnen, die sehr lebhaften Geistes sind.“

„Und hübsch ist sie doch, Rosa — sehr hübsch!“

„Du bist also nicht geheilt?“

„Bedenke, Liebste, daß mir keine „Chioda“ begegnet ist.“

XIII.

Am folgenden Morgen ſitzt Graf Stohr in ſeinem Zimmer, wieder damit beſchäftigt, einen Brief an Roſa aufzuſetzen. Er hat die ganze ruheloſe Nacht an dieſem Brief ſtiliſiert; jetzt aber, da er das hundertmal Überdachte zu Papier bringen will, ſteigen ihm neue Zweifel auf. Er hat nämlich zwiſchen drei Alternativen geſchwankt: — Liebeswerbung — Heiratsantrag — Abſchied. Das letztgenannte ſchien ihm ſchließlich das ehrenhafteſte, klügſte und beſte zu ſein — aber jetzt, wo er die Feder dazu anſetzen will, ſcheint es ihm wieder das Unmöglichſte. Doch, es wäre ſo einfach. Die Gelegenheit iſt ihm geboten, mit einem Freunde nach Rom — dem Orte ſeiner erſten diplomatiſchen Stelle — zu reiſen. . . . Die Trennung allein wäre im ſtande, der hereinbrechenden Gewalt ſeiner Leidenſchaft Einhalt zu thun und ihn vor einer Dummheit oder Schlechtigkeit,

ſie vor Unglück zu bewahren. „Leben Sie wohl, Ninetta . . . ich verlaſſe heute noch Wien . . . ſchöner Traum . . . ewige Erinnerung . . .“ Nein, die Worte haben alle keinen Sinn und überdies: — er wirft die Feder aus der Hand — Ich will nicht fort . . . ich muß ſie wiederſehen! Um jeden Preis!

Georgs Diener tritt ein und überreicht eine Karte:

„Dieſer Herr iſt draußen und fragt, ob Herr Graf ihn empfangen wollen.“

Stohr wirft einen Blick auf das Blättchen: Kurt von Grehlen. Ein Blutſtrom ſteigt ihm ins Geſicht: dieſer Name ſpricht ja auch von Ninetta. . . .

„Ich laſſe bitten.“

Im nächſten Augenblick wird Herr von Grehlen eingelaſſen.

Die beiden jungen Männer muſtern ſich gegenſeitig mit lebhaften, forſchenden Blicken, denn Jeder iſt auf den Andern neugierig; und nach dem erſten Blick muß jeder dem andern zugeben, einer ſympathiſchen, korrekt edelmänniſchen Erſcheinung gegenüber zu ſtehen.

„Herr von Grehlen, was verſchafft mir —“

„Ich bin ſo frei, mich Ihnen ſelber vorzuſtellen, Graf Stohr, um auf dieſe Weiſe die Erfüllung eines lebhaft gehegten Wunſches zu beſchleunigen. Wir werden hier viel beſſer zu einem Reſultat gelangen, als wenn

erſt an einem dritten Orte eine dritte Perſon unſere Bekanntſchaft vermittelt hätte.“

„Ich bin ſehr erfreut . . .“ erwidert Georg. Er weiß nicht, wo der Andere hinaus will. Reſultat? Was meint er wohl damit? hat er die Geſchichte von ſeinen Beziehungen zu Ninetta erfahren und ſpielt er ſich etwa auf den Beſchützer der Jugendfreundin ſeiner Schweſter hinaus? Die Sache iſt nicht recht geheuer. . . . „Ich bin jedenfalls ſehr erfreut“ fährt er fort, indem er ſeinem Beſucher einen Sitz anweiſt und ſich ſelbſt auf ſeinen vorigen Platz am Schreibtiſch niederläßt — „und wäre ich nicht auf dem Punkt, nach Rom abzureiſen, ſo würden wir uns ſicherlich in der Geſellſchaft getroffen haben; mein Onkel, der mit Ihrem Onkel, dem General Rudolf von Grehlen befreundet iſt —“

„Ja, ich weiß. . . . Aber was ſagen Sie da? Sie wollen abreiſen?“ Was geſchieht denn dann mit dem Anti-T. J.-Verein? Die Statuten dieſes gemeinnützlichen Unternehmens mit Ihnen feſtzuſtellen, war der nächſte Zweck meines Beſuches.“

„Sie wiſſen? . . .“

„Alles. Fräulein Krutzer hat meiner Schweſter, und dieſe hat mir Mitteilung von Ihrer Bereitwilligkeit gemacht, gegen die von meinem Vater perhorreszierte

Menſchengattung thatkräftig einzuſchreiten. Die Idee, einen Verein zu bilden, deſſen —"

„Herr von Grehlen, ſprechen Sie mir von Ninetta Krutzer — ein merkwürdiges Mädchen, nicht wahr?

„Merkwürdig?"

„Es iſt alſo alles ſo richtig, wie ich gehört habe: die Geſpielin Ihrer Schweſter? . . . Und jetzt bildet ſie ſich für die Bühne aus?"

„Es heißt ſo. Aber um auf die Tiefinnerſten zurückzukommen. —"

„Und Sie, Kurt von Grehlen, konnten mit — dieſem Mädchen verkehren, ohne ſie zu lieben? Nein, nein — laſſen Sie uns cartes sur table ſpielen. Ninetta hat mir unterſagt, in ihr Haus zu kommen, weil in dieſem Hauſe einer lebt, der auf ſie ein Anrecht hat. Ninetta —"

„So laſſen wir doch Ninetta bei Seite, Graf Stohr — mich geht dieſelbe gar nichts an. In meinem Hauſe ſteht mir niemand anderer nahe, als meine Schweſter Roſa. Zwiſchen mir und Ihnen kann es da nimmermehr zu einer Nebenbuhlerſchaft kommen. Es handelt ſich einzig und allein um die Tiefinnerſten. Darüber brauchen Sie ſich nicht ſo zu ereifern. Zwar würde ich es gerne ſehen, wenn Sie den Genannten ebenſo

feurigen Haß zuſchwüren, als Sie von feurigem Intereſſe für dieſe — Ninetta erfüllt zu ſein ſcheinen.“

„Dieſe Ninetta“ — haben Sie ein Recht, abfällig von ihr zu ſprechen?“

„Fällt mir nicht ein! Es gibt nichts harmloſeres, unbeſcholteneres —“

„Das ſoll ſie bleiben — ich reiſe nach Rom. Was mich übrigens nicht hindern wird, den Kampf gegen T. J. ſyſtematiſch aufzunehmen. Den Verein laſſen Sie uns gründen. Ich habe mich für die Sache wirklich entflammt: der Aufſatz Ihres Vaters hat mir großen Eindruck gemacht. Erzählen Sie mir, ich bitte, von Siegbert von Grehlen! Der muß, was mir auch allſeitig beſtätigt wird, ein ausgezeichneter Mann geweſen ſein.“

Auf dieſen Gegenſtand gebracht, wird es dem Sohn warm um's Herz und er ſchildert mit begeiſterten Worten die Eigenſchaften ſeines unvergeßlichen Toten. Dabei kommt er auf ſein eigenes, ihm vom Vater vorgeſtecktes Lebensziel zu ſprechen, auf ſein erhebendes, beglückendes Studium. Stohr lauſcht mit ſichtlichem, immer ſteigendem Intereſſe und geht auf die angeregten Themata mit Verſtändnis und Wärme ein. Daraufhin erzählt er von ſeinen Neigungen: Reiſen, Muſik, Lektüre, und immer lebhafter erwacht in Beiden gegenſeitige Sympathie und

Anerkennung. Erfreut und erſtaunt nimmt Einer vom Andern wahr, daß es noch tauſend andere, ganz andere Dinge für ſie gibt, als Pferde, Spiel und Weiber; — daß da nicht zwei Clubmänner, Sport- und Lebemänner einander begegnet, ſondern zwei Vollmenſchen, und als Kurt und Georg nach einer Stunde auseinander gehen, ſind ſie ein Paar Brüder.

„Rate einmal, bei wem ich den heutigen Morgen zugebracht," ſagt Kurt, indem er ſich mit ſeiner Schweſter zum Gabelfrühſtück ſetzt.

„Bei Profeſſor Gindt?"

„Gefehlt."

„Bei einer Dame?"

„Noch gefehlter."

„Wie kann ich wiſſen?"

„Aber ſo ungeſchickt! Du brauchſt nur denjenigen zu nennen, der in Deinen Gedanken obenauf iſt: ich war bei Chiodo."

Roſa unterdrückt einen Ueberraſchungsſchrei. „Was! bei Georg Stohr! Welch merkwürdiger Zufall! wo biſt Du ihm begegnet?"

„Wo? der Zufall iſt nicht gar ſo merkwürdig — in ſeinem Zimmer. Ich hab' ihn einfach aufgeſucht. Ein prächtiger Burſch... Stoß an — er ſoll leben... Auf einen Zug geleert? Brav, Roſa. Und es war

Dein Glück, daß ich ihn beſuchte. — Warum und wieſo? Unterbrich mich nicht mit Fragen, Du zitternde Ungeduld, ich werde Dir ſchon alles Wiſſenswerte ordnungsgemäß mitteilen. Alſo, wie geſagt: Dein Glück, daß ich dort war: ſonſt wäre er heute noch nach Rom gefahren —"

„Wie?"

„Mittels Südbahn vermutlich . . . . Nach Rom gefahren, um Ninetta Krutzer zu fliehen. Er iſt in das unſchuldige Ding bis über die Ohren vernarrt. Heiraten kann er ſie nicht, unglücklich machen will er ſie nicht — in einem ſolchen Falle reiſt man eben nach Rom. Mir zu Liebe iſt dieſe Abreiſe jedoch aufgeſchoben worden. Wir wollen erſt ein Komitee von fünf oder ſechs Vertrauensmännern des Anti-T.-J.-Klubs bilden, welches, auch in Abweſenheit des Gründers, die Vereinsarbeiten leitet und es ſich angelegen ſein läßt, Zweigvereine zu ſchaffen. Paragraph 1: —"

„Du marterſt mich! Laß doch die T.-J. bei Seite. Es handelt ſich um das Innerſte meines Herzens und das iſt auch tief, und anders intereſſant, als Deine Vereinsſtatuten. Er liebt mich — ſagſt Du? Und fliehen will er? — kann denn Liebe fliehen?"

„Scheint nicht, denn er bleibt. Unter verſchiedenen Vorwänden zwar, aber Thatſache iſt: er bleibt."

„Haſt Du ihm etwa verraten, wer ich bin?“

„Nein; das wäre freilich das einfachſte. Und wenn Du mich dazu ermächtigſt —“

„Noch nicht, Kurt, ich beſchwöre Dich — noch nicht! Wenn nicht irgend ein Zufall das Geheimnis aufdeckt, ſo wollte ich's noch bewahrt haben.“

„Bis wann — und wozu?“

„Bis zu dem Augenblicke, wo er auf Ninetta mit brechendem Herzen verzichtet, oder gar bis zu dem Augenblicke, wo er allen weltlichen Vorteilen entſagt, um Ninetta zu erlangen. In beiden Fällen wird es dann in meiner Macht liegen, durch mein Zuerkennengeben ſeinen Schmerz in übermächtige Freude zu verwandeln . . . Und kannſt Du Dir etwas herrlicheres, ſeligeres vorſtellen, als ein Füllhorn von Glück über dem Geliebten auszuſchütten?“

„Dieſe angenehme Beſchäftigung könnteſt Du Dir ſchon heute verſchaffen. Doch, ich verſtehe, Du willſt den Gegenſtand deiner Beglückung erſt quälen. Du willſt ihm nach demſelben Prinzip einen Genuß verſchaffen, nach welchem Einer einſt ein Mittel verſchrieb, etwas gar wonniges zu erleben: man ziehe ein Paar enge Stiefel an, gehe damit auf ſpitzem Pflaſter mehrere Stunden lang ſpazieren, komme dann nach Hauſe und ziehe die Stiefel aus — letztere Prozedur ſei ein

göttliches Gefühl! Gib acht, Roſa — wer weiß, ob Du Dir Dein Glück nicht verdirbſt. Iſt Georg Stohr ein vernünftiger Menſch, wofür ich ihn halte, ſo wird er ſich die Ninetta aus dem Kopfe zu ſchlagen trachten und zu dieſem Zwecke eine Chioda ſuchen — und finden. Iſt Georg Stohr ein leidenſchaftlicher und etwas leichtſinniger Menſch, was in unſerem Alter verzeihlich iſt — ſo wird er dieſer Ninetta auf böſe Weiſe nachſtellen und dadurch auch Dich in Deiner Mädchenwürde kränken. Kurz, du wagſt da ein gefährliches Spiel."

„Ja, ich geb' es zu — auf dem Spiel ſteht viel. In beiden Fällen, die Du genannt' haſt, werde ich Georg Stohr verloren geben. Dann iſt er nicht der, für den ich ihn halte, und das Verzichten und Entſagen iſt an mir . . . Zeigt er ſich aber als ſo liebesſtark, daß er Ninetta nicht vergeſſen kann und will; als ſo ehrenfeſt, daß er Ninettas Reinheit nicht zu trüben wagt und nur um den Preis ſeiner Hand um ihre Liebe wirbt — dann — dann hat Roſa die Partie glänzend gewonnen. Alſo laß mich ſpielen, Bruder. Als Einſatz hab ich einen Mädchentraum geſetzt — den Verluſt könnt' ich ſchon ertragen — und als Gewinn — da winkt mir höchſtes Frauenglück."

„Du Närriſche! Du Tiefinnerſte!"

„Inſultiere mich nur — aber durchkreuze meine Narrheit nicht! Und jetzt erzähle haarklein alles, was unter euch von Fräulein Krutzer geſprochen worden.“

Kurt willfahrt dieſem Wunſch und wiederholt, ſo gut ſein Gedächtnis es erlaubt, den Wortlaut ſeiner mit Georg über den fraglichen Gegenſtand gepflogenen Unterhaltung. Er berichtet auch von den übrigen Geſprächen, durch welche ſich zwiſchen ihm und ſeinem neuen Freunde eine ſo angenehme Übereinſtimmung gezeigt hat, daß in Beiden der Wunſch und der Vorſatz erwacht war, den begonnenen Verkehr fortzuſetzen und immer enger zu knüpfen.

„Mir ſchien die Sache nicht ſchwierig“ ſchließt Kurt ſeine Erzählung, „denn ich dachte mir im Stillen: „Wart' Freund, Du ſollſt bald mein Schwager werden“, aber ich ſtieß auf ein Hindernis. Meine Aufforderung, mich bald zu beſuchen, lehnte er bedauernd ab: ich ſolle es nicht übel nehmen . . . es binde ihn ein Verſprechen . . . ein Verbot, dem er nicht entgegenhandeln dürfe, mache es ihm unmöglich, vorläufig mein Haus zu betreten . . . Wiſſend, woher dieſes Verbot ſtammt, Du tyranniſche Autokratin, drang ich nicht weiter in ihn und freute mich eigentlich in Deinem Namen über ſo blind erwieſenen Gehorſam. Derſelbe iſt ein Zeichen tiefſter innerſter Liebe — und Liebe

ist das Einzige, bei dem Tiefinnerlichkeit berechtigt ist. Das Verbot wird natürlich aufgehoben und dann —"

„Dann bin ich erkannt — das darf so schnell nicht kommen. Ich bitte Dich, lasse mich über die Sache mit mir zu Rate gehen; ich muß irgend einen Plan entwerfen . . . oder soll ich alles weitere dem Zufall überlassen, sollen wir abwarten, was dieser bringt? Nur eins kann ich Dir sagen, Kurt: — es ist eine Lust, zu leben!"

An diesem Tage findet Rosa jedoch nicht viel Zeit und Ruhe, nachzudenken und Pläne zu schmieden. Es ist Mittwoch. Da heißt es, mit einer Anzahl gleichgiltiger Leute liebenswürdig sein — ein anstrengendes Stück Arbeit, bestehend aus gezwungener Heiterkeit, erheuchelter Freundlichkeit, versteckter Müdigkeit und bekannt unter dem Namen: „Mit unnachahmlicher Grazie die Honneurs machen."

Herr und Fräulein Gindt haben sich die Erlaubnis, wiederzukommen, nicht zweimal wiederholen lassen; schon an diesem nächstfallenden Mittwoch machen sie Gebrauch davon und sie kommen so früh, daß sie als die Ersten erscheinen. Von Gästen sind nur General Grehlen und die beiden Damen Helmerfeld anwesend, welche hier gespeist haben.

„Ah, sind Sie auch noch auf der Welt, Professor?"

ruft der General dem Eintretenden zu. „Sie haben ſich ja eine Ewigkeit nicht blicken laſſen. Ich hatte mir dieſe Eklypſe dahin erklärt, daß Ihnen ein Salon, wie dieſer, nicht gelehrt und nicht äſthetiſch genug ſei, denn wir ſind in der That nur einfache Leute.“

„Exzellenz belieben zu ſcherzen . . . Vielmehr kann eine ſo glänzende Stätte wie dieſe, einen armen, in trockenen Studien verſunkenen Gelehrten nur blenden, und dazu angethan ſein, ein ſo inkongruentes Element auszuſtoßen.“

Nach einigen zwiſchen den anweſenden Perſonen ausgetauſchten Begrüßungen und ſonſtigen banalen Redensarten iſt nun eine allgemeine Unterhaltung in Gang gebracht und der Profeſſor befindet ſich in vollſtem Fahrwaſſer der Tiefinnerlichkeit. Rudolf von Grehlen, dem es Spaß macht, ein lebendes Exemplar von der Sorte reden zu hören, auf welche er durch das hinterlaſſene Schriftſtück Siegberts aufmerkſam geworden, hat ſelber den Anſtoß zu dem einſchlagenden Geſpräch gegeben, indem er ſagte:

„Helfen Sie mir doch, Herr Gindt, den jungen Menſchen da auf einen richtigen Pfad zu bringen. Ich verſtehe zwar nicht viel von Wiſſenſchaft, habe aber großen Reſpekt vor ihr; und ich bilde mir ein, daß wenn man ſchon ihrem Dienſt ſich widmet, das

mit einem gewiſſen — wie ſoll ich ſagen — „ſittlichen Ernſt“ geſchehen ſoll.“

Bei dieſen Worten nickt der Profeſſor beifällig und um die Lippen der Geſchwiſter zuckt ein beluſtigtes Lächeln — ſie merken wohl, wo der ſchalkhafte Onkel hinaus will. Dieſer fährt fort:

„Ich möchte ſogar ſagen, es gehöre eine Art Verinnerlichung dazu. So ein oberflächliches Leſen naturwiſſenſchaftlicher Bücher — die nicht einmal gründlich ſind, denn es kann ſie Jedermann verſtehen — dieſe Beſchreibungen von großen und kleinen Bären — von den Affen-Bären gar nicht zu reden, den uns die Darwiniſten anhängen wollten —; Pflanzen- und Steinkunde und ähnliches trockenes, aller ſpekulativen Tiefe ermangelndes Zeugs thuts nicht. Man muß meines Erachtens — wenn man ſchon ein Gelehrter ſein will — bis zum Weltzuſammenhang dringen; man ſoll den innern Beſtand, ich will ſagen die Weſenheit der Allgemeinheit . . . das heißt, den Urgeiſt . . . ich kann mich nicht recht ausdrücken . . .“

„Ich verſtehe vollkommen, was Sie ſagen wollen, Exzellenz, und ſtimme Ihnen im Innerſten bei;“ kommt der Profeſſor dem ſtockenden Redner zu Hilfe. Und hierauf übernimmt er ſelber das Wort:

„Die Schule, zu welcher unſer junger Freund

hier ſchwört, — ich brauche nur auf jenes Bücherregal zu zeigen, wo die Werke der Chorführer des modernen Materialismus prangen, — dieſe Schule ermangelt der Ideale.“

„Erlauben Sie —“ will Kurt unterbrechen.

„Halt! mein Neffe und Mündel, — laß den Profeſſor ausreden; er ſpricht auf Deines Vormunds Anregung. Wenn Du etwas zu entgegnen haſt, ſo thu es nach Schluß der Rede — ich aber beſtehe darauf, daß Dir einmal von ſo kompetenter Seite Deine mangelnden Ideale ordentlich zu Gemüte geführt werden. Bitte, Gindt: weiter!“

„... ermangelt der Ideale. Eine Wiſſenſchaft, welche nur die gemeine Wirklichkeit durchforſcht, kann nur von der ſchlimmſten Unheiligkeit der Geſinnung getragen ſein —“

„‚Gemeine Wirklichkeit‘ iſt gut,“ ſchaltet der General beifällig ein. „Merk' Dir das, Junge: alles wirkliche iſt ordinär. Materialismus iſt nicht nur ‚kraß‘, wie man zu ſagen pflegt — er iſt gemein, hundsgemein. Bitte um Verzeihung, Gindt, aber dieſe und meine folgenden Bemerkungen ſollen Ihre Ausführungen nicht hemmen, — nur ſo gewiſſermaßen, wie ein Pedal, verſtärken.“

Der Profeſſor nickt zuſtimmend und fährt fort:

„Im Gegenſatz zu der troſtlos rohen, induſtriell nüchternen, gänzlich entgöttlichten Geſtaltung der modernen Weltanſchauung, laſſen Sie uns den Idealismus betrachten, welcher ſchon den Geiſt des Griechentums durchtränkt hat, unter dem Einfluß des Chriſtentums zu höchſter ethiſcher Blüte entfaltet worden, und auch in Zukunft — wofern die Menſchheit nicht gänzlich verſinken ſoll — wieder ſiegreich die momentan drohende Verſumpfung überwinden wird. Der geſunde kräftige Nerv des Idealismus —“

„‚Kräftige Nerv‘ — ich würde ſogar ſagen markige Nerv — oder auch nerviges Mark —“

„Gleichviel; dieſe Kraft wird in dem Grade mächtiger und bedeutender, je tiefer wir über uns hinaus in dem ideell Geahnten ankern.“

„Richtig, je tiefer wir ankern, deſto höher ſegeln wir.“

„Idealität iſt nichts als eine freiwillige Hingebung an etwas, in welches wir nur deßhalb ſo ſelbſtvergeſſen aufgehen können, weil wir ganz und gar zu ihm hin angelegt ſind und weil wir unſere tiefſte —“

„Und innerſte —“

— „Bethätigung darin haben. Man muß erſt ganz zu ſich ſelbſt kommen, um über ſich hinausgehen zu können. um jene innerſte —“

„Und tiefſte —"

„— und vollſte Selbſtbethätigung zu erreichen, welche uns nur in einem Gegenſtand aufgeht, in welchem wir uns ganz vergeſſen können. Die volle und ungeteilte Hingebung an geiſtige Ziele mit dem geſamten Wollen und Weſen kann nur der Verwirklichung des Ideales willen ſich bethätigen. Sobald die Eitelkeit der Welt ſich uns ſelbſt zum innigſten Bewußtſein bringt, geht uns das Geheimnis des tiefen Elends und Erlöſungsbedürfniſſes der Menſchheit auf. Dabei bleibt aber, bei aller Lebensabwendung, die echte Lebensliebe, das große, heroiſche Erleben des geträumten Ideals. Auch ein geſunder, ironiſierender, die Gegenſätze verſöhnender Humor iſt dabei nicht ausgeſchloſſen. Und ſo bedingt es auch die tiefſte Lebensfreude des deal angelegten Menſchen, daß ſein höchſter Traum nichts iſt, als ein nerviger Griff ins volle Daſein; jeder Schritt in das Leben draußen zugleich eine tiefſte Heimkehr zu ſich ſelbſt."

„Hörſt Du's mein Junge: Kraft, Mark, Nerv — alles das fehlt Dir zum Hineingreifen ins Volle — denn Du haſt keine Ideale. Du verſtehſt es nicht, aus Dir hinaus und über Dich hinüber zu gehen, kannſt daher auch nicht zu Dir ſelber heimkehren . . ."

„Mit einem Wort: bei einer groß angelegten, im

innerſten Können durchbrechenden Natur, iſt das Ideal die Zuſammenfaſſung deſſen, was die tiefſte Perſönlichkeit ausmacht "

„Ich würde Geſamtperſönlichkeit ſagen, Gindt. Das drückt Ihren Gedanken noch nachdrücklicher aus. Man könnte auch hinzufügen, daß ein Menſch ohne Ideale ſozuſagen innerlichſt entwurzelt daſteht. Biſt Du überführt, Kurt?"

„Jedenfalls bin ich Dir ſehr dankbar, Onkel, dieſen Vortrag angeregt zu haben, welcher uns einen tiefinnerſten Genuß bereitet hat."

„Und jetzt — falls Du dem Herrn Profeſſor etwas zu entgegnen hätteſt, überlaſſe ich Dir das Wort."

„Sprechen Sie ungeſcheut, Herr von Grehlen, ich werde Ihre Einwendungen — auch wenn ich von vornherein überzeugt bin, dieſelben entkräften zu können — doch mit Achtung anhören. Ich finde, daß jede Gegenmeinung, wenn ſie eine dem innerſten Selbſt entſpringende Überzeugung iſt, Berückſichtigung verdient."

„Sie ſind ſehr gütig. Aber ich weiß mir wirklich nicht zu helfen. Um eine Gegenmeinung zu äußern, muß vor allem eine Meinung vorliegen — und die Erde möge mich verſchlingen, wenn ich nur eine blaſſe

Ahnung davon habe, was Sie eigentlich meinen, Herr Profeſſor!“

„Ich habe doch deutlich und klar —“

„Gründlich und einleuchtend“, betont der General.

„— dargethan, daß das Ideal —“

„Mit einem Wort: ausgelebt werden will.“

„Ich bin wirklich überraſcht, Exzellenz, wie Sie, der Sie doch von Beruf und Gewohnheit allen ſpekulativen Fragen ferne ſtehen, auf meine innerſten Gedanken ſo intuitiv eingehen; während dieſer junge Mann, der ſich die Wiſſenſchaft als Lebenszweck gewählt hat, eingeſtandenermaßen mir nicht zu folgen, imſtande war. Das kommt von der leidigen Gewohnheit her, ſich nur mit poſitiven und exakten Dingen zu beſchäftigen. Das muß auch auf den lebhafteſt angelegten Geiſt verflachend und lähmend wirken: Schwung, Vertiefung, Erfaſſung des Abſoluten, Abſtraktionsfähigkeit: — alle dieſe dem ſpiritualiſtiſch geſchulten Kopf geläufig gewordenen Denkfunktionen, werden durch die materialiſtiſche Methode nicht nur nicht gefördert, ſondern geradezu erſtickt.“

„Was Sie jetzt geſagt haben, Herr Gindt, das hab' ich trotz meiner verkrüppelten Denkorgane ganz gut verſtanden. Es iſt ein ſchmähender Angriff auf die ganze Weltanſchauung, zu der ich mich — in Ge-

folge der von Ihnen auf jenem Bücherregale beanſtandeten Autoren — offen bekenne. Und da will ich Ihnen die Entgegnung nicht ſchuldig bleiben . . . Doch — ich werde dieſelbe einem beredteren Anwalt übergeben, als ich ſelber einer wäre. Ich beſitze unter den nachgelaſſenen Papieren meines Vaters — der, wie Sie wiſſen, ein begeiſterter Anhänger der exacten Wiſſenſchaften war — ein Schriftſtück, welches meine Sache ſicher gut verteidigen wird. Es iſt noch nicht ſpät — unſere Gäſte können kaum vor einer Stunde kommen — erlauben Sie, daß ich das Dokument hole."

Kurt entfernt ſich und kommt nach einer Weile zurück. Er hält ein verſiegeltes Papier in Händen.

„Sehen Sie — der Umſchlag iſt noch verſchloſſen. Indem ich den Inhalt nun verleſen werde, nehme ich ſelber zum erſtenmal Kenntnis davon. Nur die Aufſchrift beſagt, daß jetzt der Moment gekommen iſt, dieſen Brief zu erbrechen: „Verteidigung, einem T. J. vorzutragen, wenn Dich ein ſolcher durch Angriffe auf unſere Weltanſchauung gar zu ſehr geärgert hat." Die Initialen bedeuten — das wäre zu lang, zu erklären — ſagen wir: „Tiefe Idealiſten". Und daß ich mich geärgert habe, in einem Atem roh, flach, gelähmt und erſtickt genannt zu werden — das werden Sie wohl

gerechtfertigt finden, geehrter Herr. Es kommt mir, dem jüngeren, unerfahrenen und jedenfalls ungelehrten Studenten nicht zu, Ihnen, dem berühmten und gelehrten Professor gegenüber, meinem Ärger Ausdruck zu geben — aber auf Verteidigung habe ich Anrecht; und diese möge nun der teure Schatten meines Vaters übernehmen. Was ein Schatten spricht, darf Sie, den Lebenden, keinesfalls verletzen, — umsoweniger, als diese Worte nicht direkt an Ihre Person gerichtet sind."

„Da bin ich doch wirklich begierig," entgegnet der Professor. „Sie haben vorhin meine Meinungsäußerung ohne eine Unterbrechung angehört, Herr von Grehlen — ich bin bereit Ihnen revanche zu geben, und Ihr Schriftstück schweigend über mich ergehen zu lassen. Da Sie von dessen wörtlichen Inhalt keine Kenntnis haben, so werde ich Sie auch nicht für eventuell beleidigende Ausdrücke verantwortlich machen. Lassen Sie hören!"

„Brav, Herr Professor", sagt der General, mit diesmal aufrichtig gemeintem Beifall; „das war vernünftig gesprochen."

Bewegten Herzens nähert sich auch Rosa und setzt sich neben ihren Bruder. Wenn sie wieder einmal eine Botschaft von dem teuren Toten vernehmen soll,

bemächtigt ſich ihrer ſtets eine andächtige und gehobene Stimmung. Sie macht Aurelie und Malvine ein Zeichen, ihr Geſpräch zu unterbrechen, und eine allgemein geſpannte Stille tritt ein.

Kurt entfaltet das Blatt und hält daſſelbe eine zeitlang ſchweigend vor ſich. Es iſt, als ſchickte er erſt einen ſtillen Gruß in jenes Grab, von welchem die hier aufgezeichneten Worte herüberbringen. Langſam erhebt er dann den ehrerbietig geneigten Kopf und beginnt:

„Mein Sohn! Ein gerechter Zorn hat Dich erbeben gemacht. Was Du hoch und heilig hältſt, iſt wieder einmal in Deiner Gegenwart herabgezerrt worden; tauſend empörte, nach Ausdruck ringende Gefühle beſtürmen Dich, aber in Deiner vor Ärger zugeſchnürten Kehle erliſcht das Wort der Verteidigung. Und da riefſt Du mich — mich den Ruhigen, Kalten — auf daß ich für Dich ſpreche: Hier bin ich, Kurt!"

Der Leſer hält inne und erhebt den Blick. Die Andern durchrieſelt ein leiſer Schauer. Unwillkürlich rief das feierliche „Hier bin ich" den Eindruck einer Erſcheinung hervor und jedem drängt ſich das Bild einer Geiſtergeſtalt auf, die hinter dem Leſenden ſich herabbeugt, den ſchattenhaften Arm um deſſen Schulter gelegt.

Nach einer Pauſe fährt Kurt von Grehlen — oder vielmehr, fährt Siegbert v. Grehlen fort:

„Zwar habe ich die Schmähungen nicht vernommen, welche Deine Entrüſtung wachgerufen haben, aber ich kann mir dieſelben ungefähr denken. Das Cliché iſt mir ja bekannt: ohne Poeſie, ohne Schwung, ohne Glauben, ohne Fantaſie, ohne Tiefe, ohne — mit einem Wort: ohne Ideal. Nichts als kalte Proſa, trockene Thatſachen, nackte Wirklichkeit, mit einem Worte: ganz — Materie. Dies die Anklage. Welche Jury will da noch die Verteidigung hören? Solche zwei Worte genügen bei tauſenden und tauſenden von Menſchen, um den Prozeß von vornherein zu entſcheiden. Ideal auf der einen — Materie auf der andern Seite ... Man ſchlage dieſe beiden Taſten auf den geiſtigen Klaviaturen an und ganze Akkorde zuſammenſchwingender Vorſtellungen tönen da gewaltig mit. Ideal —: das iſt ja alles was ſchön, was heilig, was erſtrebenswert iſt; Materie —: das iſt ja alles was roh, was tot, was kraß, oder, in noch widerlicherer Nebenbedeutung, was ecklig, ſchleimig iſt. Wozu da noch weiter nachdenken? Natürlich ſind die geiſtig Vornehmen „Idealiſten“, während die in Schmutz wühlenden, ſtets auf materiellen Gewinn bedachten, nur das Poſitive verſtehende — kurz der geiſtige

Pöbel den „Materialiſten“ und „Poſitiviſten“ beizuzählen ſind.

Worte — Worte . . . O, die gefährlichen Behälter, die da alle Begriffe, die man zufällig einmal in ihre Form gethan, wie einen Sprengſtoff komprimieren, um dann, wo ſie als Urteile hinfallen, als ſinnverheerende Granaten zu platzen.

Doch laſſen wir den Wortſtreit bei Seite. Das Ding, für welches ich hier plaidieren will, unter was immer für einen Namen es verklagt worden ſei, iſt — die Wirklichkeit. Aber nicht etwa plaidieren, wie für eine Schuldige, welche mildernde Umſtände geltend macht, welche an ihrer Richter Gnade appelliert; wahrlich nein —: dazu iſt meine Klientin zu ſtolz. Zwar habt Ihr — die Ihr euch in die Idealiſtentoga drapiert — ſie auf die Anklagebank geſchleppt; und Du dort — auf den Galerien Dich drängendes, vielköpfiges, dabei aber oft kopfloſes Publikum — ſiehſt mißtrauiſch und verächtlich auf ſie herab. Dennoch — was ich verſuchen will, für ſie zu ſprechen, ſoll mehr als eine Verteidigung — es ſoll eine Verherrlichung ſein.

Es gibt eine Sache, auf die Ihr alle nicht wenig Euch einbildet, nämlich den Stand unſerer Kultur. Wiſſet denn vor allem, daß, was da Civiliſation heißt,

einzig und allein demjenigen zu danken ist, was die Wirklichkeit — durch ihre Schatzmeisterin Erfahrung — uns von ihren Geheimnissen gespendet hat. Nur in dem Maße, als wir erkannte Wirklichkeit besitzen, sind wir gesittet. Was die Erhabene uns schauen läßt, das allein beleuchtet unsere Fortschrittsbahn. Es gibt kein Träumen, kein Ahnen und kein Dichten, das uns um die Breite einer Linie über den Stand unserer Erkenntnisse hinaus zu erheben vermöchte; aber eine Linienbreite neuer Erkenntnis — mit Bezug auf irgend ein exaktes, positives Stückchen Wirklichkeit — erweitert unsern geistigen Sehkreis um tausend Meilen in der Runde.

Das blendende Licht, welches der Wahrheit — auch ein Titel, den so viele unwirkliche Ideen zu tragen sich erfrechen, obwohl es doch nur ein andrer Namen der Wirklichkeit ist — das Licht, welches der Wahrheit entströmt, in seiner ersten Plötzlichkeit blendet es alle die an ihr kleines Ideallichtchen gewohnten Thatsachenverächter; hartnäckig schließen sie die Augen vor dem neuen Strahl, laut jammernd und fluchend, daß man den verblassenden Glanz ihres Altarlämpchens nicht mehr allenthalben bewundern will ... So geschieht es, daß alle neugewonnenen wissenschaftlichen Wahrheiten — mögen sie nun Kopernikanisches Weltsystem, Gra-

vitationsgeſetz, Kreislauf des Bluts, oder ſchließlich Darwinismus heißen — ſtets der Verachtung und den heftigſten Angriffen der jeweiligen Ideal-Hüter anheimfallen. Von der Wirklichkeit aber, der Unanfechtbaren, der über alles menſchliche Hoffen, Wünſchen und Kombinieren Erhabenen, prallen alle Angriffe ab. An ihr iſt nichts zu ändern und nichts zu leugnen; von ihr läßt ſich nichts erraten, nichts auf rein ſpiritualiſtiſchem Wege erforſchen. Einzig und allein durch die Sinne, und allein im Stoffe gibt ſie ihre großartigen Eigenſchaften uns kund; auf dieſe Weiſe nur bringt ſie zu unſerm Geiſt, denſelben erweiternd und erhellend und ihn zur Aufnahme fernerer Enthüllungen befähigend.

Nein: nichts, nichts kann erraten, erſpekuliert werden. Welcher noch ſo tiefe, noch ſo hochſtrebende Geiſt hätte ſich aus eigener Kraft bis zu den Ideen ſchwingen können, welche die Menſchheit durch die in der Stoffheit des Fernrohres aufgelöſte Stoffheit der Milchſtraße gewonnen hat; oder je die ſchwindelnde Unendlichkeit des Kleinen zu ahnen vermocht, welche die Materie der Infuſorien und Keimzellen unter der Materie des Mikroſkops uns zeigt? Was haben die „Idealiſten“ unter den Griechen, wenn ſie ihrer Fantaſie wild die Zügel ſchießen ließen, erſonnen, um die ungeheuern Entfernungen des Weltraums zu veranſchau-

lichen? —: Daß Häphäſtos einen ganzen Tag lang fallen mußte, ehe er Lemnos erreicht; daß im gewaltigen Sturz der Titanen ein eiſerner Amboß neun Tage und neun Nächte lang vom Himmel bis zur Erde fiel ... Wie verhält ſich wohl dieſer „dichteriſche Schwung“ zu der „trockenen Thatſache“, daß die Lichtſtrahlen manches Fixſternes erſt nach tauſenden und tauſenden von Jahren unſer Auge treffen? ... Die alle unſere Begriffe überſteigenden Gewalten der elektriſchen und magnetiſchen Bewegung; die Myſterien der Moneren, die Schwingungswunder des Äthers, die Unzerſtörbarkeit des Stoffes und der Energie, die fundamentale Einheit aller Naturreiche, das Liebesleben der Pflanzen, die Geſetze der Vererbung und der Vervollkommnung, — alles Wirklichkeiten, deren Einſicht uns das Univerſum in vorher ungeahnter Pracht und Herrlichkeit erſchauen läßt —: ſind uns die etwa durch Traumgeſichte, durch transzendente Schlüſſe, durch — Idealität geoffenbart worden, oder durch Meſſen und Wägen, durch phyſikaliſche Inſtrumente und Experimente?? Vermeſſenheit iſt es — blinde, freche Überhebung — wenn der Geiſt es wagt, vermeintliche Wahrheiten zu verkünden, indem er hierzu den einzigen von der Wirklichkeit erlaubten Weg, nämlich den Weg der poſitiven und exakten Forſchung umgehen will. Und

Undankbarkeit, oder einfach — Unwiſſenheit iſt es, wenn er den ſtofflichen Urſprung ſeines jeweiligen Erkenntnisbeſitzes verleugnet; oder wenn er glaubt, daß ſeine Kraft ausreicht, um fortan, von aller Materie befreit, ſich in höheren Regionen zu bewegen.

Als ob es überhaupt „höheres“ gäbe, als die Wirklichkeit! Als ob je etwas anderes, als das als wirklich Erkannte, das poſitiv Gewußte, der Menſchheit Macht und Glück und Würde fördern konnte! Aberglauben und Wahnglauben, Rohheit und Dummheit, Elend und Schmutz, Tyrannei und Grauſamkeit — alles Dinge die aus den Zeiten ſtammen, wo es noch gar nichts Gewußtes gab — die haben in dem Maße abgenommen, als das wirkliche Verhalten der Dinge in der Natur erkannt worden, und ſind leider noch in dem Maße unter uns verbreitet, als wir von jener Wirklichkeit nichts wiſſen — oder nichts wiſſen wollen. Noch ſteht ſie da, in ſchwere Schleierfalten gehüllt und vieler Geſchlechter Zukunftsarbeit wird es ſein, dieſe Falten allmählig zu lüften; langſam muß der Geiſt durch den Anblick eines Stückchen Wahrheit nach dem andern, ſich gewöhnen, immer größere Mengen von Wahrheit zu erkennen und — zu vertragen.

Der Prozeß, der meiner erhabenen Klientin hier angehängt worden, iſt nicht von heute und nicht von

geſtern. Seit undenklichen Zeiten wird er geführt und mochte die Geklagte auch eine Inſtanz nach der andern gewinnen, immer wieder waren neue Feinde da, ſie zu verfolgen und ſie zu ſchmähen. Die Verfolgung hat jedoch mit der Zeit die Form gewechſelt. Sie iſt nicht nur eine viel milder und weniger allgemein ausgeübte, ſie iſt auch eine ganz andere geworden. An die Stelle der ſchwarzen Künſte, der Kabale und Magie iſt — die Tiefinnerlichkeit getreten. Statt der Hexenrichter, der Zauberer und Aſtrologen, die noch vor zweihundert Jahren die geſchworenen Feinde der Wirklichkeit waren, ſind es heute die „Spiritualiſten“ ſich benennenden Gegner der naturwiſſenſchaftlichen Weltanſchauung. Auf Scheiterhaufen und Zauberformeln, auf Exorſismen und Horoſkope haben ſie verzichtet; doch der Myſtizismus iſt geblieben. Sie ſagen nicht mehr „Abracadabra“; ſie ſagen aber „tiefſt“ und „innerſt“. Der Qualm, der einſt aus goldkochenden Retorten ſtieg, der entſteigt noch als dicker Nebel dem Wortgebräu ihrer vermeintlichen Weisheit; Eulen, magere Kater und ſonſtiges unheimliches Getier gehört nicht mehr zu ihren Requiſiten; dafür pflegen ſie ein ganzes Natterngezücht gifthältiger Phraſen ... Und mit dieſen Mitteln wollen ſie die Wirklichkeit bekämpfen; die Nattern werden ausgeſendet, ſich an ihr hinaufzuringeln; die Nebel —

ſie zu umnachten ... Vergebens: unter ihren Füßen verenden die Schlangen, vor ihrem wahrheitshellen Blick zerfließen die Nebel: Und lächelnd ſteht ſie da — unſer aller Herrin!

— — — — — — — — — — — — — — — —

Kurt faltet das Blatt; er iſt zu Ende. Noch eine Minute lang dauert die allgemeine Stille. Dann erhebt ſich Gindt und ſchickt ſich an, etwas zu ſagen. Doch in demſelben Augenblick werden die erſten Gäſte gemeldet. An dieſem Abend kommt das verleſene Dokument nicht mehr zur Sprache.

XIV.

Im Hauſe des Kapellmeiſters Belten iſt ein muſikaliſcher Abend angeſagt, zu welchem Roſa eine Einladung erhalten und angenommen hat. Zwar ſind ihre Gedanken jetzt ſo ſehr von der Kunſt abgewendet, daß ſie ſich von dieſem Abend nur wenig Vergnügen verſpricht, aber da ſie ſchon vor längerer Zeit ihre Zuſage gegeben, ſo will ſie dieſelbe jetzt nicht mehr rückgängig machen.

Als Roſa, in Begleitung von Frau Krutzer, das Belten'ſche Empfangszimmer betritt, iſt dieſes ſchon mit Gäſten gefüllt. Die Kandelaber auf dem offenen Flügel, ein paar Lampen und die zu dieſer Gelegenheit angebrachten Wandleuchter geben durch ihr helles Licht dem ſonſt recht ſchmuckloſen Raume ein feſtliches Ausſehen. Ungefähr fünfundzwanzig bis dreißig Mädchen und Frauen in einfacher Abendtoilette, und ungefähr halb ſo viele Herren ſind da verſammelt. Unter

den letzteren sieht man einen am Klavier sitzenden, vermutlich das Begleiter-Amt innehabenden Jüngling; einen zweiten Jüngling, der an einem Geigenkasten hantiert, und den Hausherrn, der in einem Pack Noten wühlt. Auch mehrere junge Damen halten Notenrollen in den Händen; kurz, es sieht da, wie Frau Krutzer Rosa zuflüstert, „furchtbar musikalisch“ aus. Noch haben die Vorträge nicht begonnen und die Luft ist von dem lauten und verworrenen Stimmengeräusch erfüllt, welches von den in verschiedenen Gruppen geführten Gesprächen stammt und einem Salon große Aehnlichkeit mit einem Schafstall verleiht: derselbe Lärm und dieselbe anscheinende Sinnlosigkeit. Ob nicht am Ende in den Schafställen mitunter eben so gescheites geblökt wird? . . .

Ortrud kommt auf Rosa zu.

„Ach, ich dachte schon, Sie würden mir nicht Wort halten, liebes Fräulein, und das wäre wahrlich ein Verlust — für Sie gewesen. Die Musik, die Sie heute hier zu hören bekommen, wird läuternd auf Ihr musikalisches Gewissen wirken, gegen welches wir Alle bei Frau Contini oft und schwer genug sündigen müssen.“

„Sie sehen mich ganz bußfertig, liebes Fräulein Belten“, antwortet Rosa lächelnd. „Komme ich so spät? Hat denn die heilige Handlung schon begonnen?“

„Noch nicht — wir erwarten noch einen Sänger. Wollen Sie ſich nicht ſetzen? — Dort in der Nähe des Inſtruments ſind ſchon alle Plätze eingenommen — aber dahier auf dem kleinen Sofa werden Sie bequem hören . . . Und Sie, Frau Krutzer — ich weiß, daß Sie keinen Sinn für Muſik haben . . . wenn Sie wünſchen, ſo führe ich Sie zu meiner Tante, welche im Nebenzimmer mit noch einigen muſikgleichgiltigen Perſonen ſich aufhält . . . Ja? Alſo kommen Sie . . ."

Und Ortrud ſchwebt der ihr folgenden Frau Krutzer voran.

Der Ausdruck „ſchweben" paßt um ſo beſſer auf ihre heutige Gangart, als ſie in Hinblick auf die ſeraphiſchen Klänge, die jetzt allhier ertönen ſollen, ſich auch in Ausſehen und Geberde ſo ſeraphiſch als möglich gibt. Sie hat ein weißes langſchleppendes Kaſchmirkleid angelegt, und das hinten in Locken herabhängende und vorn ſchlicht geſcheitelte Haar iſt mit einem blauen Bande umwunden. Zum Engel fehlt ihr nur der Lilienſtengel und ein Flügelpaar; letzteres erſetzt ſie dadurch, daß ſie, nur mit den Fußſpitzen auftretend, leicht und „beſchwingt" von einer Ecke des Zimmers in die andere eilt.

Mit deſto langſameren, gemeſſeneren Schritten — gleichſam wie ein dem Altar ſich nahender Prieſter —

tritt der Kapellmeiſter auf. In jeder ſeiner Bewegungen, in ſeinem ganzen Geſichtsausdruck liegt etwas pontifizirendes. Er iſt jetzt mit der Notenſichtung fertig und ſchreitet auf jenen Platz zu, wo der Geigenjüngling ſein Inſtrument auspackt. Ehrfurcht malt ſich auf den Zügen des Jüngers, als der Meiſter vor ihm ſtehen bleibt. Er neigt vor dem Geſtrengen den Kopf, wobei ſeine Haarſträhne wie Trauerweidenäſte herabhängen. Dieſe Haare laſſen auf das kommende Violinſpiel einen günſtigen Schluß ziehen: jedenfalls hat der Künſtler das Bedürfnis, öfters jene mähnenzurückwerfende Kopfbewegung zu machen, welche ein glühendes Künſtlertemperament verbürgt und die Wirkung eines allegro appassionato ſo erfolgreich erhöht. Nachdem die kurze Konferenz zu Ende iſt, ſchreitet der Hausherr wieder zu dem Flügel, lehnt eine Hand daran und erhebt die andere langſam und feierlich, als wolle er damit eine knieende Menge ſegnen, oder empörte Meereswogen glätten.

„Meine Herrſchaften . . .“

Viele der ſurrenden und ſummenden Geſpräche verſtummen, aber einzelne Stimmen dringen noch hervor. Die ſturmbeſchwörende Hand hebt ſich noch höher:

„Meine Herrſchaften — ich erbitte mir für einige Minuten Ihre gütige Aufmerkſamkeit . . .“

Jetzt ist alles still; bis auf ein paar hustende und räuspernde Laute ist der ganze Schafstall-Lärm erloschen.

„Das Stück, mit welchem wir unsere heutigen Vorträge eröffnen wollen, ist eine Composition von Altmeister Bach — von diesem Bach, welcher als „Urvater der Harmonie" auch stets ihr letztester Stammvater sein wird. Damit Keiner hier pietätlos den Tönen lausche, die der Gewaltige uns hinterlassen hat, will ich in einigen schlichten Worten die Bedeutung dieses Bach Ihnen erläutern. Hier liegt die letzte Substanz, aus der die Gewebe der Kunst gesponnen werden. Was bei ihm den letzten Ausschlag gibt und Herz und Sinn lebendig in jene Schöpfung führt, wo der Herr noch unter seinen Geschöpfen wandelt, das ist zugleich der Gehalt des Kunstwerkes selbst und das für jeden Musikschaffenden unausweichlich Benötigte. Kein Zweifel, daß der letzte Grund für diese Erscheinung ebenfalls die Religion ist. Alles was bei Bach an dieser allerzeugenden und allbeseligenden Tiefe, an wirklichen Lebensgebilden, wie an seelischen Stimmungen und überirdischen Visionen ans Licht getreten ist, dies erscheint als eine unerschöpfliche Quelle für die Gewinnung der Fähigkeit zu künstlerischen Neubildungen, sowie als ein untäuschbar sicherer Maßstab für ihre

äußere Vollendung; erscheint aber, was fast wichtiger denn alles ist, als ein Prüfstein der Wahrheit, der innern Keuschheit und alles letzten Gehaltes einer künstlerischen Produktion."

Der Sprecher holt Atem und ein beifälliges Gemurmel im Publikum entsteigt der angenehmen Hoffnung, daß der Vortrag zu Ende ist. Aber von neuem erhebt sich die segnende Hand und salbungsvoll fließt die Rede weiter.

Rosa, welche in der Nähe der Eingangsthüre auf einem Sofa sitzt, lehnt mit gesenkten Augen zurück, läßt die Bach-Verhimmelungen des Kapellmeisters wie Bachgemurmel an ihr Ohr schlagen, ohne sich die Mühe zu geben, einen Sinn herauszuhören und denkt an — Chiodo. Sie kann eigentlich nichts anderes mehr denken. Zudem wird sie durch Beltens Stimme an jenen ersten Abend erinnert, wo derselbe Belten in gleichem Tone zu Georg Stohr gesprochen hat und von diesem so trefflich zurecht gewiesen wurde. Wäre er jetzt wieder hier, was würde er wohl zu dem Wortschwall sagen, welchen der Hausherr eben über seine wehrlosen Gäste ergehen läßt? . . . Sie horcht von neuem auf, um irgend so eine typische Phrase im Flug zu fangen und für das Vereinsarchiv festzuhalten.

„. . . und so ergeht es uns mit allen Kompo-

ſitionen dieſes Bach. Sie haben den ewigen Grund des Lebens zum Fundament. Diſſonanzen, die aufſeufzen, als wäre das Herz der ganzen Menſchheit zu Tode gepreßt, hört man nur hier. Und Wonnelaute des Innern, von dem kleinen Gefühle umſchränkt frohen Daſeins, bis zum mächtigen Bewußtſein, daß alles Leben frohlocken darf, das „in dem Herrn lebt", wird man in dieſer Kräftigkeit und Keuſchheit der Empfindung zugleich anderswo vergeblich ſuchen. Gottſeligkeit iſt das Eigentliche und Weſenhafte an Bachs Geiſtesverfaſſung. Aus dieſem Golde, hier wirklich reines und volles Gold, webt er nun, bewußt oder unbewußt — denn es iſt ſeine wiedergeborene alſo eigentlichſte Natur — all ſeine Gebilde, und keines das nicht davon die deutlichſte Spur aufweiſe. Und ſäße es manchmal tief im Schacht, es leuchtet mit einem Male in vollem Goldesglanze auf und durchleuchtet das ganze Geſtein, daß alles andere lebendig wird und wir zugleich das Gewebe der Welt im Tiefſten zu erſchauen wähnen."

„Da haben wir's!" ſagt ſich Roſa: „das Gewebe der Welt im Golde des Geſteins eines Muſikſtücks — es iſt zum Lautaufſchreien! . . . Wäre Kurt nur hier oder Georg . . ."

In dieſem Augenblicke erſcheint Graf Stohr an der Thürſchwelle. Er wirft einen Blick im Salon

umher, wird Rosa gewahr und geht geradeaus auf sie zu. An ihrer Seite ist ein Platz leer und so leise als möglich, um die lauschende Versammlung nicht zu stören, nimmt er denselben ein. Sie erwidert seinen stummen Gruß, von einer unsäglichen Freude erfüllt. Das war ja eine köstliche Überraschung . . . Wars aber auch so ganz und gar Überraschung? Hat sie nicht im stillen gehofft, daß ihre Mitschülerin, Gräfin Therese, ihrem Bruder von dieser Soiree erzählen würde und er infolgedessen sich eine Einladung verschaffte? . . .

Vom Klavier her rieselt die Bach-Verherrlichung weiter:

„. . . Wenn die eherne Ruhe dieses Gewaltigen aber einmal ihr Gesicht verzieht, dann ist es wie ein Schmerz der ganzen Welt, oder wie urverheißene Lebenswonne. Da ist, um nur die zugänglichsten Beispiele zu berühren, jene vor der Repetition eintretende Dissonanz, eine Undezime, die den Höhepunkt des sonst in dem vollen Lächeln der Frühlingsnatur strahlenden „Pastorales" zur Verkündigung der Geburt des Heilands im Weihnachtsoratorium bezeichnet. Es wird freilich leicht sein, ähnlich scharfe oder gar schärfere Dissonanzen bei Beethoven und mehr noch bei Mozart aufzuweisen, aber keine, die mit solchem Vollgewichte wie diese unser

innerſtes Empfinden trifft und plötzlich ein ſchwärzeſtes Dunkel in hellſten Sonnenſchein hinwirft. Und es iſt nicht unſere Vorſtellung, was uns dieſe Stelle ſo ausdrucksvoll macht. Nein, eben Bachs unermeßlich tiefe Vorſtellung von dem Leid, das uns vom Leid erlöſte, gab ihm die Kraft, den letzten Eindruck hier ſo vorzubereiten, daß er uns ſelbſt wie ein Giftpfeil ins Blut bringt und das ganze Innere in ſchmerzlichſt wehmutvolle Gährung bringt."

„Iſt der Mann dort toll? . . . was ſpricht er denn?" flüſtert Georg ſeiner Nachbarin zu.

„Tiefinneriſch ſpricht er — unverfälſchtes „Tiefinneriſch."

„Sie fragen mich nicht, wie ich hierherkomme, Fräulein Rinetta?"

„Nein — aber ich freue mich, da Sie da ſind."

„Sie machen mich zum glücklichſten —"

„Pſt! Lauſchen wir dem Redner."

„. . . Was macht Bach im Menuett aus dem Codamotiv, das er zum Trio verwendet? Dieſer Nonenakkord im zweiten Teile hat etwas wonnig überſchwängliches, als wenn die Natur ſelbſt ihren Schleier abwürfe und ihre ganze Herrlichkeit ſich aufthäte . . . Wobei es wieder ganz der inneren Keuſchheit dieſer gewaltigen Mannesnatur entſpricht, daß bei der Wieder-

holung der Stelle am Schluß dieſe gleich berückende None durch die Stimmlage und Tonart wieder gut verhüllt erſcheint.“ *)

„Die zart verhüllte None als Zeugnis der gewaltig keuſchen Mannesnatur muß ich mir notieren“, ſagt Georg leiſe.

„Ich habe mir auch einige ſolcher Perlen gemerkt . . .“

„Wiſſen Sie, daß ich mit Kurt von Grehlen bekannt — ich kann ſogar ſagen, befreundet worden bin?“

„Ich weiß es und —“

„Pſt!!“ erſchallt es jetzt von einer anderen Seite, wo man, wie es ſcheint, kein Wort von dem rhetoriſchen Geplätſcher verlieren will.

„. . . Darauf aufmerkſam zu machen, daß aus dieſer Quelle der vollſten inneren Einheit mit ſich ſelbſt das freie Spiel der Kräfte ſtammt, das wie mit Welten zu ſpielen ſcheint, iſt wohl überflüſſig . . .“

„Ganz überflüſſig“, kann Georg nicht umhin, leiſe zu bemerken.

„. . . es erſcheint dies als die eigenſte Art unſeres Altmeiſters, daß es keine Schwierigkeit, oder vielmehr keine Schwere für ihn gibt. Mehr von Be-

*) Wörtlich aus L. Nohl, Das moderne Muſik-Drama S. 30.

deutung ist, daß diese innere Freiheit auch hier schon als zum vollen Humor gesteigert sich ergibt."

„Wenn Herr Belten wüßte, bis zu welchem unfreiwilligen Humor er sich selbst schon voll gesteigert hat!"

„Pssssst!!"

. . . Nun aber gar das Besondere von Bachs seelischem Eindruck, die über allem irdischen Leid schwebende Glückseligkeit, wie Engel um ein ewiges Licht kreisen, und mit segenduftenden Schwingen durch die Erde dringen. Wo wäre eine Stelle, wie die Coda der E-dur-Fuge im zweiten Teile des wohltemperierten Klaviers zu finden? Diese ganze Fuge hat den Charakter einer solchen — ich möchte sagen, innerlichen Glückes vollen Weltenstille, als sei das Paradies nie verloren worden. Und doch malt die B-moll-Fuge dort selbst in so kleinem Rahmen der Menschheit ganzen Jammer, dessen Größe allein den kühnen Entschluß innerster Zusammenraffung und vollster Selbstaufgabe reifen lassen kann. Höchste Idealität und quellende Natürlichkeit, volle Würde und unbefangene Unschuld, ergreifendes Pathos und nicht minder unser innerstes Gefühl bestrickende humoristische Laune; die erhabene Heiterkeit des innern Ernstes, starre Größe und bewegteste Woge des lebendigen Daseins, innerer Schwung, Fluß, Bewegung und Widerhall aus dem

vollen, wirklichen Beſtande des Innern: — das iſt in unendlicher Abſtufung und Miſchung der weſentliche Charakter dieſer Muſik uud man wird geſtehen, das iſt deutſch, urdeutſch im Grund charakterdeutſch — gerade, edel, tiefgründend, innig, natürlich, doch voll Würde, Glanz und Erhabenheit."

„Und tiefſter Innerlichkeit, Amen!" fügt Georg hinzu, während den abtretenden Redner allgemeines Beifallklatſchen lohnt.

Um ſich keinen weiteren „pſt" mehr auszuſetzen, haben die beiden jungen Leute während des Schluß-abſchnittes der Beltenſchen Rede kein Wort geſprochen; dagegen ſuchten ſich ihre Augen bei jedem der typiſchen T. J.-Ausſprüche; mit lachenden Blicken unterſtrichen ſie die „innerlichen Glückes volle Weltenſtille", die „erhabene Heiterkeit des innern Ernſtes", den „kühnen Entſchluß innerſten Zuſammenraffens und vollſter Selbſt-aufgabe" nebſt dem „vollen, wirklichen Beſtand des Innern."

Dabei ſprühte aber auch aus den einverſtandenen Blicken ein zärtliches Feuer und die einverſtanden ſpottenden Lippen wären einander lieber noch im Kuſſe als im Lächeln begegnet . . .

„Der Mann iſt ja unſchätzbar für unſern Verein — eine wahre Fundgrube!" ſagt Georg.

„Nicht wahr, köſtlich? „Die erhabene Heiterkeit

des inneren Ernſtes“! Wie ſtellen ſie ſich das Ding nur vor?“

„Etwa: der Papſt, ſchlittſchuhlaufend. Doch jetzt laſſen Sie uns wirklich von ernſten Dingen reden, Fräulein Ninetta. Ich habe Ihnen viel, viel zu ſagen. Daß ich Sie hier treffen würde, wußte ich. Meine Schweſter hat mir erzählt, daß die Continiſchen Schülerinnen hier ſich einfinden ſollten und da war natürlich ſogleich — mit oder ohne „innerſte Zuſammenraffung“ — mein Entſchluß gefaßt, hierherzukommen, Ihnen zu ſagen, was ich ſonſt geſchrieben hätte: Lebewohl. Ob ich es aber auch ſagen werde, oder den geſprochenen Abſchied ebenſo zurück nehmen, wie ich den geſchriebenen zehnmal hintereinander zerriſſen habe — das weiß Gott... das wird von Ihnen abhängen...“

„Sie wollen nach Rom gehen?“ fragt Roſa ruhig.

Der angedrohte Abſchied erſchüttert ſie nicht. Sie fühlt zu deutlich, daß es ſie nur ein Wort koſtete, ihn zu behalten — für ewig zu behalten.

„Wie, Sie wiſſen? Herr von Grehlen hat Ihnen mitgeteilt?“ Wieder packt ihn eine eiferſüchtige Regung. „Lieben Sie Kurt, Fräulein Ninetta?“ fragt er in plötzlich verändertem, rauhem Tone.

„Wie einen Bruder: ich bin mit ihm aufgewachſen.“

„Gewiß? alſo gewiß nur ſchweſterlich? ... Und Ihre Frauenliebe haben Sie noch zu verſchenken — zum erſtenmale zu verſchenken?"

„Sie fragen mich da nach — nicht ſehr objektiven Dingen, Graf Stohr. Doch auf Ihre Römerfahrt zurückzukommen: wann gedenken Sie, ſich auf den Weg zu machen?"

„Sie wollen mich alſo ziehen laſſen?"

„Ich? — Soll ich Ihre Reiſedispoſitionen treffen?"

Eine Hand legt ſich auf Roſas Schulter:

„No alſo — da hab'n mer's: ſchon wieder ſitzt das Paarl beinand'."

„Guten Abend, Fräulein Veronika", ſagt Roſa kalt. „Und wenn zwei Perſonen nebeneinander ſitzen, ſo können dies eben zwei Perſonen und nicht, wie Sie ſich auszudrücken belieben „ein Paarl" ſein."

„O Jegerl, o Jegerl, hab ich Ihnen ſchon wieder beleidigt? Sie nehmen mir g'wiß nit übel, was ich g'ſagt hab' Herr Graf."

„Ich wünſchte nur, es wäre gerechtfertigt."

„No ſegen's, liebe Krutzer, da hab' ich Ihnen a ſchön's Kompliment verſchafft. — Haben's vorhin das Gewäſch verſtanden, was uns der Kapellmeiſter vor-

g'ſchwalbelt hat? Die andern haben's alle ſchrecklich bewundert — für mich war's zu hoch.

„Für mich auch — namentlich zu tief" antwortet Roſa.

„So, jetzt kann's angehen! Der Herr von Belten ſetzt ſich zum Klavier — g'wiß kommt a Stückl „Wohltemporirtes" . . . Heilige Geduld, ſteh uns bei. Dann heißt's auch mauſerlſtill ſein — nit mukſen!"

Eine Nummer des Programms folgt jetzt der andern. Fräulein Vroni hat ſich dicht neben Roſa geſetzt und auch die Tochter des Hauſes hat in der Nähe Platz genommen. Es iſt daher für Roſa und Georg vorläufig nicht möglich, ihr unterbrochenes Geſpräch wieder aufzunehmen. Ihnen iſt dieſer Zwang ein höchſt peinlicher; er brennt darnach, ſich mit dem Mädchen ſeiner Liebe auszuſprechen — ihr offen und ehrlich zu ſagen, wie teuer ſie ihm geworden und wie pflichtgeboten es ihm ſcheint, ſie zu fliehen; es ſei denn, daß ſie . . . Bei dieſem unausgedachten Gedanken ſchüttelt er tiefaufſeufzend den Kopf: nein, nein — auch wenn ſie mich bleiben hieße, müßte ich fort . . . erſt recht! . . .

Roſa, ihrerſeits, wird von keinerlei Zweifel geplagt. Die Nähe des Geliebten iſt ihr unausſprechlich ſüß — am ſüßeſten das Bewußtſein, von ihm

geliebt und hochgehalten zu ſein. Sie weiß wohl, daß er leidet, daß er kämpft, daß er vor Sehnſucht ſich verzehrt und jener Muſikmacherei und all den Nebenſitzenden flucht, welche ihn hindern, ſich mit ihr auszuſprechen. Aber zur endgiltigen Ausſprache ſollte es ja heute überhaupt noch nicht kommen — verliebter als je würde er an dieſem Abend von ihr ſcheiden und wonniger als je konnte ſie an den in einer nahen Zukunft liegenden Augenblick denken, wo ſie zu ihm ſpräche: „Uns trennt kein Hindernis — nimm mich hin.“

Und während ſie ſo denkt, wendet ſie den Kopf an ſeine Seite und ſchlägt die Augen zu ihm auf. Sie ahnt es nicht — aber ſo deutlich als je in einem Blick etwas geſchrieben ſtand — ſteht jetzt in dieſem dunklen Auge das vorhin gedachte „Nimm mich hin“ zu leſen.

Georg erbebt. Er iſt entzückt und erſchreckt ... Sollte es ihr, die er mit allen Eigenſchaften und Tugenden ausgeſtattet träumt — ſollte es ihr an mädchenhaftem Stolze, an Zurückhaltung fehlen? .. Dann brauchte er ſie freilich nicht zu fliehen ... Aber lieber wäre es ihm beinahe, der Makelloſen entſagen müſſen, als die — Entwertete beſitzen ... Dennoch, was thut ein Mann, wenn er ſich von einem ſchönen Weibe

ermutigt glaubt? Wozu fühlt er ſich da gewiſſermaßen verpflichtet? Irgend etwas Freches zu wagen. Und ſo erwidert denn Georg Fräulein von Grehlens Blick, indem er mit einem begehrlich geflüſterten „Rinetta“ ganz unverantwortlich nah — Schulter an Schulter und Knie an Knie — an ſie heranrückt. Jetzt iſt die Reihe des Erſchreckens an Roſa. Sie zieht ſich raſch zurück und diesmal ſchleudern ihm die ſchwarzen italieniſchen Augen vernichtende Zornesblicke zu.

Im ſelben Moment iſt das vorgetragene Stück und damit die erſte Abteilung des Konzerts zu Ende. Die Seſſel werden gerückt, die Unterhaltungen wieder aufgenommen und Viele ſtehen von ihren Plätzen auf. Dies benützt auch Roſa, um ihren Sitz neben Georg zu verlaſſen und dieſer iſt von ſeiner Verblüffung über ihre ſtrahlenden Augenblitze noch nicht zu ſich gekommen, als ſie ſchon mit fliegenden Schritten das Nebenzimmer erreicht hat.

Dort ſieht ſie ſich nach Frau Krutzer um. In ihrem Innern tobt es: dieſe beleidigende Art!.. So war er denn auch ein anderer — ein ganz anderer, als ſie geträumt... Sie erinnert ſich der warnenden Worte Kurts: „Er wird der Rinetta auf eine Weiſe zuſetzen, die Dich in Deiner Mädchenwürde kränken wird.“ Und richtig — ſchon war es ſo gekommen...

Jetzt entdeckt sie in einer am anderen Ende des Zimmers stehenden Gruppe älterer Frauen ihre Begleiterin. Sie will auf sie zu und faßt sie beim Arme:

„Kommen Sie", sagt sie leise — „ich will fort — ich will keine Minute länger hier bleiben."

Frau Krutzer erhebt keinen Einwand und läßt sich von Rosa in das andere Zimmer führen. Hier tritt ihnen Georg in den Weg.

„Wollen Sie die Güte haben, Fräulein, mich Ihrer Frau Mama vorzustellen?"

„Meine Mutter wünscht keine neuen Bekanntschaften zu machen." Und wieder zieht sie die willenlose Frau Krutzer weiter, zur Thüre hinaus — aus dem Hause fort.

XV.

Stohr hat an Roſa einen acht Seiten langen Brief geſchrieben, in welchem er in demütigſten und liebesdurchglühteſten Worten für ſein Vergehen Verzeihung erfleht.

Durch den Zwiſchenfall im Beltenſchen Hauſe hat ſeine Leidenſchaft ihren Höhepunkt erreicht. Die von Roſa gezeigte Entrüſtung iſt ihm Beweis, daß ſie nebſt ihren andern bezaubernden Eigenſchaften auch jene Würde und Reine beſitzt, welche er ihr von allem Anfang zugeſchrieben, und an welchen ihn nur eine Sekunde lang jener hingebende Blick hatte irre gemacht. ... Aber was nun? Was nun? Sich losreißen? Er kann es nicht. Ihr ſeine Hand antragen? Wahnſinn. In weltlicher Hinſicht bedeutete dies ja — für beide — Untergrabung der Zukunft: ſeine Karriere vernichtet — ebenſo die ihre ... Was könnte er ihr bieten als Erſatz für ihre Künſtlerlaufbahn? Nichts — nichts!

Von dem Jammer, den dieſes ausgangsloſe Dilemna über ihn bringt, hat Georg in ſeinem Briefe nichts geſprochen — dieſer enthielt von Anfang bis zu Ende nur eine reumütige Bitte um Vergebung.

Nach zwei Stunden bringt ein Dienſtmann den Brief — zwar erbrochen aber unbeantwortet — zurück. Deutlicher kann man die Verweigerung des Erbetenen nicht ausdrücken.

Schmerz- und zornerfüllt zerreißt Georg die Unglücksepiſtel, deren Rückſendung einem Abſchied gleichkommt, in kleine Fetzen und wirft ſie in den Papierkorb. Gleichzeitig öffnet ſich die Thüre und Kurt von Grehlen tritt ein.

„Schon wieder ich, lieber Stohr. Komme ich ungelegen? Faſt ſcheint es ſo, nach Ihrer verſtörten Miene zu ſchließen . . .“

„Im Gegenteil — tauſendmal willkommen! Ich brauche jemand, dem ich mein Herz ausſchütten kann . . . und in der betreffenden Angelegenheit ſind Sie der Einzige . . . Setzen Sie ſich. Da — in den bequemſten Lehnſtuhl, den ich habe . . . Sie müſſen ſich's recht behaglich machen, denn ich halte Sie feſt — in dem Kiſtchen, rechts neben Ihnen, ſind ein paar nicht üble Zigarren . . .“

„Danke . . . da ſitzt's ſich aber wirklich gut

— und dieſe verlockende Manilla will ich mir gleich anzünden ... Ich mache von Ihrer ganzen ſchottiſchen Gaſtfreundſchaft den weiteſten Gebrauch, denn auch ich bin nicht hergekommen, einen kurzen Staatsbeſuch abzuſtatten, ſondern um mehrere wichtige Dinge — tiefinnerſte und eigene Herzensangelegenheiten — eingehend zu beſprechen."

„Das iſt herrlich! Sie fühlen alſo zu mir, wie es ſcheint, das gleiche Vertrauen, welches ich bereit bin, Ihnen entgegenzubringen? Da wollen wir gleich — wenn Du willſt — das förmliche „Sie" bei Seite laſſen ..."

Kurt ſchlägt in die dargereichte Rechte ein: „Ob ich es will! Ich ſehe in Dir — mehr als Du glauben magſt — einen Bruder. — Wer fängt alſo mit den vertraulichen Ergüſſen an?"

„Ich bin zu Hauſe: Dir gebührt der Vorrang. Vielleicht wird auch, während Du ſprichſt, der Aufruhr ſich ein wenig legen, in den meine Gefühle geraten ſind — vor wenigen Minuten iſt mir ein harter Schlag verſetzt worden ..."

„Eine Beleidigung? Irgend ein Ehrenhandel in Sicht?"

„Ja: eine Beleidigung — aber von Frauenhand ... Doch ich will ja ſpäter erzählen. Sprich Du —"

„Gut — und beruhige Dich indeſſen. Wenn einem ſo ein zartes Frauenhändchen einen Schlag verſetzt, ſo hat man ja das Recht die Beleidigerin zu küſſen und dann iſt wieder alles gut.“

Daß in ſeines Freundes Falle alles wieder gut werden ſoll, das hat er nicht nur Grund zu vermuten — das weiß er. Die Rückſendung des Briefes iſt auf ſeinen Rat geſchehen. Roſa, welche ihren Bruder zum Vertrauten gemacht, verbarg ihm nunmehr keine Phaſe ihrer Gefühle mehr. Geſtern abends noch hat ſie ihm die Kränkung geklagt, welche „Chiodo“ ihr zugefügt, und heute morgens deſſen Brief ihm vorgezeigt: „Sieh her, ich habe ihm unrecht gethan — oder vielmehr er hatte mir unrecht gethan — kurz, ein gegenſeitiges Mißverſtändnis. Er fleht um meine Verzeihung — ich habe ſchon verziehen.“ — „Das iſt zu ſchnell, Roſa; die Zerknirſchung, in welcher dieſe Zeilen geſchrieben wurden, muß länger anhalten, muß womöglich noch geſteigert werden, damit kein Rückfall der beiderſeitigen Zweifel eintrete. Schicke ihm ſeinen Brief unbeantwortet zurück — wir wollen ſehen, was er da thut. Ich folge dem Dienſtmann auf dem Fuße, und werde Dir dann genau berichten können, in welche Stimmung ihn Deine Grauſamkeit verſetzte und auch nötigenfalls die Sache wieder einlenken, wenn er etwas

verzweifeltes — etwa ſeine Römerfahrt — ausführen wollte.

„Gewiß" — antwortet Georg auf Kurts letzte Bemerkung, „es muß wieder gut werden, und koſte es mich alles — alles was ich einſetzen kann."

„Du biſt verliebt, mein armer Freund."

„Gott ſei Dank, ja. — Darum brauchſt Du mich nicht arm zu nennen. Um keinen Preis gäbe ich dieſes Faktum her."

„Wohl nicht zum erſtenmale?"

„Auf dieſe Weiſe zum erſten und zum letzten male. So kann man nicht öfter lieben."

„Es iſt jammerſchade, daß Du nicht freien Herzens biſt. In dieſem Falle hätte ich verſucht, Dich meiner Schweſter zuzuſchanzen."

„Als ob Fräulein von Grehlen — welche ob ihrer Behendigkeit im Korbansteilen bekannt iſt — mich auch gewollt hätte!"

„Ich kann mir kein vernünftiges Mädchen denken, das Dich nicht wollte. . . "

„Danke."

„Die Idee war mir eigentlich von meinem Onkel, dem General Grehlen beigebracht worden, der mit Deinem Oheim —"

„Ja — ich weiß. Mir ist die Sache auch vorgeschlagen worden.“

„Und Du hast abgelehnt?“

„Selbstverständlich. Ich werde doch nicht — mit dem Bilde einer Andern im Herzen — mich einem Mädchen als Freier nahen, von dem mir obendrein bekannt ist, daß es eine Million Vermögen besitzt.“

„Ist eine Million etwas so hinderliches?“

„Nicht unter allen Umständen. Manchmal soll es sogar recht angenehm wirken. Aber da wo ihr Vorhandensein auf einen anständigen Menschen den Verdacht werfen kann, daß er zur Gattung Mitgiftjäger gehöre, da ist eine Million allerdings von Übel. Selbst wenn ich nicht für Ninetta schwärmte, würde ich den vereinten Onkel-Vorschlägen widerstanden und mich der Zurückweisung von seiten Deiner Schwester nicht ausgesetzt haben.“

„Wenn mich nicht alles täuscht, Georg, so bist Du ein ganzer Kerl. Ich weiß schon, was ich meine —“

„Und ich verstehe Dich — bist ja auch einer.“

Wieder tauschen die beiden jungen Männer einen herzhaften Handschlag.

„Ich habe Dir etwas mitgebracht“, sagt Kurt nach einer Pause, indem er eine Papierrolle aus der

Taſche zieht. „Wieder ein Schriftſtück aus dem Nachlaß meines Vaters, das Dir ſehr gefallen wird. Ich habe es neulich einem T. J. vorgeleſen. Was es auf dieſen für einen Eindruck hervorgebracht hat, kann ich nicht nachfühlen; aber mich hat es geſtärkt und für mein Lebensziel befeſtigt. Es iſt eine Art Credo unſerer — derjenigen des T. J. entgegengeſetzten Religion, nämlich der Religion der Wirklichkeit; und mehr als je iſt mir durch dieſe Schrift klar geworden, daß mein Vater mit ſeiner Bekämpfung der Tiefinnerſten nicht nur eine ſcherzhafte Fehde gegen eine ihm antipathiſche Geiſtes- und Stilrichtung im Sinne hatte, ſondern einen redlichen Kampf im Dienſte der fortſchreitenden Menſchheit bezweckte, die ihr Glück und ihre Veredlung nur ihrer Kenntnis der Wirklichkeit und ihrer aus dieſer Kenntnis entſpringenden Macht über dieſelbe verdankt . . . Du ſiehſt mich groß an? Ach, ich vergeſſe — Deine Wirklichkeit heißt ja zu dieſer Stunde Ninetta und alles übrige — beſonders das abſtrakte, allgemeine — iſt Dir von wüſteſter Tiefinnerlichkeit?“

„Ich geſtehe — es war mir nicht recht möglich Deinen Worten die gebührende Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Doch gib mir das Schriftſtück: vielleicht — wenn ich es geleſen habe — werde ich verſtehen —

„Gewiß wirſt Du das. Doch vorläufig will ich

Dich damit verſchonen. Lies das Manuſkript erſt dann, bis Du ganz freien Geiſtes daran gehen kannſt.“

„Werde ich jemals wieder freien Geiſtes und unbefangenen Gemütes mich für etwas anderes intereſſieren können, als für die Frage: Liebt ſie mich? Wird ſie mein Eigen?“

„Sei ruhig. Iſt die Frage nur einmal bejahend erledigt, ſo wird die übrige Welt auch wieder auf der Welt für Dich ſein — und Du ſelber Deinem diplomatiſchen Berufe und hoffentlich auch der Präſidentſchaft des Anti-T.-J.-Vereins zurückgegeben —“

„Verzeih — aber in meiner jetzigen Verfaſſung kann ich den idealiſtiſchen Schwärmern nicht ſo recht gram ſein. Vielleicht war der erſte Verliebte zugleich der erſte Tiefinnerſte. Es liegt in dieſem Gefühle etwas ſo myſtiſches, etwas Deiner geprieſenen Wirklichkeit ſo entrückendes — etwas, das ſich allen unſeren realen Erklärungen ſo ſehr entzieht, das nur zu-tiefſt im Innern empfunden wird, ſo recht — wie ſich jene auszudrücken belieben — im eigenſten Selbſt, im“ —

„Halt, ſonſt ſtürzeſt Du mir noch „voll und ganz“ ins „Urwurzelhafte“ hinein. Hör' mich an. Gerade über dieſes Thema, welches von allen Duſelbälgen und Faſelhänſen der T.-J.-Schule auf die hyperboliſchſte und dithyrambiſcheſte Weiſe dem Boden

der Wirklichkeit entrückt worden ist — gerade hier bietet dieselbe Wirklichkeit den deutlichsten Aufschluß, einen Aufschluß, der zugleich poesievoller ist, als alle Hohelieder, Amormythen und Troubadourgesänge zusammengenommen. Nicht in den Goldschnittbändchen lyrischer Dichter-Jünglinge, noch in den Abhandlungen transzendenter Metaphysiker habe ich diese klare und erhebendste Einsicht in das Wesen der Liebe gewonnen, welche ich Dir jetzt mitteilen will, sondern in einer „trockenen" physiologischen Thatsache. Es gibt — unter den Organismen niederer Stufe — manche Wesen, welche die höchste Funktion des Lebens, nämlich die verjüngende Weiterpflanzung desselben, mit dem Leben bezahlen. Da umarmen sich im Lichtstrahl kreisende Mücken-, oder zur Himmelsbläue aufsteigende Falterpaare und indem sie ihre beiden Lebensflämmchen vereinen, um ein neues Wesen zu schaffen, sind sie selbst des Todes. Dieser eine tötende Augenblick ist so lebensintensiv, daß er mit seiner Gegenwartswonne die abgeschnittene Zukunft voll aufwiegt und so ist die Liebe in der Natur — in jeder Richtung — die Ersatzspenderin des Todes. Vom Schmetterling bis zum ersten Menschen — von diesem wieder bis zum Kulturmenschen unserer Zeit ist eine lange Kette. Das Todesurteil, welches über die Liebesvereinigung verhängt ist,

erſcheint zu immer milderen Strafen abgeſchwächt; aber jene initiale Hochwertigkeit der Liebe, welche ſich ſelber bewußt iſt, den Lebensverluſt auszugleichen, hat ſich unverkennbar bis auf uns erhalten. Zwei Menſchen, die ſich über alles lieben, werden nur eine Sehnſucht kennen: den Beſitz; — und was immer zwiſchen ihnen für Hinderniſſe ſich thürmen — Geſetz, Elend, Tod — ſie werden, wofern es nur möglich iſt — darüber hinweg einander in die Arme ſinken, im berauſchenden Triumphgefühle der höchſten Zweckerfüllung. Und wenn nun alle Tiefinnerſten daherkommen, um dieſe Allgewalt der Liebe zu ſchildern und zu erklären, alle die Dichter, Träumer und Erleuchteten, Sagenforſcher und Mythendeuter — können ſie wohl jemals zu der einfach großen und wahren Deutung hinreichen, welche dem Naturforſcher ſich offenbart, der wiſſenden Auges dem todgeweihten Liebesfluge eines Falterpaares folgt? . . . Du ſchweigſt?“

Georg ſchüttelt den Kopf wie jemand, der aus einem Traum erwacht.

„Verzeih mir, Freund — ich . . .

Ja ſo, mein armer Georg . . . Du gehörſt ja ſelber zur Gattung der verliebten Koleopteren und wollteſt lieber, ſtatt meinen lehrreichen Auseinanderſetzungen zu folgen, mit Deiner Koleopteria in die

blaue Himmelsluft hinaufwirbeln. So erzähle mir endlich deine Kummergeſchichte.“

Georg läßt ſich das nicht zweimal ſagen und vertraut ſeinem Kameraden alles an, was dieſer ſchon längſt weiß.

„Ich muß Ninetta ſehen“, beſchließt er ſeinen Erguß, „ich muß ſie ſprechen.“

„Weißt Du aber auch, was Du ihr ſagen willſt? Etwa Lebewohl? . . . Du wirſt mir doch eingeſtehen, daß Du durchaus nicht in der Lage biſt, ein Mädchen wie Ninetta Krutzer zu heiraten. Und wollteſt Du ſie etwa auf Abwege bringen? Das würdeſt Du doch mir nicht ſagen — mir, dem Bruder ihrer Ziehſchweſter — du wüßteſt doch von vorherein, daß ich ſie zu ſchützen verſtände. Alſo was willſt Du eigentlich?“

„Sie ſehen, ſie ſprechen, ſie einmal — und wär's zum ewigen Abſchied — an mein Herz drücken . . . Ich ſehe, Du kannſt mir nicht nachfühlen . . . Dich hat Dein geliebtes Wirklichkeitsſtudium ſo ausgedörrt, daß Du gar noch nie erfahren, wie Liebe thut —“

„Auch Du willſt gegen meine Art Studium den alten T.-J.-Vorwurf erheben,, daß es „vertrockene“? Wie Du mich da ſiehſt, war ich vor kurzer Zeit auch ganz närriſch verliebt — in ein allerliebſtes Lärvchen verbrannt . . . Es fehlte nicht viel, ſo hätte ich dem

betreffenden Mädchen einen Heiratsantrag gemacht. Aber zum Glück bin ich von dieser Anwandlung heute ganz zurückgekommen."

„Zum Glück?"

„Ja, denn sonst wäre mir das schreckliche Los beschieden gewesen, eine dumme Frau und einen tiefinnersten Schwiegervater zu besitzen. Ich war schwankend geworden, aber vor wenigen Tagen — gerade durch dieses Schriftstück, welches ich Dir überbracht habe — bin ich ganz ins Klare gekommen. Und so war es wieder mein Vater, der ewig Unvergeßliche, der mich auf den rechten Weg gebracht. Noch immer greift der abgeschiedene Geist in die Schicksale seiner Kinder ein."

„Wie ist das geschehen? Erzähle."

„Du bist ja eingestandenermaßen von Deiner Herzesangelegenheit so sehr in Anspruch genommen, daß Du den meinen keine Aufmerksamkeit zuwenden kannst."

„Doch, mein Freund. Jetzt, wo ich Dir meinen Kummer mitgeteilt habe, ist mir der Kopf etwas freier geworden. Und wie so das Schriftstück eines Verstorbenen imstande ist, die Gefühle eines lebendigen Verliebten umzuwandeln, das würde mich wahrhaft interessieren, zu vernehmen."

„Nun denn, die Sache ist so gekommen. Ich hatte

vor einiger Zeit die Anwandlung, mir eine Häuslichkeit gründen zu wollen. Der Mensch, namentlich der junge Mensch, braucht doch noch anderes zur Lebenswürze, als was seine Studien, mögen diese auch noch so fesselnd sein, ihm zu bieten vermögen. Für die rauschenden Vergnügungen der Welt fehlt mir der Sinn; gegen die — verzeih das harte Wort — die Lumpereien unserer Alters- und Standesgenossen empfinde ich geradezu Abscheu — was lag da näher als Heiratsgedanken? Gedanken, welche sich mir in der Gestalt eines Professoren-Töchterleins gar lieblich inkarnierten. Die wiederholten Warnungen meiner Schwester — ja auch meiner eigenen inneren Stimme — daß die Erwählte zu den sehr Armen im Geiste gehöre, die achtete ich nicht und suchte sie mit ein paar alten Gemeinplätzen zu beschwichtigen: Ein Mann, der sich mit gelehrten Dingen beschäftigt, braucht zur Erholung eine einfache Frau — oder: ein Mann kann sich seine Frau erziehen und formen wie er will — und dergleichen mehr. Schon wollte ich den entscheidenden Schritt thun, als unerwartete Ereignisse mich veranlaßten, mit Rücksicht auf eine dritte Person den Umgang mit dem Professor und seiner Tochter zu unterbrechen. Aus den Augen, aus dem Sinn . . . da ich eigentlich nur mit den Augen geliebt hatte, so war

meine Liebe erſtaunlich ſchnell abgekühlt. Dennoch, als jene Hinderniſſe weggeräumt waren und ich das Mädchen wiederſah, ſtieg der frühere Gedanke von neuem in mir auf. Da geſchah es vor wenigen Tagen, daß Vater und Tochter in unſerem Hauſe den Abend zubrachten und ich bei dieſer Gelegenheit von erſterem ſo ſehr durch bombaſtiſche Weisheit gequält worden bin, daß ich mich veranlaßt fand, ihm dieſes — Du ſiehſt, es trägt die Aufſchrift: Wenn Dich ein T.-J. zu ſehr geärgert hat — ihm dieſes vorzuleſen. Ich habe mehr darin gefunden als eine bloße Vertheidigungsrede . . . Es ging mir förmlich ein neues Licht auf und ich ſah, wie ein Widerſchein von dieſem Lichte auch in den Augen meiner klugen Schweſter erglänzte. Dann ſchaute ich meine ſeinſollende Braut an: deutlich ſtand's in ihren Zügen: ſie verſtand kein Wort. Der Profeſſor aber blickte ſo verſtockt und boshaft, ſo entſchloſſen, mich hinterher zu Tode zu tiefinneriſieren, daß ich meinem Schickſal brünſtig dankte, ihn noch nicht zum Schwiegervater zu haben. Ich glaube, da hätte eher in der Bartholomäus-Nacht ein katholiſcher Scherge mit der Tochter Admiral Coligny's ſich verlobt, als daß ich an jenem Abend um die Hand des Fräuleins Malwine Gindt angehalten hätte."

„Ja, Du haſt recht: geiſtige Übereinſtimmung iſt

eine Hauptbedingung des Eheglücks. Das ist's ja, was mich bei Ninetta so mächtig anzieht — Du siehst, ich komme stets auf meine fixe Idee zurück: Ninetta und immer wieder Ninetta! . . Wolltest Du mir den Freundschaftsdienst erweisen, und mir eine Zusammenkunft mit ihr ermöglichen? . . . Deine Schwester könnte da ja die Mittlerin sein; sie könnte die Erzürnte versichern, daß mir nichts ferner gelegen, als beleidigende Absicht, daß — kurz, daß ich sie sehen muß und Verzeihung erlangen, daß ich aus ihrem eigenen Munde erfahren muß . . ."

„Genug, genug — ich verstehe. Sei ruhig, eine Unterredung mit Ninetta werden wir Dir schon verschaffen können, Rosa und ich. Ich will sofort nach Hause gehen und die Sache einleiten."

„Du prächtiger Mensch! Ich halte Dich nicht —"

„Das merk ich. Adieu denn. Im Lauf des Tages erhältst Du Nachricht."

Während des Besuches, den ihr Bruder dem Grafen Stohr abstattet, befindet sich Rosa in höchster Ungeduld und Erregung. Was der Abgesandte wohl für Botschaft bringen mag? . . . Am einfachsten wäre es freilich, Kurt käme mit dem Freunde selber zurück und stellte ihm Ninetta als seine Schwester vor ... Rosa vergegenwärtigt sich die freudige Überraschung

ihres Geliebten ... Und doch, wie viel größer wäre noch die Freude für sie, wenn er vorerst der vermögenslosen Ninetta seine Zukunft zu Füßen gelegt hätte. ... Davon war in seinem letzten Briefe nicht die Rede gewesen ... in den ersten Briefen übrigens auch nicht wo er ja stets betont hatte, daß er keine Absicht hege. ... Keine Absicht? Lächerlich: Liebe ist ja nichts anderes als die heftigste aller Absichten — eine von einer dritten Macht so zu sagen hinter dem Rücken der Liebenden gehegte Absicht; von derjenigen Macht, die das kommende Geschlecht erschaffen will —. So ist Rosa's Gedanke freilich nicht formuliert; aber sie fühlt es, daß der Absichtsleugner doch keine andere Sehnsucht kennt, als sie zu der Seinen zu machen und daß er, das zu erreichen, alle erlaubten und unerlaubten Mittel versuchen wird. Das ist nun eben die Frage: wird er den hohen Mut haben sie auf ehrliche Weise zu freien — wird er feurig genug lieben, und hoch genug achten, um dies zu thun? Andrerseits: wäre das nicht bodenloser Leichtsinn, ein Verbrechen an seinen Eltern, an seinem Stande, an allem was da vernünftig ist — wenn er die Ninetta Krutzer zur Frau begehrte? Ja: auch dann wäre die Probe siegreich für ihn bestanden, wenn er die Kraft zeigte, ihr zu entsagen: „Ninetta, ich liebe Dich und kann Dich nicht freien —

darum, Ninetta, lebe wohl!" In dieſem Falle konnte ſie ſchon die Maske fallen laſſen und —

„Ein Herr iſt draußen, und fragt, ob Fräulein empfangen wollen —" Mit dieſer Meldung wird Roſa aus ihren Gedanken herausgeriſſen.

Er iſts — er ſelber! blitzt es ihr durch die Seele. „Führen Sie den Herrn in den Salon — ich komme."

Als ſie aber ein paar Augenblicke ſpäter mit klopfendem Herzen und fliegendem Atem den Salon betritt, da iſt es nicht Georg Stohr, der ihr gegenüber ſteht, ſondern — Profeſſor Gindt.

„Man ſagte mir, mein gnädiges Fräulein, daß Herr von Grehlen ausgegangen ſei und da ließ ich bei Ihnen anfragen —"

Roſa hat ihre Faſſung wiedergewonnen. Sie weiſt, während ſie ſich ſelber ſetzt, ihrem Beſucher einen Platz an und fragt:

„Haben Sie meinem Bruder etwas zu ſagen, Herr Profeſſor?"

„Ich bin ihm noch die Antwort auf das verleſene Schriftſtück ſchuldig. Neulich bot ſich keine Gelegenheit mehr —"

„Ich bezweifle, daß in dieſer Angelegenheit ſich zwiſchen Ihnen und meinem Bruder jemals eine Verſtändigung erreichen ließe."

„Doch, mein Fräulein. Und vielleicht gerade am beſten durch Ihre Vermittlung."

Er heftet wieder einen jener Blicke auf Roſa, mit welchen er vormals ſolche Faszination geübt. Aber heute hätte er ſie wie hundert Baſilisken anblicken können — das prallt wirkungslos von ihr ab.

„Ja, durch Ihre Vermittlung, Fräulein Roſa," wiederholt er. „Sie ſind eine zartbeſaitete Frauenſeele und als ſolche ſchon von Natur aus im tiefſten Innern zum Verſtändnis des Idealen angelegt —"

„Sie irren — an mir iſt nichts Tiefinneres" unterbricht Roſa.

Er aber läßt ſich nicht ſtören und fährt fort: „Ihr Charakter liegt offen vor mir, Fräulein von Grehlen. Ich weiß, daß Sie die Intuition alles Schönen haben. Sie verſtehen es, über das Leben die roſigen Schleier zu breiten, welche das an ſich gar Nichtige und Gemeine der Wirklichkeit verhüllen, und Sie vermögen es, eben dieſes Leben durch ein großes, ſchöpferiſches Ideal ſelbſtmächtig zu adeln und zu werten. Das Schöne erſcheint Ihnen nicht nur — wie andern weniger tief angelegten Naturen — als reizend, ſondern vielmehr als beſchwichtigend — und auf die Weiſe offenbart es ſeine Bedeutung für Ihr eigenes inneres Sein und Weſen. Sie finden darin Beruhigung

und Versöhnung, die Erfüllung Ihrer tiefsten Seelensehnsucht. Und in der That, so ist es auch: in einem selbstgewollten, höchsten Ziele, wie es Ihres Lebens Adel und Inhalt geworden ist, liegt zugleich die höchste Ruhe innerer Einigung, wie auch ein steter kraftvoller Impuls zur Verwirklichung höchster Träume aus sich heraus . . ."

„Aus sich heraus", wiederholt Rosa, um etwas zu sagen, da der Andere innehält. Er aber holt nur Atem und spricht weiter:

„Sie werden sich immer sicherer und ernster, immer tiefer und gefestigter aus sich heraus entwickeln; Sie haben eine viel zu eigentümliche und ursprüngliche Natur, um nicht zu eigenster Selbstentfaltung zu gelangen, um nicht Ihre gesamte, reiche Persönlichkeit zu — zu —." Er stockt.

„Auszuleben", hilft Rosa nach.

„Richtig. Es verlangt Sie nach einer Aufgabe, nach einem Wirkungskreise, der Sie ganz und gar erfüllt und in welchem sich die innern Triebe bethätigen lassen, welche die latenten Kräfte Ihres Seelenorganismus —"

„Aber lieber Professor, Sie reden ja, als hätte ich Ihnen meine Handschrift zur graphologischen Beurteilung meines Charakters vorgelegt! Warum geben

Sie ſich denn die Mühe, mir ein Bild meiner ſelbſt zu entwerfen, von dem ich nicht einen Zug wahrzunehmen im ſtande bin? Habe ich denn überhaupt einen Charakter? Das Leben und das Schickſal wird wohl noch vieles an mir umgeſtalten.“

„Äußerlich wohl; aber das, was Ihre innerſten Anlagen ſind, was Ihres eigentlichſten Weſens Wurzeltiefe ausmacht, das können die Ereigniſſe nicht ändern. Es handelt ſich nur darum, zielbewußt und unentwegt, mit nerviger Hand geſtaltend in das Leben einzugreifen; als in ſich geſchloſſene Perſönlichkeit — —“

Noch lange ſpricht der Profeſſor in dieſem Tone fort, und das Einzige was ſich als der Sinn ſeines Redeſchwulſtes heraushören ließe, iſt die Mahnung, Roſa möge kraft ihres zart-idealiſtiſchen Einfluſſes den verirrten Bruder von dem Pfade der gemeinen Wirklichkeit ableiten. Aber auch dieſen Sinn faßt die Lauſcherin nicht mehr auf. Sie hat aufgehört, einen Zuſammenhang — wenn es überhaupt einen ſolchen gab — in dem Gindt'ſchen Worten zu ſuchen; ſie hört nur auf dieſe Worte ſelber, die ihr den Eindruck ſchillernder Seifenblaſen machen — aber nicht Seifenblaſen, welche in ſchöner Rundung dem Strohpfeifchen des Bläſers entſchweben, ſondern ſolche, welche daran noch dudelſackförmig baumelnd, ſchon jämmerlich zer-

platzen. Wieder fliegen ihre Gedanken zu Georg: „O Du mein Vernünftiger, Du mein Klarer — Ehrlicher — wärst Du nur bei mir! ... Und wo nur Kurt so lange bleibt — was der mir wohl bringen mag!“

„Und nun zum zweitenmale, mein Fräulein — zum dritten male, frage ich Sie: wollen Sie den Bund mit mir eingehen?“

Rosa reißt sich aus ihren Träumen heraus: „Wie sagten Sie? ... Welchen Bund? ...

„Ein Bund, kraft dessen unsere beiden Seelen sich in die Höhen schwingen und eine dritte Seele an's Licht emporreißen ... War es nicht ein Zeichen der Zusammengehörigkeit unserer Geister, daß schon an jenem ersten Tage — in meinem Studierzimmer war's, erinnern Sie sich? — unsere Gedanken ineinanderflossen?“

Ihr schaudert. Das fehlte noch: eine Anspielung auf jene unglückselige Verirrung ... ja — sie war auf dem Punkte gewesen, sich in diesen Mann zu verlieben — und hätte damals nicht die warnende Stimme des Verstorbenen ... „O Vater, mein Vater!“ murmelt sie vor sich hin. Dann laut, indem sie aufsteht und auf die Uhr schaut:

„Ich bedauere, Herr Gindt, daß ich Sie nicht länger anhören kann — ich muß ... ich erwarte ...“

„Nur keine Ausflüchte, mein Fräulein — Sie verabſchieden mich: ich gehe.“

Damit nimmt er ſeinen Hut und verbeugt ſich. Sie reicht ihm die Hand:

„Ich halte Sie nicht, Herr Profeſſor — verzeihen Sie mir, ich bin wirklich von Wichtigem in Anſpruch genommen . . . Auf Wiederſehen — grüßen Sie mir Malvine.“

XVI.

„Lieber Freund. Meine Schweſter intereſſiert ſich für Deine Herzensangelegenheit. Ein rückhaltloſes Ausſprechen zwiſchen Dir und Ninetta — meint ſie — ſei jetzt notwendig geworden. Zu dieſem Behuf lädt ſie Dich ein, Dich heute Nachmittag zwiſchen vier und fünf bei ihr melden zu laſſen. Statt ihrer wird Ninetta — welche von dieſer Verabredung unterrichtet iſt — Dich empfangen.

Dein Kurt."

Um die beſagte Stunde ſitzt Roſa in ihrem Zimmer — von glücklicher und zugleich banger Erwartung erfüllt. Der Dienerſchaft hat ſie Befehl erteilt, daß niemand anderer vorgelaſſen werde, als Graf Stohr. — Was ſie Letzterem eigentlich ſagen wird — ob ſie ſogleich, oder erſt ſpäter, oder vielleicht im Laufe dieſes Beſuches noch gar nicht, ihr Inkognito ablegen werde — darüber hat ſie keinerlei Vorſatz gefaßt —

das bleibe der Eingebung des Momentes überlassen. Nur Eines weiß sie: daß ihr die kommende Stunde eine mit intensivstem Lebensinteresse gefüllte — vielleicht sogar eine für ihr Lebensglück entscheidende Stunde bedeutet.

Nicht ebenso vorsatzlos sieht Georg der bewilligten Unterredung entgegen. Von dem Augenblicke an, wo er das Billet seines Freundes erhalten, bis zu der anberaumten Stunde hat er unaufhörlich die Sachlage erwogen und sich zurechtgelegt, was er zu Ninetta sagen müsse, um ehrlich an ihr zu handeln, um seinen Gefühlen als Liebender und seinen Pflichten als Gentleman zugleich gerecht zu werden. — Ein Abschied: so viel ist ihm klar, ein Abschied muß es sein. Aber so schmerzlich das ist, er sieht dieser Abschiedsstunde als etwas Wonnigem entgegen; denn wenigstens würde er sie wiedersehen — versöhnt wiedersehen.

Um vier Uhr und zehn Minuten fährt Georg vor dem Grehlen'schen Hause vor.

„Das Fräulein zu Hause?" fragt er den unter dem Thore stehenden Portier.

„Darf ich um Ihren Namen bitten?"

„Graf Stohr."

Der Mann verbeugt sich. „Das gnädige Fräulein erwartet Sie, Herr Graf — bitte hierher."

Und er ſchlägt das Glockenzeichen an:

Georg eilt die Treppe hinan. Auf dem Flur kommt ihm ein Diener entgegen, dem er abermals ſeinen Namen ſagen muß und der ihn dann durch eine Reihe reich und geſchmackvoll eingerichteter Zimmer geleitet. Vor einer Portiere angelangt, ſchiebt er dieſelbe zurück, meldet „Graf Stohr" und läßt den Gemeldeten ein, hinter dem die ſchweren Sammetfalten wieder zufallen.

Dies iſt Roſas Schreib- und Arbeitskabinet. Die Wände ſind mit violetten Stofftapeten beſpannt; der ganze Boden bedeckt ein dicker Teppich, der auf weißem Grunde ausgeſtreute Veilchengewinde zeigt — und ein leiſer Veilchenduft — Roſas Lieblingsparfüm — durchflutet den mit reizenden Fantaſie-Möbeln und künſtleriſchen Nippes angefüllten Raum.

Das junge Mädchen iſt beim Eintritt des Grafen aufgeſtanden. Blaß vor Erregung, mit der Hand an einer Fauteuillehne ſich ſtützend, ſteht ſie da. Nie im Leben hat ihr das Herz in ſüßerer Beklommenheit gepocht.

Georg tritt näher und führt das ihm ſchweigend hingehaltene, bebende Händchen an ſeine Lippen — auch er vermag kein Wort zu reden. Was ſich die Beiden zu ſagen haben, am beſten und klarſten wäre es aus-

gedrückt, wenn ſie dem Impuls ihres Herzens folgten und einander in die Arme fielen . . .

Aber das darf nicht ſein. Sie zieht ihre Hand zurück und indem ſie ſich ſelber in den Armſeſſel ſetzt, an dem ſie lehnte, weiſt ſie dem Beſucher einen andern, ziemlich entfernten Platz an und ſagt:

„Auf Zureden Kurt's und Roſas von Grehlen habe ich Ihnen dieſe Unterredung eingeräumt, Graf Stohr. Sie hätten den heftigen Wunſch geäußert, mich zu ſehen . . . Was haben Sie mir zu ſagen?"

„Vor allem, das zu wiederholen, was in dem zurückgeſchickten Briefe ſtand: — daß Sie mir verzeihen, daß Sie mir nicht zürnen ſollen! Zwar fühle ich mich nicht ſchuldig, aber Ihren Zorn hab' ich gefühlt, und den wollte ich von mir abwälzen — hoch und teuer wollte ich Ihnen ſchwören, daß Sie mir unrecht gethan, wenn Sie etwa glaubten, ich wäre nicht von jener Hochachtung vor Ihnen erfüllt, auf welche Sie Anſpruch haben! . . Aber neben dieſer durchdringt mich noch ein anderes Gefühl, dem ich neulich vielleicht zu ungeſtümen Ausdruck gegeben — das ich auch heute nicht verſchweigen, ſondern mit aller Inbrunſt wiederholen will: Ninetta, ich liebe Sie — liebe Sie von ganzer Seele."

Ein glückliches Lächeln teilt Rosas Lippen. Diese Worte rieseln wie Himmelstau auf sie herab.

„Das mußte ich Ihnen sagen" fährt Georg fort. „Darum habe ich diese Zusammenkunft ersehnt und darum kann ich Ihnen nicht genug danken, daß Sie mir dieselbe gewährt haben. Wenn wir auseinandergehen —"

„Auseinandergehen?"

... so soll es ganz ohne Mißverständnis sein; so sollen alle meine Regungen, meine Motive — mein Sehnen und Entsagen, kurz mein ganzer Seelenzustand offen vor Ihnen liegen, wie ein aufgeschlagenes Buch."

„Gut. Lassen Sie mich in dem Büchlein blättern. Ich suche im Inhaltsverzeichnis nach und schlage das Kapitel ‚Weltklugheit' auf. Was steht da geschrieben?"

„Da steht: Die Welt ist so eingerichtet, daß ein junger Mann bei dem Mädchen, das er achtet, nicht anders um Liebe werben darf, als indem er zugleich um ihre Hand wirbt —"

„Und weiter steht — das kann ich selber lesen —: Ein Graf Stohr-Merseburg, der kein Vermögen besitzt, der am Anfange einer glänzenden Karriere steht, kann unmöglich ein armes bürgerliches Mädchen heiraten, weil er dadurch mit seinem Berufe und mit seiner Familie brechen müßte —"

„Und dem geliebten Mädchen — die ihrerseits auch einer vielleicht glänzenden Laufbahn entsagen müßte — gar nichts zu bieten imstande wäre . . .“

„Überschlagen wir das Kapitel, es ist gar so vernünftig und nüchtern. Was ist denn hier, unter der Rubrik „Leidenschaft“ zu lesen?“

„Da steht mit flammenden Worten, daß das herrlichste Weib, das je meinen Weg gekreuzt und dessen göttliche Schönheit mir Herz und Sinne in wildesten Aufruhr gebracht — Rinetta heißt; daß es ein Glück geben könnte . . . einen Taumel . . . ein —“

„Genug: das Kapitel ist zu überschwänglich — vielleicht auch zu gefährlich . . . Gehen wir gleich an die letzte Seite . . . Wie lautet das Schlußwort?“

Georg seufzt tief und schmerzlich auf:

„Es heißt „Lebewohl!“ “

Auch Rosa kann einen Seufzer nicht unterdrücken. Zwar weiß sie, daß es in ihrer Macht steht, alle die Hindernisse, welche Georg vor sich aufgetürmt sieht, mit einem Worte niederzureißen — aber schöner wär' es doch gewesen, er hätte versucht, tollkühn darüber hinwegzusetzen . . .

Sie steht auf:

„Nun denn,“ sagt sie, ihm die Hand hinreichend „leben Sie wohl!“

Georg ist an ihre Seite gestürzt und zieht die halb Widerstrebende an sich:

„Mein Mädchen! meine Süße! Kann ich — kann ich's denn sagen, dieses grausame Wort? O, wenn ich wüßte, daß es Dir den hundertsten Teil so schmerzlich ist, wie mir ... Sieh — in dem Buch, das wir da zusammen durchblättert, gibt es noch ein verschlossenes Kapitel: auch ich weiß nicht was drinnen steht ..."

Er hat sie fest umschlungen. Ihr Kopf ist an seine Brust gedrückt, doch hält sie denselben so tief herabgebeugt, daß er ihr Gesicht nicht sehen kann; vergebens versucht er, dieses zu sich emporzuheben.

„Wie heißt das Kapitel?" fragt sie.

„Gegenliebe ..."

Jetzt wirft sie den Kopf zurück, taucht ihre schwarzen, leuchtenden Augen voll in die seinen und die lächelnden, kußgewährenden Lippen murmeln:

„Da — lies!"

Mit einem Wonneschrei beugt er sich herab und —

„Holla! Was muß ich sehen?"

Die Beiden fahren auseinander.

Kurt, welcher geräuschlos hinter der Portiere hervorgetreten, steht jetzt mit verschränkten Armen vor ihnen, und setzt eine strenge Richtermiene auf.

„Was muß ich ſehen!“ wiederholt er, „Sie liegen dieſem jungen Herrn in den Armen, Fräulein Krutzer? Und Du, Georg — ſo mißbrauchſt Du das von meiner Schweſter Dir erwieſene Vertrauen? . . .“

„Es iſt nichts, Herr von Grehlen,“ ſagt Roſa, das Lachen unterdrückend, welches das Geſicht ihres Bruders ihr erweckt. „Wir nahmen Abſchied; Herr Graf Stohr und ich habe einander ein ewiges Lebewohl geſagt.“

„Ach ſo? . . .“ Kurt iſt enttäuſcht; er hatte gehofft, daß hier ein Verlobungskuß getauſcht worden.

„Nein, Ninetta — nein, mein Freund!“ ruft Georg. „Jetzt kann von einem Lebewohl nicht mehr die Rede ſein . . . Ninetta iſt mein und ich behalte ſie . . .“

Roſa hebt erſtaunt den Kopf: das hat ſie nicht erwartet. Sollte er glauben, daß ihre eingeſtandene Liebe ihm das Recht gebe, ſie als ſeine — Maitreſſe zu beanſpruchen?

„So hieße doch das Schlußwort des Buches —“ beginnt ſie . . .

„Was für ein Buch?“ fragt Kurt dazwiſchen.

„Wir haben vorhin zuſammen geleſen . . .“

„Ach ja — wie Paolo und Franesca bei Dante?

Als ich aber eintrat, da hieß es ſchon: „An jenem Abend laſen wir nicht weiter —“

„Doch,“ ſagt Georg: „als Du eintratſt, lag eben das ſchönſte Kapitel vor mir aufgeſchlagen und ich las den beſeligenden Inhalt: — gewährte Gegenliebe. Und darauf hin kann es für uns Beide keine trennende Schranke geben. Jetzt weiß ich, daß auch Ninetta nicht anders mehr glücklich werden kann, als an meinem Herzen; daß das angedrohte Lebewohl nicht nur mich, ſondern auch ſie unglücklich machte — daß es daher Verbrechen wäre, es auszuſprechen. Wer ſeine Zukunft und ſeine Familie mit Füßen tritt und die Zukunft des geliebten Gegenſtandes auf's Spiel ſetzt, nur um ſeiner eigenen Liebesleidenſchaft zu fröhnen, der handelt wie ein Wahnſinniger und wie ein Böſewicht — aber wer das alles opfert, um gegenſeitiger Liebe genug zu thun, der erfüllt nur ein über alles erhabenes Gebot.“

„Aha — die Geſchichte von den Schmetterlingen, welche in das Verderben hinaufwirbeln,“ bemerkt Kurt.

„Ja — und jetzt wird mir Dein Gleichnis erſt klar. Nur die Gegenliebe erhebt die Liebe über alle Schranken hinaus ... Sei die Folge auch Untergang oder Tod: Jedes hat dem andern genug gegeben, wenn es ſich ihm nur ſelber gab. Und ſo trete ich

denn vor Dich hin, Ninetta, und biete Dir Seele und Leib -- mein Leben und meine Hand!“

Mit einem Aufſchrei ſtürzt Roſa in des Geliebten ausgebreitete Arme.

„Gemach, gemach, ihr Kinder!“ ſagt Kurt, indem er ſeine Schweſter aus der Umarmung befreit. „Die gebotene Hand iſt ganz ſchön — aber wovon wollt Ihr denn leben?“

Georg zuckt die Achſeln:

„Fragen Deine Schmetterlinge darnach? Sie flattern ja ſelig in den Tod empor . . .“

„Ganz richtig. Aber zwiſchen einer bürgerlichen Heirat und einer Inſektenliebſchaft iſt doch ein gewiſſer Unterſchied. Ein Unterſchied freilich,“ fügt Kurt nachdenklich hinzu, „der beweiſt, daß das Inſtitut der Ehe mit den Naturſatzungen der Liebe in argem Widerſpruch ſteht; denn ſtatt der einen, in der Liebe allein wichtigen Frage: „wir wollen einander angehören,“ erheben ſich da noch ein Dutzend ganz inkongruente Fragen daneben: „Wie werden wir uns einrichten; wie viel Dienerſchaft können wir halten; was werden die Eltern, was die Baſen, was die „Geſellſchaft“ zu der Partie ſagen? u. ſ. w. u. ſ. w. Ich ermahne Dich alſo, lieber Freund, ſintemal Du keine bunten Falterflügel beſitzeſt,

um in die Wolken zu ſchweben, die eben beregten irdiſchen Fragen zu erwägen.“

„Die habe ich ſchon im Laufe einer Minute erwogen und erledigt. Hört mich Beide an.“

Er läßt ſich auf ein kleines nebenſtehendes Sopha nieder und zieht Roſa bei der Hand an ſeine Seite herab.

„Da bin ich wirklich geſpannt,“ ſagt Kurt, indem er ſich dem Paare gegenüberſetzt.

„Die Einwilligung meiner Familie zu erlangen — daran iſt gar nicht zu denken. Die diplomatiſche Laufbahn, zu der ich beſtimmt war und deren erſten Poſten ich in kurzem antreten ſollte, iſt unwiderbringlich zerſtört. Ohne Vermögen und ohne Anſtellung kann ich hierzulande überhaupt nicht leben —“

„Tröſtliche Ausſichten,“ ſchaltet Kurt ein.

„Rinetta kann als meine Frau unmöglich Geſangselevin bleiben; ebenſo unwiderbringlich vernichtet wie meine ſtaatsmänniſche, iſt ihre künſtleriſche Karriere. Sie aber bringt mir alle Opfer ebenſo freudig, wie ich ihr. Das habe ich im Kapitel Gegenliebe geleſen.“

Bei dieſen Worten führt er Roſas Hand, die er die ganze Zeit in der ſeinen hielt an den Mund. Sie lächelt und nickt ihm zu. Georg fährt fort:

„Wie ſie die meinen, ſo nehme ich auch alle ihre

Opfer an — nur das Opfer ihrer Mädchenehre kommt nicht in Betracht. Wenn ich der Schuft wäre, es zu fordern, ſo hätte ſie keinen Grund mehr, es zu gewähren, denn dann müßte im Kapitel Gegenliebe ſie im Zweifel ſein. Auf unſere Lage zurückzukommen: Mit dem hieſigen Leben und der hieſigen Geſellſchaft, die uns keinen Raum gewähren will, darin ein Neſt zu bauen, müſſen wir alſo vollſtändig brechen. Aber in einer neuen Welt wollen wir ein neues Leben beginnen. Ich beſitze ein paar Tauſend Gulden — das Erbteil meiner Tante — die werden gerade genügen, uns nach Amerika zu bringen und dort die erſte Zeit unſrer Exiſtenz, während wir uns nach einem Lebensunterhalt umſehen, zu friſten. Ein Verdienſt — was es immer ſei — zu finden, wird uns ſchon gelingen. Ich kann Sprachen- und Violinunterricht erteilen; auch Ninetta mag ihre Kenntniſſe verwerten . . . das wird ſich ſchon ergeben; die Hauptſache iſt — das Einzige iſt: wir ſind Mann und Weib — wir ſind glücklich!"

„O, mein Georg!" ſpricht Roſa und lehnt ihren Kopf an ſeine Schulter.

Er fährt fort, den Plan zu entwickeln, nach welchem ſein Augenblicksentſchluß ausgeführt werden ſoll: das Beſchaffen der nötigen Papiere — die Mittel, die Trauung möglichſt geheim zu vollziehen, und ſo weiter.

„Wenn Du wünſcheſt, Ninetta," beſchließt er, „ſo wollen wir ſogleich zu Deiner Mutter uns verfügen, um ihr die Sachlage mitzuteilen."

„Wäre es nicht an der Zeit", ſagt Kurt, „meine Schweſter zu holen und —"

Roſa ſpringt von ihrem Sitze auf.

„Nein, nein", unterbricht ſie lebhaft, „Fräulein von Grehlen iſt gar nicht zu Hauſe . . . Ich will ihr von meinem Glücke ſelber, und unter vier Augen, Mitteilung machen. Auch mit meiner Mutter will ich erſt allein ſprechen und ſie vorbereiten . . . Ich gehe jetzt zu ihr . . . Und Sie, Georg, entfernen ſich . . . Kommen Sie erſt morgen um dieſelbe Stunde wieder."

„Ich denke, der neue Bräutigam wird dieſer Entlaſſung nicht ſo ſchnell Folge leiſten wollen," ſagt Kurt.

„Doch," erwidert Georg, „ich bin es gewohnt, Ninetta zu gehorchen."

Der Grund, aus welchem er dem Wunſche ſeiner Braut ſo bereitwillig willfahrt, iſt dieſer: er wird zu Hauſe zu einem Familiendiner erwartet. Seine Eltern feiern den dreißigſten Jahrestag ihrer Vermählung. Bei einem ſolchen Feſte nicht anweſend zu ſein, wäre nicht nur höchſt auffällig, aber Georg hat auch nicht das Herz dazu. Er weiß, welchen Kummer ſeine bevorſtehende Flucht über Vater und Mutter bringen ſoll,

— heute wenigſtens will er ihnen noch die Liebe zeigen, die er für ſie hegt . . .wer weiß, ob es ihm jemals im Leben noch beſchieden ſein wird, einer ſolchen Feier beizuwohnen . . .

Mit dieſen wehmütigen Gedanken will er ſeine Ninetta nicht betrüben, daher gibt er als Grund ſeines Gehorchens nur ſeinen Gehorſam an.

„Auf morgen denn, Teurer, Einziggeliebter", wiederholt Roſa und nach einer letzten Umarmung und einem ihrem Bruder zugeflüſterten „Kein Wort! . . . Morgen iſt Papas Geburtstag . . . das ſei mein Glückstag", verläßt ſie das Zimmer.

Jetzt erſt teilt Georg ſeinem Freunde mit, warum ihm dieſe Entlaſſung für heute willkommen war. Dann verabſchiedet er ſich ſofort, da ihm die Kaminuhr zeigt, daß es ſchon höchſte Zeit ſei.

„So will ich Dich nicht zurückhalten", ſpricht Kurt. „Es bleibt alſo dabei — morgen um Fünf. Komm vorerſt auf mein Zimmer — und hiernach ſtelle ich Dich meiner Schweſter vor. Du bleibſt uns natürlich zum Eſſen, wo wir dann zu Dreien — will ſagen zu Vieren — Eure geheime Verlobung feiern.

XVII.

Der folgende Vormittag bringt einen Rieſenveilchenſtrauß nebſt einem liebesüberſtrömenden Brief an Fräulein Ninetta Krutzer in das Grehlen'ſche Haus. Nur durch die Abfaſſung dieſes Briefes hat Georg die Zeit auszufüllen vermocht, die ihn noch von der anberaumten Wiederſehensſtunde trennt.

Endlich ſchlägt es fünf Uhr — und da läßt auch ſchon Kurts Diener den Grafen Stohr in ſeines Herrn, Arbeitszimmer ein.

„Ah! Du biſt pünktlich!" ſagt der junge Mann ſeinem Freund mit ausgeſtreckten Händen entgegengehend.

„Ich wäre am liebſten ſchon um neun Uhr früh gekommen. Wie geht es Ninetta? — wo iſt ſie? ... was ſagt ihre Mutter zu unſern Plänen? Und was ſagt Deine Schweſter dazu? Und bleibt es dabei, daß —"

„Ich kann doch nicht zehn Fragen auf einmal beantworten. Komm ſetzen wir uns ... beruhige Dich ..."

Georg wirft ſich in den angebotenen Lehnſeſſel.

„Beruhigen? Du haſt leicht reden ... Wie heißt es doch im Liede: Glück ohne Ruh, Liebe biſt Du.“

„Sag' mir aufrichtig: Biſt Du denn ſo ganz und gar glücklich? Gibt es — wie ſoll ich ſagen, um mich recht poetiſch und gemeinplätzig auszudrücken? — Gibt es keinen Wermutstropfen in Deinem Freudenbecher?“

„Doch. Mit Dir kann ich offen ſein. Zweierlei iſt mir an der Sache bitter. Einmal — und das iſt das Geringere — der Gedanke an meine zukünftige Schwiegermutter; ich kenne ſie nicht, und weiß Gott, wie ſie ſein mag —“

„Eine einfache Haushälterin, mein Lieber. Ich begreife, daß dieſes verwandtſchaftliche Verhältnis Dir nicht zulächelt. Und was iſt die zweite Bitternis?“

„Der Schmerz den ich meinen Eltern bereiten muß — die lange — vielleicht ewige Trennung von meinen Lieben ...“

„Das begreife ich auch. Und Deine eigene unſichere Zukunft? Deine dahin geopferte Laufbahn gegen ein ſorgenvolles Leben, für welches Du Dir die Mittel erſt auf zweifelhafte Weiſe erkämpfen mußt?“

„All' das fällt nicht in's Gewicht. Da wäre meine Liebe nur ſchwach, wenn ſie dieſen Kampf nicht

freudig und zuverſichtlich auf ſich nähme. Zuverſichtlich, weil Ninetta ein verſtandes- und charakterſtarkes Mädchen iſt. Angenehmer wäre es mir freilich, wenn ich den mir beſtimmten Beruf hätte treu bleiben dürfen, und wenn ich mit meiner Lebensgefährtin eine glatte Straße — wo auch ihr die Sorge erſpart geblieben — hätte wandeln können. Aber das wäre gar zu ſchön geweſen! So vollkommen glücklich darf kein Menſch ſein, wie es ſcheint."

„Das iſt ein altes Jammerthal-Vorurtheil, mein Lieber: das vollkommene Glück iſt das Ziel der Menſchheit. Die Einen — die Tiefinnerſten zumal — verſetzen es unter den Namen Seligkeit in's Jenſeits; wir andern wollen es durch die fortſchreitende Kultur der irdiſchen Wirklichkeit abgerungen wiſſen. — Und wie iſt das geſtrige Familienfeſt ausgefallen?"

„Ach, das iſt's ja eben! Die weihevolle Stimmung dieſer Feier brachte die Gefühle in höhere Wallung: Die Eltern zeigten uns Kindern doppelte Zärtlichkeit, und verſtärkte Kindesliebe ſtieg auch in meinem Innern auf. Dabei ſchmerzte mich das Bewußtſein, daß dieſe Thueren bald bittere Thränen um mich vergießen werden. „Du biſt meine Freude, Georg," ſagte mein Vater, nachdem ich mit ihm angeſtoßen; „weißt Du, wie Du meinen und Deiner Mutter liebſten Wunſch

erfüllen könnteſt?“ „Nun?“ fragte ich beklommen. „Wenn Du heirateteſt. Sieh, Dein Onkel hier weiß eine prächtige Partie für Dich, — verſuche Dein Glück: Fräulein Roſa von Grehlen ſoll das liebenswürdigſte und reizendſte Mädchen der Welt ſein.“

Um Kurts Lippen zuckt es freudig. „Meine Roſa iſt wirklich ein liebwertes Geſchöpf. Nun, Du wirſt ſie ja heute kennen lernen.“

„Du haſt mir noch nicht geſagt, wie Deine Schweſter die Mitteilung Ninettas aufgenommen hat: Iſt ſie unſrer Liebe hold?“

„O, ungeheuer hold. Noch nie hat ein Mädchen über die Heirat eines andern ſich ſo gefreut, wie Roſa über Ninettens. Aber jetzt komm — nicht hier ſollſt Du ſie kennen lernen.“

„Sondern in ihrem Veilchenzimmer? Führe mich hin.“

„Nein, auch dort nicht. Folge mir nur.“

Kurt geht ſeinem Freunde voran und geleitet ihn durch mehrere Gemächer. Dann öffnet er eine Thüre:

„Tritt ein — dieſes iſt unſere Kapelle.“

Auch hier duftet es nach Veilchen. Roſa hat den Strauß, den ſie heute vom Verlobten bekommen, in einer Vaſe zu Füßen des väterlichen Bildes aufgeſtellt; letzteres iſt durch den mittels Reflektor darauf fallenden Schein einer Lampe hell erleuchtet. Die Vorhänge ſind

heruntergelaſſen und der übrige Raum wird durch eine von der Decke herabhängende Ampel nur matt erhellt.

Georg ſieht ſich um: Fräulein von Grehlen iſt nicht da.

„Eure Kapelle?“ wiederholt er erſtaunt.

„Ja; dieſes Zimmer iſt dem Andenken unſeres Vaters geweiht. Jedes Stück, das Du hier ſiehſt, iſt eine Reliquie . . .“

„Und dies ſein Bild, nicht wahr? O der ſchöne, milde Kopf!“ Er ſpricht leiſe, wie man in Kirchen zu ſprechen pflegt.

„In jener Kaſſette ſind ſeine nachgelaſſenen Briefe aufbewahrt; einer davon ſoll heute eröffnet werden. Täglich bringen wir — Roſa und ich — eine Stunde in dieſem Raume zu — in Verkehr mit Ihm, den wir verloren haben.“

„Und mich, den Profanen, führſt Du in dieſes Heiligtum? — hier ſoll ich Deine Schweſter kennen lernen?“

„Ja — das hat ſie ſelber ſo beſtimmt — und bald wirſt Du verſtehen, warum . . .“

Georg fühlt ſich eigentümlich bewegt — als ob ihm etwas großes bevorſtände, etwas geheimnisvolles, ſchickſalentſcheidendes . . .

Kurt öffnet die Thüre eines Nebenzimmers und ruft:

„Roſa!“

Dann macht er einen Schritt zurück, um der Eintretenden Eingang zu gewähren.

In feſtlichem weißen Abendkleid, Perlen in die ſchwarzen Flechten gewunden, mit glühenden Wangen und hochwogender Bruſt, tritt die Glückliche herein.

„Ninetta!“ ruft Stohr, die Arme ausbreitend.

„Meine Schweſter — Roſa von Grehlen,“ ſtellt Kurt vor.

Georg ſtößt einen Schrei aus und ſinkt vor der holden Erſcheinung in die Knie.

Roſa beugt ſich zu ihm herab:

„Mein Geliebter, mein Verlobter, ſteh auf!“

Er gehorcht und reißt ſie ſtürmiſch an ſein Herz.

„Nun, Schwager — gibſt Du jetzt zu, daß vollkommenes Glück nichts menſchenunmögliches ſei? . . . Und ſiehſt Du ein, warum wir dieſen ſeligen Augenblick in unſerer Kapelle feiern wollten?“

Darauf hin, von Georg ſtürmiſch befragt, gibt Kurt in kurzen Worten die Löſung des ganzen Rätſels; erklärt, aus welchen Gründen ſich Roſa bei der Geſanglehrerin unter dem Namen einer gar nicht exiſtirenden Ninetta Krutzer eingeführt; und warum ſie dem unter dieſer Maske eroberten Freier gegenüber, die Maske ſo lange nicht fallen ließ, bis ſie von deſſen

uneigennützigſter und opferwilligen Liebe den beglückenden Beweis gewonnen.

„Und jetzt, Kinder, werdet ihr euch viel zu ſagen haben — ich will euch allein laſſen. Nicht ganz allein," fügt er hinzu, auf das Bild zeigend: „mit dieſem da... In einer halben Stunde wird die Speiſeglocke zum Verlobungsmahl rufen."

Nachdem Kurt das Zimmer verlaſſen, ſetzt ſich Roſa in einen Lehnſeſſel, der ſeitwärts unter dem lebensgroßen Bilde ihres Vaters ſteht.

„Hole mir jenes Käſtchen und ſtelle es hierher auf den kleinen Tiſch ... Jetzt ſchiebe Dir den Pouff zu meinen Füßen her und ſetze Dich."

Georg thut wie ihm geheißen. Nachdem er ſich zu Roſas Füßen niedergelaſſen, nimmt er ihre Hand in die ſeine, legt den Kopf auf die Armlehne ihres Seſſels und ſchaut liebend zu ihr auf. Sie läßt ihre andere Hand auf ſeinem Haare ruhen und ſo bleiben ſie eine zeitlang in ſtummem Entzücken, Aug' in Auge verſenkt.

Dann richtet ſich Roſa auf, macht ihre Hand frei und öffnet das nebenſtehende Käſtchen, aus dem ſie einen Brief hervorſucht.

„Sieh her, Geliebter, wenn nicht jetzt — wann wäre je für mich der Augenblick gekommen, dies zu

erbrechen?“ Sie deutet auf die Überschrift: „Wann Du Dich vollkommen glücklich fühlst.“

„Das ist auch an mich adressiert,“ sagt Georg.

„Darum lese ich es in Deiner Gegenwart — und in der Deinen, geliebter Schatten,“ fügt sie hinzu, indem sie den Blick zu dem Bilde erhebt.

Sie küßt das Papier, wie sie dies jedesmal zu thun pflegt, wenn sie sich anschickt, ein Schriftstück ihres Vaters zu lesen, öffnet den Umschlag und zieht den Bogen hervor.

„Hör' zu, mein Georg, ich will laut lesen; von nun an soll ja alles, alles zwischen uns geteilt sein — Freud und Leid, Lust und Andacht.“

Georg verändert seine sitzende Stellung in eine knieende:

„Ich höre,“ spricht er ehrerbietig.

Mit bewegter Stimme beginnt Rosa zu lesen:

„Also glücklich bist Du, mein blühendes Rosenkind — vollkommen glücklich? Und um zu wissen, was ich dazu sage, erbrichst Du diesen Brief? Vor allem: vergiß, daß ich todt bin — diese Lesestunde soll uns eine Freudenstunde sein und da muß man alle Grabesgedanken verscheuchen. Bedenke dies: während des Schreibens der gegenwärtigen Zeilen habe ich mich so lebhaft und so froh in die zukünftige Zeit versetzt, in

der Dich das Schickſal berechtigt haben wird, dieſes zu leſen, daß ich da ſo zu ſagen ein Stückchen meines Lebensgeiſtes für Dich eingekapſelt habe, der nun, nachdem Du das Behältnis geöffnet, demſelben in aller Friſche entſteigen mag, Dich fröhlich und liebkoſend zu umwehen . . .

Roſa hält eine Minute inne, dann fährt ſie fort:

„Glücklich biſt Du — und ich mit Dir! Aber an der Beſcherung iſt ſicher ein Dritter ſchuld . . . Und wer weiß, ob dieſer Dritte nicht etwa unſerm Geſpräche beiwohnt? Wenn mich nicht alles täuſcht, ſo biſt Du jetzt eben nur in ſolchen Momenten *vollkommen* glücklich, wo der Geliebte an Deiner Seite weilt . . . Mir kann's recht ſein: Der junge Mann iſt mir ja im höchſten Grad ſympatiſch. Hörſt Du, mein Sohn? — im höchſten Grade ſympatiſch. Ein lieber, guter, prächtiger Menſch biſt Du, ſonſt hätteſt Du meine Roſa nicht erobert, und ihr nicht Anlaß gegeben, dieſe meine Worte zu vernehmen. Alſo richten ſich dieſe Worte auch an Dich, Herzliebſter meines herzliebſten Kindes. Ich *danke* Dir — ſelbſt Glücklicher, für das Entzücken, mit dem Dein Weſen und Deine Liebe die Seele der Glücklichen erfüllt!

Das war doch eine gute Idee von mir, durch dieſes Schreiben die Freude mir zu ſichern, in Eurer

Verlobungsſtunde — denn dieſe wird wohl die erforderliche Stimmung geſchaffen haben — bei Euch ſein zu dürfen. Aber bitte, mich nicht als Komödien-Vater zu betrachten, der ſegnende Hände über Eure Häupter breitet, und dieſe Gelegenheit benutzt, um das geduldig ehrfurchtsvolle Paar mit einer rührſeligen Predigt zu moleſtieren: „Lebt in Treue und Eintracht und wandelt den Weg der Pflicht; erziehet Eure Kinder fromm, ſeid ein Beiſpiel ehelicher Tugenden," und dergleichen mehr. Ich weiß ja nicht einmal, ob es ſich um eine Ehe im bürgerlichen Sinne handelt — unter Verlobungsſtunde verſtand ich nur die Stunde, wo zwei Herzen zum erſtenmale in einander fließen, denn das iſt die Stunde vollkommenen Glücks und in dieſem letzteren liegt die Weihe. Demnoch, ja: ihr werdet auch geſetzlich Mann und Weib und könnt vor aller Welt die Stirn hoch tragen — denn außerhalb des Vollbewußtſeins ihrer Ehre, gäbe es für meine ſtolze Tochter kein vollkommenes Glück.

Ich kann Euch nicht ſagen, was mich vor dem Begriffe „Glück" für ein Reſpekt erfüllt. Von der Majeſtät des Unglücks wird gar viel dahergefaſelt — namentlich in tiefinnerem Stile; aber mir iſt vor der Erhabenheit des Glückes auch gar ehrerbietig zu Mute. Wenn ich Menſchen recht herzlich ſich freuen

ſehe, ſo entlockt mir das viel leichter Thränen der Rührung, als wenn ich ſie klagen höre. Roſa, reiche dem Deinen, der da mit Dir lieſt, die Hand hin — dulde es nur, daß er Dich umſchlinge, — laß das Blatt für einige Augenblicke ſinken und küßt Euch ...

So — und jetzt nach einer Pauſe, ihr Gehorſamen — ſagt: liegt in der Verzückung des Vollglücks nicht ein myſtiſches Etwas, welches darauf hindeutet, daß Ziel und Schuldigkeit des Univerſums die Seligkeit ſei und daß wir mit jeder hohen Freude ein Teilchen dieſes allgemeinen Schuldpoſtens abgetragen haben? ...

Kinder, ich will Euch nicht ermahnen, Euer Glück feſtzuhalten, noch Euch wünſchen, daß es ſich ewig gleich bleibe, denn weder Ermahnungen noch Wünſche ſind zu etwas nütze; — aber dieſes hängt von Euerem Willen ab: prägt Euch dieſe Stunde ins Gedächtnis ein und was die Zukunft Euch immer Trübes bringen möge, merkt Euch für immerdar: — wer nur einmal im Leben vollkommenes Glück gekoſtet, der hat nicht vergebens gelebt, der muß dankbar ſein, daß er geboren ward.

Nur Eines will ich Dir befehlen, Roſa: Vernachläſſige Deine Kunſt nicht — nächſt der Liebe und dem Wiſſen — iſt dieſe die lauterſte Quelle des Glücks.

Darauf hin entſchweb' ich wieder. Nur keine Trauer, nur keine Seufzer . . . Nicht es zu trüben — Euer vollkommenes Glück — es zu teilen war ich gekommen . . . Lächelt mir nach!

Siegbert."

* * *

Für den nächſten Abend hat ſich Roſa einen vergnüglichen kleinen Empfang bereitet, von dem ſie ſich allerlei Unterhaltung und Überraſchung verſpricht.

Die Geladenen ſind: Georg, General Grehlen, die Damen Helmerfeld, Herr und Fräulein Gindt, Herr und Fräulein Belten. Letztere ſind noch in dem Wahn gelaſſen, daß ſie zu Fräulein Krutzer kommen. Die Verwandlung der armen Geſangselevin in ein reiches Edelfräulein war eine der bevorſtehenden Überraſchungen; die andere ſollte dem General Grehlen, durch die Begegnung mit dem Grafen Stohr bereitet werden. Wie würde der gute Onkel B. ſtaunen, den Schützling des Onkels A. da zu finden — und zwar in der Eigenſchaft eines erklärten Bräutigams . . Und als beſondere Luſtbarkeit ſollte der Zuſammenprall der beiden Tiefinnerſten — Gindt und Belten — wirken. Man müßte die Beiden auf ihre Steckenpferde ſetzen und ein Turnier aufführen laſſen, wobei die Zitate

für das Anti-T.-J.-Vereins-Archiv nur so schwirren würden.

Es ist halb Neun. Georg hat wieder, wie gestern, bei seiner Verlobten und deren Bruder gespeist, und jetzt sitzen die Drei im kleinen Salon, der Ankunft der Gäste gewärtig.

Der erste ist Onkel Rudolf.

„So, da bin ich, Kinder! Grüß' Dich Gott Rosett'l, Amorett'l! und Servus alter Quartband-Borkenkäfer! Bin wieder der Erste, wie immer . . . nein, doch nicht: da ist ja schon jemand . ."

Georg verneigt sich. Kurt stellt vor.

„Graf Stohr-Merseburg — General von Grehlen."

„Ah, sehr erfreut. Sind Sie etwa der Neffe meines Freundes Leopold Kostenetz?"

„Derselbe, Exzellenz."

„Oho? Das gefällt mir von Ihnen . . Wie ich höre, sind Sie ein angehender Gesandter? Schöner Beruf."

„Ich bin in der That bereit, den ersten Botschafterposten, der mir anvertraut wird, mit Vergnügen anzunehmen. Einstweilen werde ich mich aber begnügen, künftigen Herbst meine Laufbahn als Attaché in Rom zu beginnen."

„Rom? Gratuliere. Schöne Frauen. — Aber gefährliche Rivalen an den Lilabestrumpften. Rosett'l

auf ein Wort!“ Er zieht ſeine Nichte etwas bei Seite. „Weißt Du, das iſt derſelbe Stohr, von dem ich Dir neulich geſprochen . . hübſcher Burſch! Er hat ſich alſo doch bei Euch eingeſchlichen? Der Arme, wenn er wüßte, wie Du ihm ſchon im Voraus alle Hoffnung abgeſprochen.“

„O, ſei ruhig, Onkel. Ich weiß ihn ſo kalt zu behandeln, daß er über meine Geſinnung bald im Klaren ſein muß. Schau nur zu: ich werde ihm jetzt wieder ſo etwas Kaltes anthun.“

„Sei nur nicht grob.“

„Ohne grob zu ſein, kann ein Mädchen einem jungen Herrn ganz deutlich zu verſtehen geben, daß ſie ihn nicht mag.“

Roſa nähert ſich von rückwärts dem Seſſel, auf welchem Georg ſitzt. Und dieſem plötzlich mit den Händen die Augen verdeckend, küßt ſie ihn auf das Stirnhaar und ſagt: „Wer iſt das?“

Georg faßt ihre beiden Hände und ſpringt auf.

„Ich hab's erraten,“ lacht er — „'siſt meine Braut.“

„Kreuzquatemberhimmelſchwere Not!“ ſchreit der General. „Wer wird denn da zum beſten gehalten, wer? Der ehrwürdige Onkel und ſtrenge Vormund in einer Perſon? Na, das ſollt Ihr mir büßen: ich verweigere meine Einwilligung. Und Du Kurt, geh'

hin und fordere den jungen Herrn sofort auf — Meteorsteine."

Rosa fliegt dem alten Herrn um den Hals.

„Du lieber Wüterich! — Bist gewiß froh, mich los zu werden?"

„Freilich bin ich froh, Du intrigante Libelle, Du. Nur habe ich die Partie stiften wollen .. Wir waren doch zwei Onkel im Verwaltungsrate — und nun macht der Andere alles allein hinter meinem Rücken fertig, über mich so gewiß — als wäre ich ozonreiche Luft — hinübersetzend."

„Nein, nein!" sagt Kurt, „der andere Onkel hat bei der Sache — die keinem kommerziellen Unternehmen gleicht, und keinerlei Verwaltungsräte noch Emissionspapiere bedurfte — gar nichts zu thun gehabt. Das hat Gott Amor ganz auf eigene Faust besorgt."

„So erklärt mir —"

Aber die Erklärung muß auf später bleiben, denn jetzt kommen nach einander die erwarteten Gäste an. Zuerst die Cousinen Helmerfeld, dann Herr Gindt (den der General mit „wünsche innersten Abend" begrüßt) samt Tochter; zuletzt Beltens in Begleitung des Fräuleins — Vroni Stranzelhuber.

„Mich haben's zwar nit eing'laden, liebe Krutzer," sagt diese, auf Rosa zugehend, „aber wie ich g'hört

hab', daß die Ortrud zu Ihnen kommt, hab' ich mich aug'ſchloſſen. Hinauswerfen werden's mich doch nit."

„Sehr erfreut, im Gegenteil" — lächelt Roſa. Und ſie iſt wirklich erfreut. Zwar durfte eine Stranzelhuber keine beſtändige Beſucherin ihres Salons werden, aber für dieſen Abend konnte ihr komiſches Weſen zu der erwarteten Luſtbarkeit nur beitragen.

„Aber hören's — wie Sie da prachtvoll wohnen! Oder is das die Wohnung von Ihrer Frau Mutter ihrer Herrſchaft?"

„Die Herrſchaft, liebes Fräulein, bin ich ſelber .. Ich muß Ihnen nur geſtehen — und auch Ihnen, Herr Kapellmeiſter und Fräulein Ortrud —, daß ich bei Contini meinen Namen verſchwiegen, um als Kunſteleviu und nicht als Dilettantin behandelt zu werden. Jetzt aber will ich dieſer Verſtellung ein Ende machen und mich auch der Meiſterin enthüllen. Mein Name iſt Roſa von Grehlen —"

„Die ſteinreiche Grehlen — no, i küß d'Hand!" bemerkt Broni halblaut.

„Hier," fährt Roſa fort — „Sie erlauben, daß ich Sie bekannt mache: — mein Bruder Kurt; mein Onkel, General von Grehlen; dieſen Herrn kennen Sie" —

„Der Prochtgroſ," wie die Ilona ſagt," murmelt Broni wieder.

„Graf Stohr-Merſeburg, mein Bräutigam," beſchließt Roſa die Vorſtellung.

Aus den Augen des Profeſſors ſchießt ein zorniger Blick, den er jedoch mit dem geſenkten Lid verſchleiert. Fortan ſetzt er eine gleichgiltige Miene auf, und was immer ſeine Empfindungen ſeien, er hält ſie im tiefſten Innern verborgen.

Aurelie wirft ſich ihrer Couſine um den Hals;

„O Du Holde — nimm meine heißeſten Wünſche entgegen! Alſo vom Roſenjoch der Ehe willſt Du die ſüßen Ketten tragen? Möge Hymens Fackel Dir ſegnend durch des Lebens Pfad als Stütze dienen . . . Graf Stohr, nehmen auch Sie meine Wünſche aufrichtigſt an: Sie haben an der Braut nicht nur einen Engel, ſondern auch eine Perle, eine mit allen Tugenden und glänzenden Vorzügen ausgeſtattete Roſenknospe —"

„Sie ſprechen mir aus der Seele, mein Fräulein."

„Gratuliere Dir, mein Kind," läßt ſich nun Mama Helmerfeld vernehmen. „Heiraten iſt, wenn nicht immer, ſo doch meiſtens, des Mädchens Beſtimmung und jedenfalls war es Dir — wenigſtens laſſen die Umſtände darauf ſchließen — beſtimmt, einem Mann die Hand zu reichen, der in vielen — oder ſagen wir, in allen, oder wenn auch nicht in allen, ſo doch in den meiſten Beziehungen würdig iſt, Dir an Wert

gleichgeſtellt — oder doch an die Seite geſtellt zu werden.“

Georg verneigt ſich:

„Sie ſchmeicheln mir, Baronin.“

Gindt flüſtert ſeiner Tochter zu, daß ſie doch auch Glück wünſchen müſſe.

„Ich weiß nicht, was ich ſagen ſoll, Papa . . “.

„Du mußt“ und er ſtößt ſie in Roſa's Nähe.

Mit Verlegenheitsröte übergoſſen, ſtammelt Malwine:

„Fräulein Roſa . . . Im Kloſter habe ich gehört: . . . Wer heiratet . . . thut gut . . thut . . und wer . .“

Die unglückliche Textanführung wird noch zu rechter Zeit von Fräulein Stranzelhuber unterbrochen:

„Darf ich auch gratulieren, verehrte Exkollegin? Ich hab' a herzliche Freud drau, zu ſehen, daß Sie ſo an ſaubern, vornehmen Bräutigam haben. Aber die Ilona Valhazy wird berſten vor Neid — g'ſchieht ihr ſchon recht, der frechen Kredel . . . Das Singſang gebens natürlich auf?“

„Meine Kunſt aufgeben? Gewiß nicht. Vielleicht wäre ich in meinem neuen Glücke geneigt geweſen, dieſelbe ein wenig zu vernachläſſigen, aber auch das iſt mir unterſagt — von einer Seite unterſagt worden, wo ich gehorchen muß.“

„Von der Stimme Ihres inneren Genius,“ ſagt

Fräulein Ortrud. „Doch dieſem Genius zu danken, müſſen Sie fortan nur der erhabenen und keuſchen Muſe des deutſch-klaſſiſchen Geſanges ſich weihen. Nicht wahr, Vater?“

Der Kapellmeiſter macht die gewiſſe ſegnende Handbewegung, welche auf einen ſalbungsvollen und ergiebigen Redeſtrom hoffen läßt.

„Ja, ja,“ fällt Roſa ein; „ich bin ganz einverſtanden: predigen Sie mir ein wenig in's Kunſtgewiſſen, Herr Kapellmeiſter. Aber vorerſt ſetzen wir uns ... So: hierher — Georg, neben mir; Herr Belten — mir gegenüber — Sie neben an, Herr Profeſſor Gindt; ich möchte auch Ihre Meinung über dieſen Gegenſtand erfahren.“

Die ganze Geſellſchaft nimmt auf den verſchiedenen Sitzmöbeln Platz, welche im Halbkreis den Kamin umſtehen.

„Jetzt kommt die Hauptnummer meines Programms“ flüſtert Roſa ihrem Bräutigam zu: „T. J. zweiſtimmig —“ Und laut zu ihrem Gegenüber: „Sie wollten mir alſo ſagen, Herr Kapellmeiſter?“

„Dieſes, mein Fräulein. Daß Sie die edelſte aller Künſte nicht vernachläſſigen ſollen; aber lieber vernachläſſigen, als fälſchen. Daß heißt, Sie dürfen nur die deutſche Muſik pflegen. Die innere Berech-

tigung der Menſchennatur, ſofern Sie der unentweihten Volksſeele entſtammt, findet nur in germaniſcher Kunſt den wahrhaft edlen, tief begründeten Ausdruck.“

„Sind Sie auch dieſer Anſicht?“ wendet ſich Roſa an Gindt.

„Ich geſtehe offen“ antwortet er, „daß ich von Muſik abſolut nichts verſtehe. Wer ſich die ernſte Philoſophie als Lebensmeiſterin erkoren, der kann nicht zugleich mit der heiteren Muſe tändeln.“

„Da iſt Ihnen das wahre Weſen der Muſik nicht aufgegangen,“ entgegnet Belten eifrig, „wenn Sie glauben, es beſtehe in heiterer Tändelei. Dieſelbe iſt vielmehr höhere Offenbarung, als Philoſophie; ſie iſt ſo recht die Vermittelung des geiſtigen Lebens zum ſinnlichen, der einzige unverkörperte Eingang in eine höhere Welt des Wiſſens. Schopenhauer, der das, was die Welt erſchafft und erhält, einfach „Wille“ nennt, ſagt: Die Muſik iſt ein ſo unmittelbares Abbild des ganzen Willens, wie die Welt ſelbſt es iſt; ja, wie die Ideen es ſind, deren vervielfältigende Erſcheinung die Welt der einzelnen Dinge ausmacht. Die Melodie erzählt uns, ſagt der Frankfurter Philoſoph weiter, die Geſchichte des von der Beſonnenheit beleuchteten Willens, deſſen Abdruck in der Wirklichkeit die Reihe ſeiner Thaten iſt.“

„Sehr richtig," bestätigt der General.

„Sie ist eine zweite Wirklichkeit," fährt Belten ermuntert fort, „welche mit der ersten völlig parallel geht und stellt in ihren Gebilden die ganze Entwicklungsreihe der Regungen und Wesen dar, die aus dieser Kraft des Allwillens hervorgehen. Auch das Elementare der Menschheit, als Masse, als Volk, spiegelt sich hier wieder."

„In der That" bemerkt Kurt, „Wie z. B. im Volkslied „O du lieber Augustin", oder „der Mensch ist kein Kroat" auch „In Weidlingau, da ist der Himmel blau".

Belten hört nicht und spricht weiter:

„Die kontrapunktliche Polyphonie, die obligate Stimmführung und thematische Arbeit, welche unausgesetzt als Grundlage des Ganzen waltet — es ist die zeugende Flut, aus welcher die Welt aufsteigt, der sichere Grund des Elementaren, auf dem der Mensch wandelt."

„Worauf wandelt der Mensch?" unterbricht Georg.

„Auf der zeugenden Flut des Urelementaren" antwortet der General in dem Tone, in dem man etwas selbstverständliches berichtet. Und leise fügt er hinzu: „Jedenfalls braucht er da gute Galoschen."

„Es liegen der Musik auch die hohen Zeichen des

Moralſinnes zu Grunde“ beſchließt Belten ſeinen Vortrag „Das heißt, es ſpricht ſich in ihr zugleich der Beſtand unſeres reinmenſchlichen Weſens aus.“

Georg neigt ſich zu ſeiner Braut: „Soll ich an die Wand mit ihm, auf die Knie mit ihm?“ fragt er leiſe. „Soll er erklären, was der „Beſtand des reinmenſchlichen Weſens“ ſei, oder unter meiner droſſelnden Hand dieſen Beſtand aushauchen?“

„Nein, nein — aufgepaßt: jetzt fängt die zweite Stimme ihr Solo an.“

„Was Sie da geſprochen haben, Herr Kapellmeiſter,“ ſagt Gindt, „zeigt an ſich von ebenſo ernſter Empfindung, als von tiefer Geiſteskraft; mit Bezug auf Muſik jedoch, das muß ich aufrichtig bekennen, klingt es mir — ſpaniſch Meiner Anſicht nach iſt es nur die Wiſſenſchaft vom Schönen, und die transzendente Erkenntnis des Idealen, was den Knotenpunkt unſerer innerſten Entwicklung zum reinen Menſchentum hin abgibt. Hier nur, von unmittelbarer, ungetrübter Naturempfindung ausgehend, wird uns der befreite Blick ins Leben gewährt, der nach tiefſtem, innerem Ueberwindungsprozeß unſere volle menſchliche Seelenart zur Entfaltung kommen läßt.“

„Meine Herrſchaften“ ſagt Georg; „wenn wir noch lange ſo im Halbkreiſe fortphiloſophieren, ſo dürften

Manche unter uns ſich etwas langweilen. Ich ſchlage ein Geſellſchaftsſpiel vor. Daſſelbe wird ſo geſpielt: Man ſchreibt auf kleine Zettel verſchiedene Worte und Wortfolgen erhabenen Stils auf, wie z. B. Urweſen, Lebensbeſtand, Verinnerlichung u. dgl.; miſcht die Zettel untereinander, läßt dieſelben ziehen, und verbindet die Worte in der Reihenfolge, in welcher ſie gezogen worden, zu einer einzigen möglichſt kommaloſen Periode. Dieſe fällt dann bei jeder Ziehung anders, aber immer weisheitsſtrotzend aus."

Die Geſchwiſter und der General gehen auf die Idee ſofort ein und jeder von ihnen ſchreibt ein paar Worte auf. Die Andern, wie das ſchon bei neu vorgeſchlagenen Geſellſchaftsſpielen ſo geht, verhalten ſich verſtändnislos und ſchauen zu. Roſa legt die zuſammengerollten Zettelchen auf eine porzellanene Taſſe und läßt den Profeſſor ziehen. Dann rollt ſie dieſelben auf und lieſt die Worte ab, welche Georg nun in der Reihenfolge niederſchreibt. Das Reſultat iſt folgendes:

Innenleben — Urkraft — geſamte Perſönlichkeit — tiefſte Tiefe — elementar — eigenſtes Selbſt — zum Austrag bringen — rein menſchlich — ſittlicher Ernſt — Eigenart — Bethätigung.

Jetzt heißt es, dieſe Worte in der gegebenen Reihenfolge zu verbinden. Daraus macht Georg:

„Wer ſein Innenleben urkräftig mittels ſeiner geſamten Perſönlichkeit bis in die tiefſte Tiefe des elementaren eigenſten Selbſt zum Austrag bringt, der hat auf reinmenſchliche Weiſe den ſittlichen Ernſt ſeiner Eigenart bethätigt.“

Hierauf muß der Kapellmeiſter ziehen. Das ergibt:

„Die elementare Urkraft des reinmenſchlichen Innenlebens iſt zugleich der mit dem eigenſten Selbſt zum Austrag gebrachte ſittliche Ernſt einer in ihrer tiefſten Tiefe bethätigten Geſamtperſönlichkeit.“

Oder in anderer Ordnung:

„Die Bethätigung des urkräftigen eigenſten Selbſt u. ſ. w.

Oder: „Die elementare Reinmenſchlichkeit des ſittlich ernſt zum Austrag gebrachten Innenlebens u. ſ. w.“

Kurz: Die Varianten ergeben allemal einen Ausſpruch von tiefinnerlichſter Klarheit und laſſen ſich ſo oft vervielfältigen, wie das bekannte: „Wenn der Froſch über den Spucknapf ſpringt und der Storch die Luft verſchlingt„ oder „wenn der Spucknapf den Storch verſchlingt und die Luft über den Froſch wegſpringt.“

Das Spiel findet bei den Andern keinen Anklang. Nur die anweſenden Mitglieder des Anti-T.-J.-Vereins verſprechen ſich noch manchen Spaß davon, und

nehmen ſich vor — zur Förderung der guten Sache — es in ihren Kreiſen zu verbreiten.

Jetzt wird der Thee herumgetragen. Dann beantragt das Fräulein vom Hauſe, daß ein wenig Muſik gemacht werde. Fräulein Broni, zum tiefſten Ekel des Herrn Belten, gibt ihr Bravourſtückchen, die Proch'ſchen Variationen, zum beſten. Georg trägt eine Melodie auf der Violine vor, und ſeinem ſeelenvollen und wahrhaft künſtleriſchen Spiele gelingt es, nicht nur Roſa um einen Grad verliebter zu machen, ſondern auch dem Kapellmeiſter ein „Recht brav, recht anſtändig" zu entlocken.

„Was iſt nun mit Dir, Kurt?" frägt der General ſeinen Neffen. „Da Dir die Schweſter wegheiratet, wirſt Du nicht auch daran denken, Dir eine Frau zu ſuchen?"

Gindts horchten geſpannt auf.

„Vorläufig nicht, lieber Onkel" antwortet der junge Mann, „Ich habe den Entſchluß gefaßt, durch einige Jahre große Studienreiſen in fremde Weltteile zu unternehmen. Wenn man als Naturforſcher etwas leiſten will, ſo muß man nicht nur aus Büchern, ſondern aus dem noch lange nicht ausgeleſenen Buche der Natur zu lernen trachten. — Nicht, daß ich mich Jenen vergleichen wollte — aber wir haben das Beiſpiel an den Weltumſeglungen Humbolds, an der berühmten Beagle-Fahrt Darwins, an der Indienreiſe Häckels . .

Professor Gindt gibt das Zeichen zum Aufbruch:

„Komm, Malwine, es ist schon spät, wir wollen uns empfehlen.“

Bald darauf entfernten sich die Andern; nur Rudolf von Grehlen und Georg bleiben noch eine zeitlang zurück.

„Wenn ich nur wüßte“ sagt Rosa nachdenklich, „was diese T.-J. gar so zuwider macht?“

„Das erklärt sich leicht“ antwortet Kurt. „Es ist ihre Verachtung der Alltäglichkeit und der Wirklichkeit. Sie sparen alle ihre besseren Regungen und alle ihre etwaige Liebenswürdigkeit für eine außerhalb des gewöhnlichen Lebens liegende Traumwelt, die sich nur durch Phrasen „bethätigen“ läßt, und sind in der Wirklichkeit das, was sie die letztere stets nennen: trocken und kalt.“

Georg sagt für den nächsten Tag den Besuch seines Vaters an, in dessen Begleitung die Verlobten sich sodann zur Gräfin Stohr verfügen würden.

„Wie heiter doch die Zukunft vor Euch liegt, Ihr Quadratglückskinder!“

„Das ist wahr, Onkel!“ erwidert Georg. „Auch sind wir dafür dankbar im tiefsten Innern —“

„Mit elementarem Urgefühl“ schaltet Kurt ein.

„In unserem gesamten, vollsten, eigensten in sich geschlossenen Selbst“, bekräftigt Rosa.

„So möget Ihr denn“ beſchließt der General — „Du Kurt, in Deinem Beruf als Unterſucher von Gletſcherflöhen und ſubmarinen Quallen; — und Ihr Zwei, als ein in Liebe vereintes herrliches Menſchenpaar — möget Ihr die in der tiefſten Tiefe Eurer Innennatur ruhenden Kräfte zu freiem Spiel gelangen laſſen und dieſelben in ideal harmoniſcher Entfaltung.. Entfaltung . . .

„Ausleben!“ ergänzen lachend die drei Andern.

Ende.

*PB-09300-SB
5-23
C

Druck von Hallberg & Büchting in Leipzig.

PT
2533
S3T5

PT 2533 .S3 T5 C.1
Die Tiefinnersten Roman von B
Stanford University Libraries
3 6105 037 756 892

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
CECIL H. GREEN LIBRARY
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004
(415) 723-1493

All books may be recalled after 7 days

DATE DUE

DEC 8 0 1995 —LL
JAN 1 2 1996